D.L. 1155

D.L. 822

fol.° 102/3

Phil
3518
-2-

Stunden
des
einsamen Nachdenkens
im
Schosse der schönen Natur.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Vom
Herausgeber des Elpizon.

[Verfass: Sintenis Chr. Fr.]

Zweiter Theil.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer.
1810.

Inhalt.

31. Glückseligkeit und Seligkeit. ; ; ; Seite 3
32. Religiosität. ; ; ; , ; ; — 16
33. Glaubenstreue in ihrer Rühmlichkeit. ; — 29
34. Selbstverleugnung und Selbst nicht verleugnung. ; ; ; ; ; ; ; — 41
35. Gute und böse Zeiten. Weissagungen in bösen Zeiten. ; ; ; ; ; ; — 56
36. Ehrenrettung der menschlichen Natur in sittlicher Hinsicht. ; ; ; ; ; — 68
37. Ewiger Progres für den Menschen auf seiner höheren Seite. ; ; ; ; ; — 81
38. Drei unschätzbare Arten von Wahlfreiheit im menschlichen Leben. ; ; ; ; — 92
39. Seelenhoheit bei zurückgewiesenem Guten. — 103
40. Das Fragen der Kinder. ; ; ; — 114
41. Freude an fremder Besserung. ; ; — 124
42. Berufstreue. ; ; ; ; ; ; — 136
43. Geistige Umbildung. ; ; ; ; — 145
44. Gerechter und ungerechter Patriotismus. — 153

45. Wiedervergeltungsrecht, das die Gesellschaft handhabt. . . . . Seite 168
46. Das männliche Alter der Christusreligion. . . . . — 178
47. Edle und unedle Festigkeit. . . . . — 191
48. Monumente. . . . . . . — 201
49. Klugheit und Herzensgüte in schönem Verein. . . . . . . — 210
50. Deutsche Vorwelt. . . . . — 222
51. Tiefe Verehrung eines über Alles erhabenen Weltregirers. . . . . — 232
52. Was ein Tag nicht thun kann?! . — 244
53. Allerächteste Sittenlehre. . . . — 253
54. Der Mann über Sechzig hinaus. . — 264
55. Eindrücke, die es auf uns machen soll, wenn uns ganz unerwartet grosses Gutes oder Böses begegnet. . . . — 276
56. Ganzer und halber Kölerglaube. . . — 287
57. Leidensgrösse. . . . . . — 298
58. Mittelstrasse. . . . . . — 309
59. Menschenerkentnis von Seiten des Herzens. . . . . — 320
60. Selige Rückerinnerungen. . . . — 332

Stunden des einsamen Nachdenkens im Schosse der schönen Natur.

Ein und dreissigste Stunde.

Glückseligkeit und Seligkeit.

Glückseligkeit ist äuserliches Heil — Heil meiner sinnlichen Natur; Seligkeit ist inneres Heil — Heil meiner geistigen Natur. Ist nun meine geistige Natur die höhere, so mus mir auch ihr Heil schätzbarer sein, als das Heil meiner sinnlichen Natur; Seligkeit mus mir Mehr sein, als Glückseligkeit, und nach ihr mus ich hauptsächlich streben.

Ganz unter sich selbst und unter seiner menschlichen Würde handelt der, welcher Glückseligkeit über Seligkeit setzt, und hauptsächlich nach äuserlichen Gütern, nach Reichthum, Gewalt und Menschengunst, und nach sinnlichen Ergötzlichkeiten, strebt. Als ein wahrer Mensch handelt nur der, welcher Seligkeit über Glückseligkeit setzt, und hauptsächlich nach Gütern des Geistes und Her-

zens, nach richtigen Erkentnissen und gutem Bewustsein, nach wackerer Anwendung der Vernunft und des Gewissens, nach Weisheit und Tugend, strebt.

Das weis ich sehr gut, daß mir Glückseligkeit nicht Nichts sein müsse; ich meine ia nur, Seligkeit müsse mir Mehr sein. Allerdings soll man sich auch nicht übervergeistigen, nicht vor der Zeit sich verengeln wollen. Der Keim zum Engel liegt zwar im Menschen; aber seine Entwickelung bleibe dem Tode überlassen! Noch befindet er sich unter einer Erdrinde, die der Tod erst zerstören mus. Ihn vorher schon gewaltsam selbst entwickeln wollen, gelingt nicht. Es ist ein zu unnatürliches Unternehmen, und alle unnatürliche Unternehmungen müssen mislingen. Die sinnliche Natur hat ihre Rechte, und behauptet sie; ia, sie rächt sich oft bis zum Abscheu an denen, welche es wagen, selbige mit Füssen treten zu wollen. Für die Wahrheit dieses Satzes geben die Klöster und Eremitagen, die geheimen Geschichten der Mönche und Nonnen, der Einsiedler und Einsiedlerinnen, unzähliche Beweise. Traun! es ist besser, in der Welt zu bleiben, für sie nützlich zu werden, und

in ihr unschuldig zu geniessen, als aus ihr zu gehen, ein Taugenichts für sie zu werden, und hinter ihrem Rücken auf vermaledeite Sinnengenüsse zu verfallen.

So wahr es aber ist, daß man sich nicht übervergeistigen solle, so wahr ists auch, daß man sich nicht überversinnlichen solle. Man mus sich nicht vor der Zeit verengeln wollen; man mus sich aber auch noch weit weniger ganz verthieren wollen. Das Thier blickt so schon genug am Menschen noch hervor; wer wollte den an sich schon häufigen Hervorblick desselben in den Haupt- oder gar Allenblick verwandeln, welchen er gewährte? Die sittliche Narur hat noch höhere Rechte, als die sinnliche, und behauptet sie; wehe, dreimal wehe dem, der solche mit Füssen zu treten wagt! Ueber lang oder kurz wird er jämmerlich dafür büssen müssen. Es werden Stunden für ihn kommen, in welchen ihn die Vernunft anklagt, und das Gewissen verdammt; wer wird da sein Sachwalter sein? Die Sinnlichkeit etwa, der er fröhnte? Er selbst wird den ihr geleisteten Frohndienst verfluchen.

Unter allen goldenen Mittelstrassen ist es die goldenste, daß man das Streben nach Glückselig-

keit weder ganz vernachlässige, noch übertreibe. So lange du noch Erdbürger bist, bedarfst du freilich der Erdengüter und Erdengenüsse; du bedarfst ihrer aber nicht im Uebermasse, und mit dem Tode hören sie auf, die deinigen zu sein. Den Reichthum must du dann zurücklassen — die Macht must du niderlegen — das sinnliche Wohlleben hat ein Ende für dich, und — den Nachruhm, wenn du ihn auch hättest, hörst du nicht. Die wahren Güter aber, die Güter des Geistes und Herzens, bleiben auf immer die deinigen. Die Weisheit begleitet dich in die Heimat der Geister — die Tugend bauet dir Elisium — die Aussaat der Menschenliebe in der Zeitlichkeit schaft dir eine goldene Erndte in allen Tiefen der Ewigkeit.

Je mehr ich über die Sache nachdenke, desto mehr finde ich sogar, daß iener Weise Recht gehabt habe, welcher behauptete, daß es gar keines besondern Strebens nach Glückseligkeit bedürfe, sondern, daß das Streben nach Seligkeit Streben nach Glückseligkeit zugleich sei, und daß der, welcher auf iene recht ausgehe, diese gleichsam nebenzu bekomme. (Es versteht sich, daß er hier nicht übermässige, sondern nur zureichende Glückseligkeit meinte.) Mit dem Streben nach

Glückseligkeit aber verhält sich's nicht ebenso; vielmehr, wer auf diese recht ausgeht, bringt sich um alle Seligkeit.

Wahr ists und bleibts doch, daß Geistes- und Herzensgüte in der Regel auch äuserliche Güter und sinnliche Genüsse gewähren. Der Mann von Weisheit und von grossen nützlichen Erkentnissen pflegt dem Thoren und Ignoranten vorgezogen, hochgeachtet, begünstigt, belohnt, zum Freunde gesucht, zur Theilnahme an geselschaftlichen Freudengenüssen eingeladen zu werden, u. s. w. Dem Manne von edlem Karakter, von gemeinnützigen Verdiensten, von unzuermüdender Thätigkeit für das Gute, pflegt Dasselbe zu widerfaren. Eine treue Erfüllung der Pflichten, nicht nur der vollkommenen, sondern auch der unvollkommenen — diese Hauptquelle alles inneren Heils, aller Seligkeit — pflegt auch Gewinn aller Art im Aeuserlichen abzuwerfen.

Wie? es wäre z. B. nicht wahr, daß die Erfüllung der Pflicht der Mässigkeit — man verstehe unter ihr blos die Mässigung der wirklichen Genüsse, oder die Mässigung aller Affekten zugleich — der sicherste Weg zu einer dauerhaften Ge-

sundheit, zu männlicher Kraftfülle, zu einem langen Leben, und nicht nur zum Greisesalter überhaupt, sondern auch vorzüglich zu einem glücklichen und allein wünschenswerthen Greisesalter sei? — So sieh doch nur um dich her, und betrachte alle deine Bekannten; du must, warlich, du m u s t daran glauben.

Wie? es wäre ferner nicht wahr, daß die Erfüllung der Pflicht der Arbeitsamkeit und der Geschäftstreue der s i c h e r s t e Weg dazu sei, daß man sein hinreichendes Auskommen haben, bequem und froh leben, und sich im sogenannten Wohlstande befinden möge? — So sieh doch nur um dich her, und betrachte alle deine Bekannten; du must, warlich, du m u s t daran glauben.

Wie? es wäre auch nicht wahr, daß die Erfüllung der Pflicht, die Ruhe Anderer nicht zu stören, sondern vielmehr friedfertig, nachgebend, nicht blos gerecht, sondern auch billig, nicht blos nicht beleidigend, sondern auch bei erhaltenen Beleidigungen versöhnlich, zu sein, der s i c h e r s t e Weg zu äuserlicher Ruhe für sich selbst, zum Frieden um sich her, zur zuverlässigeren Hofnung auf billiges Behandeltwerden von Andern, und auf fremde Vergebung, wenn man ihrer auch zu ge=

wissen Zeiten bedarf, sei? — So sieh doch nur um dich her, und betrachte alle deine Bekannten; du must, warlich, du must daran glauben.

Wie? es wäre nicht wahr, daß die Erfüllung der Pflicht, Verleumdete zu vertheidigen, und Unschuldigverfolgte in Schutz zu nehmen, der sicherste Weg sei, einst, wenn man auch verleumdet wird, auf Ehrenrettung von guten Mitbürgern, und, wenn man auch unschuldig verfolgt wird, auf Schutz von mächtigen Mitbürgern fest rechnen zu können? — So sieh doch nur um dich her, und betrachte alle deine Bekannten; du must, warlich, du must daran glauben.

Wie? es wäre nicht wahr, daß die Erfüllung der Pflicht, Leidenden, die die Natur, oder das Schicksal, drückt, aus allen Kräften beizustehen, der sicherste Weg sei, gleichen fremden Beistandes in gleichen Fällen sich getrösten zu können? — So sieh doch nur um dich her, und betrachte alle deine Bekannten; du must, warlich du must daran glauben.

Wie? es wäre nicht wahr, daß die Erfüllung der Pflicht, ein treuer Gatte und ein ganzer Vater zu sein, der sicherste Weg sei, ein glückliches Hausleben zu führen, und Freude an seinen Kin=

dern zu erleben? — So sieh doch nur um dich her, und betrachte alle deine Bekannten; du must, warlich, du must daran glauben.

Wie weit könnte ich diese Auseinandersetzung des aufgestellten Satzes noch treiben, daß mit treuer Pflichtenerfüllung auch äuserlicher Gewinn aller Art verbunden zu sein pflege! mir ists aber an dem iezt Gedachten genug.

Und — so kümmerts mich dann auch weiter nicht, wenn sich's nicht immer so verhält, und wenn nicht immer Geistes- und Herzensgüter auch äuserliche Güter und sinnliche Genüsse gewähren, oder, wenn nicht immer das Streben nach Seligkeit auch als erfülltes und gekröntes Streben nach Glückseligkeit erscheint. Genug, in der Regel ists so, und ich für mein Theil mag keine Glückseligkeit, welche ich nicht durch Streben nach Seligkeit erlangt, oder doch wenigstens verdient habe.

„Was würden, wenn sie dich so sprechen hörten, dieienigen dazu sagen, welche durch ihre Geburt schon Glückliche wurden, oder die das Schicksal anderweithin, wohl in der Mitte ihres Lebens vielleicht erst, durch seine sonderbaren Begünstigungen zu Glücklichen machte? . . . Was sie da-

zu sagen würden, könnte mir gleichviel gelten; genug, ich habe Recht. Die Edleren unter ihnen würden mir auch gewis gleich Recht geben, und unaufgefordert erklären, daß sie ihr empfangenes unverdientes glückliches Loos erst noch nach verdienen müsten; die Uebrigen, welche hierzu nicht beistimmten, stellten sich ia doch dadurch nur selbst an den Pranger der Menschheit.

Jede Regel hat ihre Exceptionen; also auch die obenerwähnte. Wer sich in einem der Exceptionsfälle von dieser Regel befindet — wem sein Streben nach Seligkeit nicht auch Glückseligkeit gewährt, der halte sich um so herzlicher an die Seligkeit, welche er erstrebte und errang, und finde in ihr Ersatz für die ihm abgehende Glückseligkeit! . . . Dis ist keineswegs ein leerer, bodenloser Rath; die Weisesten, wenn sie in so einem Falle waren, gaben sich ihn iederzeit selbst, und fanden ihn sehr gegründet und heilsam.

Was mag denn auch wohl über das Wohlgefallen gehen, welches man an sich selbst hat? Solch Wohlgefallen kann der mit Recht haben, welcher ein an Geist und Herz ausgebildeter Mensch ist, und das Bewustsein in sich trägt, daß er seine Bestimmung erfülle. Reichthum an Erkentnis —

wie weit überwiegt er Reichthum an Geld und Gut! Besitz der Gewalt über sich selbst durch veredelte Grundsätze und Gesinnungen — wie weit überwiegt er den Besitz äuserlicher Gewalt über Andere! Hinblick auf vieles und grosses gestiftete Gute — wie weit überwiegt er die Aussicht auf bevorstehende grosse sinnliche Freudengenüsse! Wem also Reichthum an Geld und Gut versagt wird, der freue sich als Weiser um so mehr über seinen Reichthum an Erkentnissen! Wem Gewalt über Andere versagt wird, der ergötze sich als Edler um so mehr an seinen schönen Grundsätzen und Gesinnungen, und an der durch sie errungenen Gewalt über sich selbst! Wem Aussichten auf bevorstehende grosse sinnliche Freudengenüsse versagt werden, der erquicke sich als Verdienstvoller um so mehr an den Rück- und Hinblicken auf sein gestiftetes Gutes! Auf solche Weise wird das Wohlgefallen, welches er an sich selbst hat, ihn für das Misfallen entschädigen, welches er an seinem äuserlichen Zustande hatte, und so wird ihm seine Seligkeit die ihm abgehende Glückseligkeit reichlich ersetzen.

Solch Wohlgefallen an sich selbst verbürgt dann aber auch den Beifall des grossen Unsichtba-

ren, der Regent im Geisterreiche ist. Wie? der Allweise sollte den Weisen — der Allheilige den Heiligen — der Urheber alles Guten den Gutesstifter, nicht schätzen? Gott sollte die nicht schätzen, welche vorzüglich nach Gütern des Geistes und Herzens, nach Aehnlichkeit mit ihm, streben, und ihre Bestimmung erfüllen? Gewis sind sie Alle ebenso Gegenstände des göttlichen Wohlgefallens, wie sie Gegenstände ihres eigenen sind. Wie fühlt sich aber der Mensch durch die Ueberzeugung gehoben, daß er dem Urbilde aller Vollkommenheit gefalle! Kann er darüber nicht den Abgang des Beifalls einer ganzen Welt vergessen? Und — welche Freudigkeit zu Gott nun dabei! Bei einer solchen Ueberzeugung wartet man nicht darauf, daß der Gedanke an ihn sich gelegentlich aufdringe; man ruft ihn selbst herbei, ruft ihn kindlichen Muths herbei, und findet in ihm die schönste Nahrung für Geist und Herz. Man pflegt trauten, innigen geistigen Umgang mit dem Wesen aller Wesen, welches er der Seele vorhält; man erblickt mit Gewisheit alle Schicksale der Menschen unter der Leitung dieses Urwesens, und wird zufriden mit dem seinigen; Man nimmt der Zukunft wegen Verlas auf dis Wesen, daß man bei fortgesetztem

Streben nach Seligkeit auch so viel Glückseligkeit erhalten werde, als nöthig und heilsam ist.

So ists wahr, daß Alles darauf ankomme, daß man mit Recht Wohlgefallen an sich selbst habe, und des göttlichen Wohlgefallens gewis sei! Man geniesse beide recht herzlich, so wird man die Erfarung davon machen, daß Seligkeit Abgang an Glückseligkeit ersetze.

Oefnen sich denn aber nicht auch Jedem, dessen Streben nach Seligkeit nicht zugleich auch erfülltes und gekröntes Streben nach Glückseligkeit wird, und dem erworbene Geistes = und Herzensgüter nicht auch äuserliche Güter und Genüsse im gerechten Masse erwerben, Aussichten in das Bessere über das Grab hinaus? So halte er sich doch auch recht an diese! Er versetze sich oft schon im Geiste in die Welt, welche überall vollkommener eingerichtet sein wird, und in der nicht nur Seligkeit, sondern auch Glückseligkeit, mit Weisheit, Tugend und Verdienst gleicheren Schritt halten werden! — —

Der du mich mit menschlicher Würde bekleidetest — Allschäpfer! — stärke und segne mich dabei, wenn ich fortfare, dieser meiner Würde gemäs, für das Heil meiner geistigen Natür haupt=

sächlich zu sorgen, und nach Gütern des Geistes und Herzens vorzüglich zu streben! Was du mir daneben an äuserlichen Gütern und Freuden zutheilen wirst, soll mir Genug sein. Ueberschwenglicher Glückseligkeit bedarf es nicht; Seligkeit aber kann man nie zu überschwenglich haben.

Zwei und dreissigste Stunde.

Religiosität.

Was ist Religiosität, über deren Mangel in meinem Zeitalter so geklagt wird? — der Antwort hierauf gehe die Frage voraus, was sie nicht sei!

Religiosität ist nicht Frömmelei, Andächtelei, Spiel mit heiligen Gefühlen, Liebe zum Misticism.

Religiosität ist nicht steife Anhänglichkeit an unfruchtbare Kirchen- und Sektendogmen, Festhalten an altväterische sogenannte Orthodoxie, wörtlicher Katechismusglaube, ganzer oder halber Kölerglaube.

Religiosität ist nicht strenges Betreiben eines blossen leeren Cerimonienwesens, wobei nichts gedacht, wohl aber oft viel gegaukelt wird.

Sondern — Religiosität ist innigstes Glauben an unsere höhere Natur, an ein allerhöchstes Wesen und an höhere ewige Zukünfte für uns.

Wenn der Begrif der Religiosität so bestimmt wird, von welchem unverkennbaren erhabenen Werthe ist sie! In der That, dann wirft man sich ihr in die Arme, sobald man noch auf sich selbst, auf seine Tugend und Ruhe etwas hält. Wie heilsam ist doch das Nachdenken hierüber in einem Zeitalter, wo Viele es zum guten Ton rechnen, ganz irreligiös zu sein, und es für die höchste Aufklärung halten, gar nichts zu glauben!

Unschätzbar ist der Werth einer solchen Religiosität, wie ich sie mir iezt angab. — Bei ihr fühlt sich der Mensch erst recht in seiner Hoheit und Würde... Mit Selbsterhebung über alles Andere, was auf der Erde ist, lebt und empfindet, ruft er sich nun zu — „Du bist nicht blos zur Sinnenwelt gehörig; du gehörst auch zu einer höheren, übersinnlichen Welt, zur Welt sittlicher Wesen; wie viel Mehr bist du, als Alles, was dich umgibt, und was dein Auge erblickt! An der Spitze dieser moralischen Wesenwelt steht ein allerhöchster Geist; mit ihm, mit Gott, bist du verwandt. Frei, wie Er, kannst du dich selbst zu deinem Thun bestimmen, und, wenn du Einbussen in der Sinnenwelt, wenn du Leiden und Tod nicht scheuest, so kann dich nichts,

auch der mächtigste und wütendste Tirann nicht, zwingen, wider deinen Willen zu handeln. Je mehr du dich nun zum Guten selbst bestimmst, desto ähnlicher wirst du dem obersten Geiste, desto verwandter wirst du mit Gott. Und — ie verwandter du mit ihm wirst, ein desto höherer Gegenstand seiner Achtung wirst du. Dis wirst du nicht nur — du bleibst's auch, und wirst's noch immer mehr werden. Nicht blos für dieses kurze Erdenleben bist du bestimmt, sondern zu einer ewigen Fortdauer, und in dieser zu ewigen Progressen in deiner Verwandtschaft mit Gott." — Wie exaltirt mus der werden, welcher diesen Zuruf sich thut! So ist bei Religiosität, die ächter Art ist, erst volles Gefühl menschlicher Hoheit und Würde. Wer sollte sich dieses Gefühl nicht gönnen? Wie viel raubt sich ein Mensch, wenn er sich's raubt, indem er nicht innigst an seine höhere Natur, an Gott und an höhere Zukünfte für sich glaubt!

Unschätzbar ist der Werth einer solchen Religiosität, wie ich sie angab. — Bei ihr wird man, wenn man zum Guten schon geneigt war, noch eifriger dazu . . . Ja, man kann zum Guten schon geneigt sein ohne all

sein Zuthun; wie z. B. blos aus Temperament. Es gibt sehr glückliche Temperamente, welche zur Mässigkeit, zur Eintracht, zur Versöhnlichkeit, zum Mitleid, zu thätigem Beistande u. s. w. stimmen. So kann man auch zum Guten schon geneigt sein blos aus Erziehung. Wer kennt nicht den Segen einer edlen Edukation, bei der man zum Wahrreden, zum Worthalten, zur liebevollen Beurtheilung Anderer, zum nützlichen Wirken, zur Genügsamkeit, zur Selbstüberwindung, zur Selbstverleugnung u. s. w. gewöhnt wird? Ist man aber zum Guten schon ohne sein Zuthun geneigt, so wird man bei Religiosität noch eifriger dazu.

Sobald man sich in den Glauben an seine höhere Natur einweihet, sieht man auch ein, daß man, als ein moralisches Wesen, von seiner Willensfreiheit auch Gebrauch, und zwar nur vernunftmässigen und edlen Gebrauch, machen müsse. Man sieht also ein, daß man bei iedem Handeln, das von Belang ist, sich selbst bestimmen müsse. Man sieht aber auch ein, daß man es nicht darauf ankommen lassen dürfe, daß Temperament und Erziehung uns zu diesem oder ienem Guten hinlenken, sondern daß man sich selbst, wie überhaupt

nur zum Guten, so auch zu allem und iedem Gulen, bestimmen müsse; denn nur hierdurch wird die höhere Natur ausgebildet, und ihre Ausbildung ist die Hauptsache unseres menschlichen Seins. Man spricht alsdann zu sich — „Als Vernunftwesen bist du ein freies Wesen, und hangst nicht von Mechanismus und Organisation, sondern von deinem eigeneu Willen, ab; begib dich also dieses grossen Vorrechts nicht! Dein eigener Wille mus aber auch seine Abhängigkeit von deiner Vernunft anerkennen, welche dir die schöne Freiheit gab. „ „Handle selbst, spricht die Vernunft, handle aber iederzeit meinen Aussprüchen gemäs!““ Dis ist das Gesetz der Freiheit, das du von ihr mit der Freiheit selbst zugleich erhalten hast. Nur unter der Bedingung, daß du dieses Gesetz beobachtetest, gab sie dir die Freiheit. Das Gesetz führt dich aber blos aufs Gute hin; so befolge es auch als Vernunftwesen aus Achtung für dich selbst, und bestimme dich immer zum Guten! Du verwirfst dich sonst, und verleugnest deinen wesentlichen Karakter.“ — — So macht den, der zum Guten schon geneigt war, der Glaube an seine höhere Natur noch eifriger dazu.

Sobald man sich ferner in den Glauben an Gott einweihet, fängt man auch an zu erkennen, daß die Aussprüche der Vernunft, welche man aus Achtung für sich selbst zu befolgen hat, eigentlich die seinigen sind, und daß man, wenn man der Vernunft gehorche, im Grunde ihm gehorche. Da man nun unmöglich Gottesglauben haben kann, ohne sich auch zur Gottesverehrung verpflichtet und hingezogen zu fühlen, so überzeugt man sich auch bald, daß Gehorsam gegen Gott nur den Namen seiner Verehrung verdiene. Führen aber alle seine Aussprüche, die wir durch die Vernunft in Empfang nehmen und hören, auf das Gute hin, so mus man sich ia auch zugleich überzeugen, daß man durch Liebe zum Guten, durch Pflichterfüllung, durch Tugend, ihn einzig und allein wahrhaftig verehre. O wer, dessen Herz für Gott schlägt, sollte nun nicht, wie schon aus Achtung für sich selbst, so aus Ehrfurcht gegen Gott, zu allem Guten noch eifriger werden? — Es kommt dazu, daß man dabei alsdann seiner vorzüglichen Liebe gewis sein könne. Gewis sein können durch Liebe zum Guten der vorzüglichen Liebe nicht nur des Allseligen, sondern auch des Allbeseligenden — welch ein Gedanke

voll Stärkung und Kraft zum Guten für das zum Guten sich schon hinneigende Herz! — Sollte nicht auch Gott, dessen durch die Vernunft an uns ergehende Aussprüche Tugend von uns fordern, wie ein zärtlichbesorgter Vater an uns handeln, der seinen Kindern bei Befolgung seiner für ihr Heil gethanen Aussprüche zu Hülfe kommt? O heilige dich nur der Tugend! Der dich zu ihr berief, wird dich auf tausenderlei Weise zu ihrer Ausübung stark machen. — So wird der, welcher zum Guten schon geneigt war, durch den Glauben an Gott noch eifriger dazu.

Sobald man sich endlich in den Glauben an höhere ewige Zukünfte einweihet, bekommt man auch eine weit höhere Ansicht von dem Heile, welches Liebe zum Guten, Tugend und Rechtschaffenheit, schaffen. Dieses Heil ist nun nicht blos auf die Vergänglichkeit beschränkt; es ist ein die Vergänglichkeit überdauerndes, ein ewigwährendes Heil, und — da brüste sich der Materialist, der mit Hier Alles für sich geschlossen glaubt, mit seiner Tugend, wie er will; es bleibt doch ausgemacht wahr, daß der Glaube an Fortdauer ohne Ende die stärkste Stütze der Tugend sei. Ohne ihn müßte es ia doch zuletzt heissen, daß unsere ge-

samte sittliche Ausbildung im Grunde vergeblich gewesen wäre, und daß es mit ihr dieselbe Bewandniß gehabt habe, wie mit der Vervollkomnung unseres äuserlichen Zustandes. Der Materialist berufe sich nicht auf das Beispiel der Reichen und Mächtigen, welche, wohlwissend, daß der Besitz ihres Reichthums und ihrer Macht einst ein Ende habe, dennoch nach Reichthum und Macht eifrigst strebten; er ziehe keine Linie von hieraus auf moralische Ausbildung, um darzuthun, daß also das eifrigste Streben nach dieser auch dabei bestehen könne, wenn man gleich wisse, daß ihr Besitz einst ein Ende habe. Ich möchte nicht hinsehen, wie die Reichen und Mächtigen, von denen er spricht, vollends handeln würden, wenn sie glauben könnten, daß ihre Erwerbungen und Besitzungen von unvergänglicher Dauer für sie wären. Mit welcher noch weit unersättlicheren Gier würden dann die Reichen nach Vermehrung ihres Reichthums, und mit welcher unzubändigenden Wut die Mächtigen nach Ausdehnung ihrer Macht streben! So aber setzt der Gedanke an den endlichen Verlust ihrer Habe und ihrer Gewalt ihrer Gier und Wut nach Mehr noch zuweilen einzig und allein eine menschlichere Grenze. Ists also wohl dem, der

nach sittlicher Ausbildung strebt, zu verargen, wenn der Gedanke, daß sie am Ende doch wohl vergeblich gewesen sei, seinem Streben nach ihr Grenzen setzt? Ganz grenzenlos aber wird sein Streben nach ihr sein, wenn sie als sein schönster Erwerb auf ieden Fall sein Eigenthum bleibt, ihn in höhere Welten begleitet, ewig mit ihm fortdauert, und — was noch Mehr ist, ewiglich noch progredirt. — So macht den, der zum Guten schon geneigt ist, der Glaube an höhere ewige Zukünfte für ihn noch eifriger dazu. — — So ist ächte Religiosität überhaupt auch in dieser Hinsicht von unschätzbarem Werthe.

Unschätzbar ist der Werth einer solchen Religiosität, wie ich sie angab. — Bei ihr findet man Ruhe, wenns an Ruhe gebricht . . . Wer an seine höhere Natur glaubt, dem liegt diese auch zum meisten am Herzen. Er bekümmert sich vorzüglich um sein inneres Heil; äuserliches, wenn es ihm zu Theile wird, nimmt er zwar dankbar an, leidet er aber bald hier, bald da, Abgang daran, so setzt er sich bald darüber weg, und weis sich deshalb zu trösten. „Die Sache — wie schön ists, ihn so sprechen zu hören! — ia, die Hauptsache ists für mich, daß ich

immer weiser und besser werde. Dis kann ich werden in ieder Lage und unter allen Umständen. Ja, es ist psichologisch erwiesen, und durch die Erfarung bestätigt, daß man in bedrängten Lagen und unter widrigen Umständen der Weisesten und Besten Einer werden könne. Dis will ich durch die Lükken, welche das Schicksal in meinem äuserlichen Zustande lässt und macht, zu werden suchen, und dadurch selbige ergänzen. Es gehe mir also, wie es wolle; mein Bestes ist geborgen."

Wer an Gott glaubt, der hört nicht nur in den Aussprüchen seiner Vernunft die Stimme Gottes, sondern er sieht auch in den Gängen seines Schicksals die Hand Gottes; er hört in ienen, und sieht in diesen den Willen Gottes. Wie er sich nun zum Thun des göttlichen Willens entschlos, so entschliesst er sich auch zum Erdulden desselben. Der leidende Gehorsam scheint ihm noch schöner zu sein, als der thuende, weil er bei ihm im Aeuserlichen allemal verliehrt, statt daß er in der Regel bei diesem äuserlich zu gewinnen pflegt; so leistet er ihn auf das kindlichste, und findet dabei die ihm fehlende Ruhe. Bleibt z. B. Einer seiner liebsten Wünsche unerfüllt, so ergreift er den Gottesglauben, und denkt ganz zufriden —

„der Allweise, der Alles regirt, sieht gewis ein, es diene nicht zu meinem wahren Besten, wenn mein Wunsch erfüllt würde, und ich werde es in der Folge vermuthlich auch noch einsehen lernen." Oder — wenn ihm eine Unternehmung für das gemeine Wohl fehlschlägt, so ergreift er auch den Gottesglauben, und spricht demüthig — „zuverlässig passte sie nicht in den Plan des höchsten Weltregirers, und so war's gut, daß sie fehlschlug." Oder — wenn ihn unverschuldete und unverdiente Leiden treffen, so ergreift er auch den Gottesglauben, und ruft ergeben im Stillen aus — „der, welcher sie über mich ergehen lässt, will mich durch sie prüfen und heiligen; ich will mich bewährt finden lassen, und auch Duldertugend ausüben können."

Wer dann vollends auch noch an höhere Zukünfte glaubt, wie sollte er die Ruhe nicht finden, welche ihm gebricht? Sind ihm seine eigenen Schicksale dunkel und räthselhaft, so erwartet er ihre Enträthselung, wenn sie nicht hier erfolgt, doch von anderen Welten. Leidet er bis ans Grab, so hoft er auf einen besseren Zustand ienseits desselben. Wird er Zeuge von grossem Weltwirwar, und von einem anbrechenden Satansreiche, so ver-

läſſt er ſich darauf, daß dennoch ein Reich Gottes kommen müſſe, es ſei hier oder da, oder dort. Nähert ſich ihm der Vergang alles Irdiſchen, ſo ſieht er ihm heiter entgegen, weil er durch ihn in eine andere Ordnung der Dinge eintritt, die den Stempel höherer Vollkommenheit trägt, und in die er ſonſt nicht eintreten könnte. Nimmt ihm der Tod ſeine Lieben, ſo trocknet er ſeine Thränen über ihren Verluſt durch die ſüſſe Vorſtellung, daß dis nicht auf immer, vielleicht nicht einmal auf lange, geſchehe, ſondern daß ihn ſein eigener Tod wieder mit ihnen vereinigen, vielleicht bald wieder vereinigen werde. — Wem es alſo an Ruhe gebricht, bei ächter Religioſität findet er ſie.

Mit Recht wird daher ihr Werth unſchätzbar genannt; mit Recht wird gerathen, daß man ſich ihr in die Arme werfen möge, wenn man ſich noch aus ſich ſelbſt, aus Tugend und Ruhe, etwas macht.

Sehr zufriden kann der Weiſe damit ſein, wenn er in einem Zeitalter lebt, welches der Frömmelei, der Andächtelei, dem Spiele mit heiligen Gefühlen, dem Miſticiſm, den Abſchied gegeben hat; ſehr zufriden damit, wenn ſeine Zeitgenoſſen aufhören,

steife Anhänglichkeit an unfruchtbare Kirchen- und Sektendogmen, Festhalten an altväterische sogenannte Orthodoxie, wörtlichen Katechismusglauben, ganzen oder halben Kölerglauben, zu treiben; sehr zufriden damit, wenn man in seinen Tagen das strenge Beobachten eines blossen leeren Cerimonienwesens aufgibt. Dis Alles zeigt von wahrer Aufklärung, die der Weg zum Leben ist. Aber — wenn Religiosität, wie sie angegeben worden ist, iemals aufhören sollte, dann würde diese sogenannte höchste Aufklärung Verfinsterung werden; sie würde nicht der Weg zum Leben, sondern der Weg zum Verderben, die Pest der Menschheit würde sie sein.

Drei und dreissigste Stunde.

Glaubenstreue in ihrer Rühmlichkeit.

Mit der Liebe zum Vaterlande hat die Liebe zum Vaterglauben viel Aehnlichkeit. Das Land, in welchem ich geboren ward, das mich erzeugte, ernährte, erzog — der Glaube, in dem ich erwuchs, der mich von Jugend auf heiligte, tröstete, segnete — — ist nicht das Eine so wichtig für mich, wie das Andere? Wer ohne Schicksalsgeheis seinem Vaterlande den Rücken zukehren kann — wer ohne Vernunftgeheis seinen Vaterglauben aufgeben kann — — Keiner von Beiden rühme sich eines edlen Karakters! Was ist denn das, sein Vaterland verlassen wollen ohne Schicksalsgeheis? Undank, arger Undank ists. Was ist denn das, seinen Vaterglauben verlassen wollen ohne Vernunftgeheis? Leichtsinn, hoher Leichtsinn ists.

Die Aehnlichkeit der Liebe zum Vaterlande mit der Liebe zum Vaterglauben geht so weit, daß Beide nicht nur ihre Verirrungen haben können, sondern daß auch sogar in ihren Verirrungen die eine so schätzbar bleiben kann, wie die andere. Nur mus dieser Satz nicht gemisbraucht werden.

Ich habe es heute mit der Liebe zum Vaterglauben, mit der Glaubenstreue, zu thun. Ich erklärte sie, wie dit Landestreue, die Liebe zum Vaterlande, für rühmlich; will sie sich aber in dieser ihrer Rühmlichkeit behaupten, so mus sie zuförderst nöthigen Falls der Vernunft zu weichen bereit sein.

Es ist ia doch denkbar, möglich, daß der Glaube, zu und in welchem man erzogen ward, nicht der rechte sei. Wessen Glaubenstreue hier gleich so aufbrausen könnte, daß er ausriefe — „so ist mein Vaterglaube doch mir der rechte Glaube" — der geriethe in eine grosse Verirrung mit ihr. Auf solche Weise ist auch Juden, Türken und Heiden ihr Glaube der rechte; die Rede ist ia aber nicht davon, ob ein Glaube mir, oder dir, der rechte sei, sondern davon, ob er an sich der rechte sei. Zu sprechen — „das kümmert mich nicht, wenn mein Glaube nur mir der rechte ist" — verriethe gänz-

lichen Mangel an Wahrheitstrieb, der doch so eine schöne Mitgabe und Zierde des menschlichen Geistes ist. Es mus also Jedem, der auf menschliche Bildung Anspruch machen will, daran liegen, zu wissen, ob der Glaube, in dem er erzogen ward, auch der rechte Glaube an sich sei. Darum aber, weil man darin erzogen ward, kann er es unmöglich sein; sonst wäre der Glaube der Juden, Türken und Heiden, kurz, ieder Vaterglaube, der rechte. Dis gilt auch sogar von der Christenheit, die sich wieder in verschidene Kirchen und Sekten theilt, in deren irgend einer doch ieder Christ erzogen worden ist. Nein, der rechte Glaube an sich ist der, welcher mit der Vernunft vollkommen übereinstimmt — man mag nun in ihm erzogen worden sein, oder nicht — und, daß wir diesen besitzen möchten, daran mus uns Viel liegen.

Der Urheber unseres erhabenen Wesens hat uns mit unserem Glauben nicht an einen besonderen Glaubensverein, an eine gewisse Kirche, oder an das Sistem unserer Väter, gewiesen; er hat uns in Glaubensangelegenheiten, wie in allen wichtigen Angelegenheiten, an die Vernunft gewiesen. Die Vernunft ist die Prüferin aller Wahrheit — also auch, und vorzüglich, der Glaubenswahr-

heit. Was an ihrem Probirsteine nicht die Probe hält, das ist Irthum, und wer wollte Irthum ferner hegen, wenn er erfährt, daß er Irthum sei? Sobald wir also einsehen, und zur deutlichen Erkentnis davon gelangen — es sei durch eigenes Nachdenken, oder durch fremde Anleitung und Unterweisung — daß unser Vaterglaube nicht der rechte sei, oder doch wenigstens hier und da grosser Ausbesserung bedürfe, so mus unsere Glaubenstreue — und wenn sie auch einen mehr als tausendiährigen Glauben beträfe — der Vernunft weichen. Mit dem im Gebrauche der Vernunft fortgeschrittenen Geiste der Zeiten müssen auch wir fortschreiten. Thun wir es nicht gutwillig, so reisst uns der Zeitgeist am Ende doch wohl mit sich fort, und dann pflegt die Sache oft übel für das Herz abzulaufen. An die Stelle der Vaterglaubenstreue, mit der man sich nicht mehr öffentlich zur Schau stellen darf, tritt dann gern Mangel an allem Glauben.

Wenn es nicht so wäre, daß die Glaubenstreue der Vernunft weichen müsse, wie wäre an religiöse Ausbildung der Menschheit zu denken gewesen? So bestände noch der allererste Glaube; das mag mir ein schöner Glaube gewesen sein —

möchte man ihn wohl haben? Alle gebürende Achtung den heiligen Erzählungen von der menschlichen Urwelt! fängt aber nicht selbst nach Aussage derselben auch gleich die Religion mit Opfern an, die doch wohl nur in das Knabenalter der Vernunft gehören? Ich für mein Theil halte es in der Sache mit analogischen Schlüssen, und bin der Meinung, daß die Menschheit, wie sie sich in Betref aller ihrer Erkentnisse hat aus dem Staube hervorarbeiten müssen — als welches die Geschichte bestimmt genug angibt — es auch in Betref ihrer heiligsten Kentnisse nicht besser gehabt habe, und daß es ihr mit dem Glauben nicht anders gegangen sei, als wie mit allen Künsten und Wissenschaften. Mögen alte Dichter immerhin die Götter vom Olimp herabsteigen und die menschliche Urwelt unterrichten lassen! Das noch immer fortdauernde Fortschreiten in allen Erkentnissen, welches die Menschen selbst besorgen müssen, beweiset, daß sie auch die ersten Schritte dazu selbst besorgt haben. So auch in Ansehung der Religion. Die Fortschritte, welche diese selbst nach den heiligen Schriften seit Abrahams Zeiten, der doch auch noch glaubte, Gott könne seinen einzigen Sohn zum Opfer verlangen, gemacht hat, bestätigen ebenfals meine

Meinung. Das allererste Haus — wie mag es ausgesehen haben? Ich möchte nicht darin wohnen. Der allererste Glaube — wie mag er gelautet haben? Ich möchte mich nicht zu ihm bekennen. Ohne Zweifel war er Ohngötterei, aus der hernach Abgötterei entstand, die späterhin der Verehrung des wahren Gottes zwar, aber doch nur einer unrichtigen Verehrung desselben, Platz machte, bis auch diese endlich wieder der richtigen Gottesverehrung Platz machen muste. Wer die Berichte unserer Seefahrer und Weltumsegler von dem Glaubenszustande iener Völker, die noch bis auf den Tag ihres Entdecktwerdens in ihrer Kindheit lebten, gelesen hat, der erblickt mit mir darin das Bild der Urmenschheit überhaupt. Nur dadurch also, daß die Treue gegen den Väterglauben der sich immer mehr ausbildenden Vernunft wich, verbesserte sich also nach und nach die grosse Glaubenssache.

Gings denn nicht auch sogar so in der christlichen Kirche? wodurch entstand die preiswürdige Reformation des sechzehnten Jahrhunderts? Entstand sie nicht dadurch, daß die Glaubenstreue ihrer Stifter der Vernunft wich? Wären wir nicht, wenn dis nicht geschehen wäre, noch in die christ-

liche Finsternis des Mittelalters? Man mus Luthern seiner Aengstlichkeit wegen schätzen, mit der er die ersten Schritte that. Vaterglaubenstreue kämpfte sichtbarlich mit ihm, und zwar zu seinem Ruhme. Je mehr er aber nachdachte, desto muthiger schritte er weiter. Er besiegte endlich die blinde Vaterglaubenstreue, und opferte sie der Vernunft — zu seinem noch grösseren Ruhme.

Jedoch — wenn man mit seiner Glaubenstreue nöthigen Falls der Vernunft weicht, mus man nicht unterlassen, Duldung und Schonung gegen diejenigen auszuüben, welche denselben Vaterglauben haben, aber sich zu seiner Aufgabe nicht geneigt bezeigen. Man mus ihnen keineswegs böse Absichten dabei gleich beimessen. Verriethen sie dergleichtn offenbar, so überlasse man sie ihrem Gewissen blos, so lange sie nicht Verfolgungen schmieden. Vermutlich aber sind sie Schwache, die der Vernunft nicht folgen können; so müssen die Stärkeren sie tragen. Alle gewaltsame Religionsreformen sind gegen den Geist der Religion selbst, und es würde ebenso ungerecht sein, Andere zur Glaubens untreue zwingen zu wollen, als es ungerecht wäre, wenn Andere uns zur Glaubens treue zwingen wollten.

Hier ist der natürlichste Uebergang zum weiteren Erfordernis, wenn die Glaubenstreue sich in ihrer Rühmlichkeit behaupten will; sie mus immer mit dem Geiste der Liebe verbunden bleiben, und nie in Inhumanität gegen Andersglaubende ausarten.

Man könnte doch wohl gleich mit Recht fragen, ob es zum glücklichen Bestande des bürgerlichen Lebens nothwendig sei, daß Alle, die es zusammen führen, auch einerlei Glaubens wären. Was hat denn der Glaube mit Angelegenheiten der Welt zu schaffen? Daß Mitbürger alle ihre Pflichten gegen einander erfüllen, dis ist die Sache. Und — sobald dis ist, mögen sie sich getrost Einer um des Andern Glauben unbekümmert lassen. Nicht Einheit des Glaubens gehört zum glücklichen Bestande des bürgerlichen Lebens, sondern gegenseitige Vertragsamkeit bei Glaubensverschidenheiten. Wie herrlich ward diese Behauptung in neueren Zeiten, besonders in den deutschen Staaten, durch die Erfarung bestätigt!

Wollte man sagen, das bürgerliche Leben sei nicht die Hauptsache, sondern das Heil der Seelen; weshalb man, wenn man bei seinem Glauben sich selig fühle, Alles thuu müsse, um auch

Andere dieser Seligkeit theilhaftig zu machen: so sollte man doch auch gleich einsehen, daß man seinen Zweck nicht anders erreichen könne, als wenn man im Geiste der Liebe dabei verführe. Welcher vernünftige Mensch wird sich denn überreden lassen, daß dieienigen auf seine Seligkeit ausgingen, welche offenbar auf sein Unglück ausgehen?

Und wie? wenn nun Jeder bei der so grossen Glaubensverschidenheit solche inhumane Glaubenstreue ausübte — was würde aus der Welt werden, und wie würde es denen gefallen, welche den Ton dazu angaben? Oder — haben etwa die, welche sich zu dem im Lande herrschenden Vaterglauben bekennen, allein das Recht, dergleichen Glaubenstreue auszuüben? Diese barbarische Meinung gehört in die Zeiten der Finsternis vergangener Jahrhunderte. Gottlob, daß diese dahin sind, und nie mögen sie doch zurückkehren!

Sobald Glaubenstreue in Inhumanität gegen Andersglaubende ausartet, wird sie unerlaubter, falscher Religionseifer, der häufig nur der Mantel ist, unter welchem man seine eigennützigen, feindseligen, besonders gegen gewisse Personen gerichteten feindseligen Absichten und Gesinnungen zu verbergen sucht. Wie oft erstieg er schon den höch-

sten Grad, und ward Verfolgungssucht, ia, Mordsucht gegen die, welche andere Ueberzeugungen äusserten, und sie auszubreiten suchten! Aber auch nidrigere Grade desselben, wie z. B. blosse Bedrückungen, Beschränkungen und Beunruhigungen durch Verketzerung sind schon verabscheuungswürdig. Die Rechte des Gewissens sind die heiligsten Rechte, und müssen vor allen andern respektirt werden. - Schön, wunderschön war der Ausspruch des grossen Mannes unserer Tage, daß das Gesetz da aufhöre, wo das Gewissen anfange. Wird von Grossen so vorgedacht, warum wollen die Kleinen ihnen nicht so nachdenken? So, wie man sich seinen Glauben nicht nehmen lassen würde, mus man auch Andern verstatten, ihren Ueberzeugungen gemäs zu glauben. Ja, man mus ihnen verstatten, diese ihre Ueberzeugungen bekannt zu machen. Sind sie Wahrheit, wer wollle sie der Wtlt nicht gönnen? Wären sie Irthum, was schadete es weiter? Die Wahrheit gedeihet am Ende doch nur. Daß die Bekanntmacher ihrer abstimmenden Ueberzeugungen sich in den Grenzen der Bescheidenheit halten, ist allerdings Pflicht für sie; Mehr kann man aber auch von ihnen nicht verlangen,

und dann ists ebenso Pflicht für die, welche öffentlich gegen sie zu ihrer Widerlegung auftreten, auch in den Grenzen der Bescheidenheit zu bleiben. Wenn sich auf solche Weise die Geister an einander reiben, dann springen schöne Funken der Wahrheit hervor, und gewis alles Licht der Wahrheit, das die Welt besitzt, hat sie diesem Reiben der Geister an einander zu danken.

Sache für die Obrigkeit ist Religionseifer, er sei, von welcher Art er wolle, keineswegs. Die Obrigkeit ist vielmehr dazu da, daß sie ieden Bürger, der seine Bürgerpflichten erfüllt, bei seinem Glauben schütze, wenn er auch ein irriger Glaube wäre. Sie mus also weder aus sich selbst Religionseifer zu ihrer Sache machen, noch müssen die Lehrer und Anhänger des Vaterglaubens ihn dazu zu machen suchen. Sobald die Obrigkeit in Glaubensstreitigkeiten hineingezogen wird, geben die, welche sie hineinziehen, schon die traurigste Blösse. Sie zeigen damit an, daß sie ihre Meinungen mit Gründen zu vertheidigen sich zu schwach fühlen, und daher noch ihre letzte Zuflucht zum weltlichen Arme zu nehmen hätten. Schwerlich aber dürfte es ihnen in unsern Zeiten noch ge-

lingen, diesen Arm weiter für sich in Bewegung zu setzen.

Nur unter den zwei Bedingungen also behauptet sich die Glaubenstreue, die Anhänglichkeit an den Vaterglauben, in ihrer Rühmlichkeit, wenn sie bereit bleibt, nöthigenfals der Vernunft zu weichen, und wenn sie sich gegen Andersglaubende aller Inhumanität enthält, mit dem Geiste der Liebe immer verbunden ist. Wer diese Bedingungen erfüllt, der übe sie ia aus; sie macht alsdann seinem Kopfe und seinem Herzen zugleich Ehre. Es ist unmännlich, seinen Vaterglauben aufzugeben ohne Geheis der Vernunft; gebietet's aber diese, leuchtet uns die neue Wahrheit ein, so fahre der alte Irthum dahin. So ists männlich gedacht. Liebe aber beseele uns gegen Alle, die nicht unseres Glaubens sind, oder werden wollen! Liebe beseele uns auch alsdann gegen sie, wenn sie Antipoden unseres Glaubens wären, übrigens aber im Rechtthun mit uns gleichen Sinnes sind! — Hierniden ist Glaubensverschidenheit unser Loos — in einer höheren Welt vielleicht Glaubensverein.

Vier und dreissigste Stunde.
Selbstverleugnung und Selbstnichtverleugnung.

Die Sittenlehre gebietet Selbstverleugnung, und erklärt den, der sie ausübt, für einen Edlen; man mus sie aber bei ihrem Gebote wohl verstehen. Sie will damit blos sagen, daß man, wenn es die Pflicht, das Wohl Anderer, und überhaupt die Sache des Guten, erfordern, seinen eigenen Nutzen aus den Augen verliehren, ia, sogar sich in offenbaren Schaden versetzen können müsse. Man hört gleich, daß hier nur vom äuserlichen Zustande die Rede sei, und daß dieser als eigener Zustand in Gegensatz gegen einen fremden, durch den Ausdruck Selbst angedeutet werden solle. Ja freilich, wer solche Selbstverleugnung ausüben kann, wer aus Pflichtgefühl, aus Menschenliebe und aus Wärme für das Gute Gewinn und Verlust im Aeuserlichen für Nichts ach-

tet, der ist ein Edler, ein wahrer Mensch, ein grosser Mensch.

O wie schön ists, wenn man seiner Lieblingsbegierde eine abschlägliche Antwort ertheilen, einen Lieblingswunsch aufgeben, auf ein Lieblingsvergnügen Verzicht thun kann, sobald die Befridigung der Begierde die Grenzen der Tugend überschritte, die Erfüllung des Wunsches die wackern Wünsche Anderer vereitelte, und der Genus des Vergnügens in Abwartung des Berufs, in redlicher Fürsorge für die Seinigen und in Ausübungen freier Menschenliebe störte!

Wie schön ists, wenn man im Falle, daß man beleidigt wird, und als ein Vornehmerer die strengste Genugthuung dafür fordern, oder gar als ein Mächtigerer sie sich selbst verschaffen könnte, an Stand und Macht nicht denkt, die Vorrechte des ersteren nicht in Erwägung bringt, und die letztere ganz ungebraucht lässt, weil damit doch weiter nichts gewonnen würde, als Abkühlung der Rache und der Schadenfreude, und weil der Beleidiger sonst nicht zur wirklichen Reue käme, oder wohl gar Unschuldige darunter litten.

Wie schön ists, wenn wan eine gute That, die man mit Geräusch und unter vielen Lobeserhe-

bungen verrichten könnte, lieber im Stillen verrichtet, und den Ruhm für sie nicht haben mag, um dem, welchem man dient, auf solche Weise doppelt zu dienen, ihn dem Gerede nicht auszusetzen, und allem Neide und aller Misgunst den Zugang zu verwehren!

Wie schön ists, wenn man Lohn, den man mit Recht zu fordern hat, darum, weil sonst Hülfsbedürftige ohne Unterstützung bleiben müsten, oder sie doch nicht gehörig empfangen könnten, nicht annimmt, sich lieber einschränkt, und in Zufridenheit mit dem, was man schon mit Recht hat, seinen vollkommenen Lohn findet!

Wie schön ists, wenn man, an Ansehen über Andere weit erhaben, gar nicht thut, als wenn man es wäre, unanmassend, herablassend, zuvorkommend ist, keine auszeichnende Verehrungszeichen begehrt, und ohne steifes Ceremoniel an öffentlichen Vergnügungen Theil nimmt, um Andere nicht in Verlegenheit zu setzen, sie vielmehr an sich zu ziehen, ihren Abstand sie leichter tragen zu lehren, und sie in ihren geselschaftlichen Genüssen durch seine Gegenwart nicht kleinlich zu beschränken!

Wie schön ists, wenn man gegen einen Schuldner, der Alles bezahlen könnte, den aber die volle Bezahlung gleich ruinirte, nicht auf sein strenges Recht besteht, sondern billig ihn behandelt, ob man gleich selbst nicht überreich ist, um es ihm möglich zu machen, daß er Haus und Hof behalten, sein Gewerbe fortsetzen, und sich und die Seinigen ferner ehrlich ernähren könne!

Wie schön ists, wenn man, in aller Ruhe lebend und ferner leben könnend, und wohl gar ohne weiter irgend einen Beruf dazu zu haben, als den allgemeinen Beruf des Menschenfreundes, sich für Andere selbst beunruhigt, um ihre zerstörte Ruhe wiederherzustellen, und sich sogar in Gefar für sie begibt, um sie vor drohenden Gefaren zu schützen, oder, wenn sie schon in selbigen sind, noch glücklich daraus zu retten!

Wie schön ists, wenn man, ob man gleich als Jetztlebender von seinen Gütern und Besitzungen sichs noch eben so wohl gehen lassen könnte, wie die selbstsüchtigen Vorfaren sichs von ihnen gehen liessen, wobei dann aber für die Nachkommen wenig, oder gar nichts, übrig bleiben würde, lieber das hohe Wohlleben aufgibt, und schonend die

Güter benutzt, damit es ihren künftigen Besitzern nicht kläglich ergehe!

Wie schön ists, sein Privatinteresse dem allgemeinen Besten nachzusetzen, ohne daß man dazu gezwungen werden könnte! Wie noch schöner, bei der Fürsorge für das letztere sogar die härtesten Widerwärtigkeiten befürchten zu müssen, und dennoch durch diese Furcht sich nicht von ihr abhalten zu lassen!

Wie gesagt, wer solche Selbstverleugnung ausüben kann, der ist ein Edler, ein wahrer Mensch, ein grosser Mensch, und wenn die Sittenlehre dergleichen gebietet, wenn sie will, daß man für die Pflicht, für die Humanität, und für das Gute überhaupt Gewinn und Verlust im Aeusserlichen für Nichts halten können müsse, so erfüllt sie ihr Amt, welches darin besteht, daß sie den Menschen veredle. Ginge sie aber weiter, und dehnte sie die Selbstverleugnung auch auf das Innere, auf das wahre und eigentliche Selbst, aus, so handelte sie ihrer Bestimmung ganz entgegen, und veredelte nicht, sondern verschlechterte den Menschen. So thut sie aber auch keineswegs; vielmehr, sobald der innere Zustand, das wirkliche Selbst, ins Gedränge kommt, gebietet sie Selbst-

nichtverleugnung. Es ist mir ein angenehmes Geschäft, über diese sonderbarklingende, aber wahrhaftig allerheiligste Pflicht mich gegen mich selbst näher zu erklären. — —

Ich soll nicht meine Vernunft verleugnen; sie ist der erhabene Vorzug meines Wesens, das Kleinod aller Kleinode für mich, die Basis aller meiner Verwandtschaft und Aehnlichkeit mit Gott. Ich würde aufhören, auf Menschsein Ansprüche machen zu dürfen, wenn ich sie verleugnen könnte. Die Vernunft hat's mit Wahrheit zu thun. Ich soll also nie etwas eher für wahr halten, bis ich einsehe, daß es wahr sei, oder daß es doch wenigstens höhere Wahrscheinlichkeit habe, als sein Entgegengesetztes. Ueberall mus ich nach Grund fragen, wenn ich an etwas glauben soll; wo ich dergleichen nicht finde — weg mit dem Glauben daran! ich stände sonst bei ihm da wie ein vernunftloses Wesen. So hab' ichs also zu machen bei Allem, es mag in das Fach der Natur, oder in das Fach der Menschenwelt, oder in das Fach der Religion, einschlagen. Schlägt etwas in das Fach der Natur ein, so mus es nicht streiten mit den bekannten Naturgesetzen und Erfarungen; irgend ein kausaler Zusammenhang mus davon an-

zugeben sein; für seine Möglichkeit mus wenigstens Mehr zu sagen sein, als für seine Unmöglichkeit. Ich darfs also z. B. nicht halten mit dem Glauben an geschehenseinsollende Wunder, mit dem Glauben an Zauberei, mit dem Glauben an simpathetische Kuren, mit dem Glauben an Geistererscheinungen, Todtencitirungen u. s. w. — Schlägt etwas in das Fach der Menschenwelt ein, betrift es Thaten, die in ihr verübt worden sein sollen, oder Schicksale, die sie betroffen haben sollen, so müssen glaubwürdige Zeugen davon da sein, auf deren Treue und Redlichkeit man sich bei ihren Erzählungen verlassen kann. Ueberstiege aber eine That, welche sie erzählen, alle menschliche Kräfte, oder wäre ein Schicksal, das sie berichten, ganz unerhört, und das einzige in seiner Art, so müste ich doch bei aller ihrer übrigen Glaubwürdigkeit mich zu den Zweiflern gegen sie gesellen. — Schlägt etwas in das Fach der Religion, in das Fach des höheren Glaubens, ein, so mus es nicht streiten mit ausgemachten Vernunftwahrheiten, oder gar mit andern erweislichen Sätzen der Religion selbst; es mus nicht ganz und gar unbegreiflich, noch weniger aller Vernunft widersprechend, sein. — Nur, wenn ich so mit meinem Glauben

und Fürwahrhalten zu Werke gehe, behaupte ich mich als ein Vernunftwesen.

Ich soll auch meine Willensfreiheit nicht verleugnen. Durch die Vernunft erhielt ich sie; verleugnete ich sie also, so verleugnete ich die Vernunft selbst. Wie diese die Basis meiner Verwandtschaft und Aehnlichkeit mit Gott ist, so ist der Gebrauch der sich von ihr herschreibenden Willensfreiheit auch meine erste weitere Annäherung an Gott. Ich weis sehr gut, daß das bürgerliche Leben die eigene Willensfreiheit sehr zu beschränken pflege; aber man mus sich dabei als ein freies Wesen zu helfen wissen. Erfolgen Menschengebote, welche man unter den Umständen, unter welchen sie gegeben werden, sich selbst geben müste, so kann man sich's leicht auch so vorkommen lassen, als hätte man sie sich selbst gegeben, es ist ia in der That alsdann Einerlei, ob sie uns gegeben wurden, oder ob man sie sich selbst gab. Erfolgen aber entgegengesetzte Menschengebote, so stehts ia noch bei Jedem, ob er sie respektiren wolle, oder nicht. Er braucht sich vielleicht blos aus seinen bisherigen geselschaftlichen Verhältnissen zu begeben; so ist seine Willensfreiheit gerettet. Kann oder darf er dis nicht, so lege er nur

die Leidensscheue ab — willensfrei steht er dann da, wie das Ebenbild Gottes. Wirkliche Sklaverei aber — wie stehts bei ihr um Willensfreiheit? In der Regel ists nicht zu denken, daß man, ohne sehr grobe Verbrechen begangen zu haben, in sie gerathen könne; man vermeide also dergleichen! Geriethe man aber dennoch und unschuldigerweise in sie, so kann man durch sein Thun und Lassen noch immer gegen sie protestiren, und, wenn man dann nicht nur Leiden, sondern auch Tod, nicht achtet, so ist die Willensfreiheit geborgen.

Ich soll noch weniger mein Gewissen verleugnen. Die Vernunft ist die Basis meiner Verwandtschaft und Aehnlichkeit mit Gott; der Gebrauch der sich von ihr herschreibenden Willensfreiheit ist meine erste weitere Annäherung an Gott; so ist Achtung für das Gewissen meine höchste weitere Annäherung an ihn. Nichts darf im Stande sein, mich gegen meine Ueberzeugungen zu Werke gehen zu machen. Prüfen mus ich sie freilich, oft in den stillsten Stunden meines Herzens und Lebens prüfen; bereit sein mus ich immer, richtigeren und besseren Ueberzeugungen mit ihnen Platz zu machen; wenn dann aber diese nicht eintreten, wenn meine alten Ueberzeugungen sich immer bei

ihrer Ueberzeugungskraft behaupten — wer wäre ich, wenn ich gegen sie zu Werke gehen könnte? Thor vielleicht nicht nur — auch wohl gar Bösewicht. Sie betreffen entweder mein Glauben, oder mein Thun. Wie elend ists doch, sein Gewissen im Glauben zu verleugnen! Dergleichen Heuchelei mag wohl manchen äuserlichen Gewinn bereiten; aber — wie mag dem zu Muthe sein, der in stillen Stunden, wo er diesen Gewinn nicht gerade auf der Stelle zieht und schöpft, über seine erbärmliche Geisteslage nachdenkt? „Wehe dir, mus er zu sich selbst sagen, daß du in der grossen Glaubenssache solcher kleinlichen Dinge wegen, wie die äuserlichen, irrdischen sind, dich in einen Mantel hüllest, der dich vor Verlust auf ihrer Seite decken und schützen soll! Ergreif den Muth, den Mantel von dir zu werfen — es gehe dir bei der Entmantelung, wie es wolle — so bleibst du doch in seliger Verbindung mit deinem Gewissen.“ Betreffen die eigenen Ueberzeugungen vollends das Thun, wie noch weit verabscheuungswürdiger ist da die Untreue gegen sie! Wie mir mein Gewissen sagt, daß ich thun solle, so mus ich thun. Wer wider seine Ueberzeugungen sogar handeln kann, der ist nicht blos Thor, sondern Bösewicht.

Er thut Unrecht unter dem Bewußtsein, daß er Unrecht thue. Gesetzt sogar, er verwechselte in seiner Meinung Recht mit Unrecht, so dürfte er doch nicht wider seine Ueberzeugung handeln, weil der Mensch ein= für allemal beim Handeln an sein Gewissen gewiesen ist. In welche Schlupfwinkel könnten sich auch sonst die schlechtesten Menschen verbergen, und wie sähe es dann in der Welt aus um Tugend und Rechtschaffenheit?! Was kann man denn auch wohl dabei verliehren, wenn man schlechterdings nicht wider seine Ueberzeugung handeln will? Doch nur Aeuserliches. So ist ia also solche Selbst nicht verleugnung iene Selbstverleugnung zugleich, die so sehr gerühmt wird, und die auch ruhmwürdig ist.

Ich soll auch meinen besseren Geschmack nicht verleugnen. Besser ist er dann, wenn er natürlicher, mit wahrer Schönheit übereinstimmender, und unanstössiger für die Sittlichkeit ist. Wie ein solcher Geschmack durch die Mode überall ins Gedränge komme, wissen die, welche ihn haben, zum besten. Es gibt blos läppische Moden; es gibt aber auch sehr unmoralische. An iene sich hingeben, ist wenigstens unmännlich; in diese aber einstimmen, ist Gift für's Herz. Nirgends herrscht

die Mode mehr, als bei der Art sich zu kleiden, und bei der Art sich zu vergnügen. Wie könnte sich der Gesetztere in einen geckenmässigen, der Anstand liebende in einem unanständigen Aufzuge zeigen, darum zeigen, damit er mit denen, die in ihm erscheinen, nicht kontrastire? Wie könnte der Mann zu kindischen, der Gebildete zu wilden Zeitvertreiben und Ergötzungen sich ernidrigen, darum sich ernidrigen, weil rings um ihn her dergleichen getrieben, geliebt und genossen werden? Nein, er behaupte sich bei seinem besseren Geschmack, und opfere durchaus nicht seinen Hang zum Natürlichen der Affektation, seinen Ernst dem Possenwesen, sein feineres Gefühl der Brutalität, und seine moralischen Grundsätze der Ueppigkeit seines Zeitalters auf! Er kann davon weiter keinen Nachtheil haben, als daß man ihn mit dem Nahmen eines Sonderlings belegt; ist dis aber nicht ein wahrer Ehrennahme, wenn man ihn seiner Gesetztheit und seiner guten Sitten wegen bekommt? Uebrigens kann sich mit der Vergänglichkeit aller Moden trösten, die an Schnelligkeit alle andere Vergänglichkeiten noch übertrift. Lachen kann er schon in voraus darüber, daß die lächerliche Mode bald abkommen werde; beruhigen kann er sich schon in

voraus über seinen Aerger, den er an der ärgerlichen Mode hat, weil auch diese einer unanstössigeren bald wieder Platz machen wird.

Ich soll auch meine Kräfte für das Weltwohl nicht verleugnen. Sobald ich mich stark genug fühle, oder doch glaube, Böses, das im Werke ist, verhindern zu können, mus ichs verhindern, oder doch zu verhindern streben. Sobald ich mich stark genug fühle, oder doch glaube, Gutes bewirken und befördern zu können, mus ichs bewirken und befördern, oder doch zu bewirken und zu befördern trachten. Wer Böses nicht verhindert, das er doch verhindern könnte, der nimmt gleichsam Theil daran, und wer das Gute nicht thut, das er thun könnte, der thut auch Böses. Ich mus also das Fortkommen guter Menschen erleichtern; ich mus die Ehre der Verleumdeten retten; ich mus die einfältige Unschuld aus den Händen ihres Verführers reissen; ich mus Verfolgte schützen; ich mus Verlassene aufnehmen; ich mus gesunkene rechtschaffene Familien wieder emporheben; ich mus auf das allgemeine Wohl hinwirken. Dis Alles mus ich thun, sobald ich kann, aufgefordert und unaufgefordert; gesetzt auch, daß ich darüber

gespottet, angefeindet, gedrückt, und selbst verfolgt würde.

Ich soll auch die Genüge an mir selbst nicht verleugnen. Ich bin reich genug an wahrer Habe, und kann, wenn ich nur immer will, noch immer reicher daran werden. Ich bin mächtig genug im wahren Verstande, und kann, wenn ich auch nur will, so noch immer mächtiger werden. Ich bin mir Gesellschaft genug, und kann ebenfals, wenn ich nur will, mir immer noch vollkommenere Gesellschaft leisten. Wenn die sogenanntreichen sich gegen mich brüsten, wie könnte ich die Mine der Nidergeschlagenheit annehmen? Ich thäte ja, als wäre ich ärmer, wie ich bin, und sie bestärkten sich in ihrem Geldstolze. Wenn die sogenanntmächtigen es mich fühlen lassen wollen, daß sie dis wären, wie könnte ich mich vor ihnen demüthigen? Ich thäte ia, als wenn ich schwächer wäre, als ich bin, und sie trieben ihren Machtübermuth noch weiter. Wenn die Lebemänner, welche in allen Geselschaften sich herumtreiben und willkommen sind, mit spöttischem Bedauern mich darauf anblicken, daß ich nicht überall wäre, wo sie sind, wie könnte ich ihnen zu verstehen geben, daß sie Recht hätten? Ich thäte ia, als wenn ich verlassener wäre,

wie ich bin, und sie glaubten immer mehr, daß sie Unendlichviel vor mir voraus hätten. Nein, alle diese Klassen von Menschen sollen sich überzeugen lernen, daß ich an mir selbst Mehr habe, als sie an ihrem Aeuserlichen haben, und sollen dadurch eine höhere Meinung von mir zu fassen sich genöthigt sehen. Diese Genüge an mir selbst wird zugleich die schönste Schutzwehr für meine Selbstständigkeit, für meine reelle Denkart und für meine Tugend sein. — —

So denke ich mir die noch lange nicht genug beherzigte Selbstnichtverlengnung, welche die Sittenlehee nicht weniger gebietet, als die blos sogenannte Selbstverleugnung, die es nicht mit dem wirklichen Selbst, sondern nur mit seinem äuserlichen Zustande, zu schaffen hat. Wird man durch diese schon ein Edler, ein wahrer Mensch, ein grosser Mensch, so wird man durch iene ein noch Edlerer, ein noch wahrerer Mensch, ein noch grösserer Mensch.

Fünf und dreissigste Stunde.

Gute und böse Zeiten. Weissagungen in bösen Zeiten.

Nimmt man den Lebenslauf einzelner Menschen — Jeder nehme nur gleich seinen eigenen zur Hand — was findet man? Wechsel von guten und bösen Tagen! — Nimmt man die Geschichte ganzer Völker und Staaten — Jeder nehme nur gleich die Geschichte seines Vaterlandes zur Hand — was findet man? Dasselbe! Wechsel von guten und bösen Zeiten! Die Vorsehung handelt also offenbar bei der Direktion der Schicksale einzelner Menschen und bei der Direktion der Schicksale ganzer Völker auf einerlei Weise; sollte ihre Absicht dabei nicht einerlei und dieselbe sein? — Ich dächt's.

Bei dem einzelnen Menschen ist Wechsel von guten und bösen Tagen das wahre Mittel zu seiner sittlichen Ausbildung, ja, es wäre vielleicht ohne

ihn an gar keine sittliche Ausbildung des Menschen zu denken. Hätte der Mensch lauter böse Tage — doch, dis ist etwas Undenkbares, wenn Gott nicht unter dem fürchterlichsten Bilde erscheinen soll — angenommen aber, es wäre so, was sollte aus ihm werden? Würde er nicht aus Verzweiflung alle Liebe zum Guten wegwerfen, und so böse werden, als sein Leben wäre? Wie stehts mit denen, welche auf Lebenszeit zu bösen Tagen als Verbrecher von der Obrigkeit verdammt werden? Nicht der Mühe werth halten sie es, sich zu bessern. Diese sind das Bild vom Menschen überhaupt, wenn er lauter böse Tage hätte. Nicht der Mühe werth würde er es halten, gut zu sein. — Hätte der Mensch lauter gute Tage — dis glaubten Viele von Gott fordern, oder doch erwarten, zu können, weil er der Allgütige sei, ohne zu bedenken, daß er auch der Allweise sei — angenommen aber auch, es wäre so, was sollte aus ihm werden? Würde er sich nicht blos an sinnliche Genüsse halten, in sie sich versenken, und darüber der Pflege seiner höheren Natur ganz vergessen? Wie stehts mit denen, welche alle Tage herrlich und in Freuden zubringen können? Sie thun's auch häufig, und kommen darüber kaum zu sich selbst, und noch

weniger darauf hin, daß sie für die Veredlung ihres Herzens sorgen sollten. Diese sind ebenfals das Bild des Menschen überhaupt, wenn er lauter gute Tage hätte. Er würde nicht darauf zukommen, auf seine Veredlung bedacht zu sein.

Also — nur der Wechsel von guten und bösen Tagen ist die wahre moralische Erziehung einzelner Menschen. — Sollt's nicht um die sittliche Ausbildung ganzer Völker eben so stehen? Unstreitig! — Träfen ein Volk lauter böse Zeiten, aus Verzweiflung würde es bald eine grosse Rotte von Bösewichtern werden, die sich aus der Tugend so wenig, als aus Gott, etwas machten, und die für die Härte, welche das Schicksal gegen sie ausübte, Rache an einander durch die ärgsten Grausamkeiten, und Rache an sich selbst durch die unnatürlichsten Genüsse nähmen. — Träfen ein Volk lauter gute Zeiten, aus Wohlleben und Ueppigkeit würde es bald ein grosser Haufe von entnervten Weichlingen werden, die sich ebenfals weder aus der Tugend, noch aus Gott, etwas machten, sich blos der gröbsten Sinnlichkeit überliessen, und in den äusersten sittlichen Verfall geriethen.

Also — auch nur der Wechsel guter und böser Zeiten ist die wahre moralische Erziehung der Völ-

ker. — Diese Ansicht mus man fassen und festhalten, wenn man den Wechsel guter und böser Zeiten erblickt; dann söhnt man sich mit ihm aus, wie mit dem Wechsel guter und böser Tage im einzelnen Menschenleben.

Aber nun — so scheints dann auch ganz natürlich zu sein, daß man, da so ein Wechsel guter und böser Zeiten Satt findet, in guten Zeiten künftige böse Zeiten, und in bösen Zeiten künftige gute getrost weissagen könne. — Ich wills ietzt nur mit den Weissagungen in bösen Zeiten zu thun haben, und zwar darum, weil die gegenwärtigen Zeiten mich dazu veranlassen.

Wer könnte diese wohl gute Zeiten nennen? Gibt es auch noch hier und da einen Winkel in Deutschland, ich möchte fast sagen, in Europa, in welchem der Zeitendruck weniger empfunden wird, was besagt dis gegen das Ganze? Ich selbst lebe in einem so glücklichen europäischen, deutschen Winkel, und preise die Vorsehung um so mehr dafür, weil ich gar nicht weis, wodurch ich's verdient habe. Ich rathe es auch oft meinen Mitbürgern nicht nur in meinem Herzen, sondern auch laut, sich zu gleichem demüthigem Preise der Vorsehung mit mir zu stimmen. Zwar sind auch da,

wo ich lebe, die Zeiten nicht mehr die vorigen guten, welche ich selbst miterlebt habe; aber wie gut sind sie dennoch in Vergleich mit denen, welche nah und fern, weit und breit ietzt die Völker haben! Hier ist aber nur die Rede vom Ganzen; wer könnte da die gegenwärtigen Zeiten gute nennen? Jeder Befehl, der etwa gegeben werden könnte, sie so zu nennen, würde Spott nicht blos, sondern sogar eine Art von Todtenspott sein, den man mit der Menschheit triebe.

In diesen bösen Zeiten gibt es nun auch Weissager in Menge, wie immer, weil es dem Menschen eigen ist, sich nicht blos um die Gegenwart, sondern auch um die Zukunft, zu bekümmern; aber die Weissager sind nicht gleicher Meinung, sondern theilen sich in zwei Partheien. Die eine von ihnen hält's mit dem erwähnten Zeitenwechsel, und bauet so fest auf ihn, daß sie nicht nur kommende gute Zeiten, sondern sogar kommende goldene, weissagt. Ihrem Dafürhalten nach wird die furchtbare Gährung, in der sich Alles befindet, den allerherrlichsten Bodensatz geben; ein allgemeiner dauerhafter Friede wird eintreten; eine Allregeneration des Handels wird erfolgen; alle Künste und Wissenschaften werden den höchsten Flor ersteigen;

Rede= und Schreibfreiheit, Freiheit jedes religiösen Kultus wird zur Tagsordnung gehören; Völkerheil aller Art, wie es noch nicht war, wird — wenn auch durch Meerströme von Menschenblut theuer erkauft — auf der Erde Statt finden, und der Nachwelt des Himmels Vorschmack auf ihr sein.

Die andere Parthei der Weissager hat es zwar auch mit Zeitenwechsel zu thun, aber nicht mit dem erwähnten. Sie sagt, es gebe nicht nur einen Wechsel böser Zeiten mit guten, sondern auch einen Wechsel böser Zeiten mit — noch böseren. Diesen fasst sie ins Auge, und blickt, wenn die Gegenparthei in die Zukunft durch ein rosenfarbenes Glas blickt, durch ein schwarzes Glas in sie. Sie weissagt statt goldene Zeiten bleierne, eiserne. Ihrem Dafürhalten nach ist an Bodensatz der furchtbaren Gährung gar nicht zu denken; ein Krieg wird immer wieder auf den andern folgen; der Handel ist todt und bleibt todt; nur solche Künste und Wissenschaften werden einen immer höheren Flor ersteigen, welche den Sieg auf den Schlachtfeldern und die Zerstörung der Festungen und Flotten erleichtern; Barbarei wird wieder eintreten, und mit ihr Sklaverei, bei der kein Bür=

ger seiner Habe, kein Vater seiner Söhne gewis ist, und Niemand einmal laut aufseufzen darf; Religionszwang wird eingeführt werden, und die Juden werden's besser haben, wie die Protestanten; Völkeriammer aller Art wird, alles verschütteten Menschenbluts ungeachtet, auf der Erde Statt finden, und der Nachwelt das Vorbild der Hölle auf ihr sein.

Ich stehe mitten unter beiden Weissagerpartheien, und höre iede derselben täglich ihre Weissagungen deklamiren; wie habe ich mich dabei zu benehmen?

Ziehe ich die Vernunft und die Religion zu Rathe, so bekomme ich den Rath, mich an keine von beiden fest anzuschliessen, es mit keiner von beiden enthusiastisch zu halten; diesen Rath will ich also befolgen. Ich will an besserer Zukunft keineswegs verzweifeln. Müste denn gerade die alte Ordnung der Dinge wieder zurückkehren, wenn gute Zeiten zurückkehren sollen? Auch aus einer neuen Ordnung der Dinge können wieder gute Zeiten kommen, und vielleicht noch bessere. Sie können kommen, ia; aber — werden sie kommen? Darum will ich auch nicht zuverlässig auf sie hoffen. Schlimm genug, wenn sie nicht kä-

men; noch schlimmer aber, wenn ich mit Gewisheit auf sie gerechnet hätte, und der Fall ihres Ausbleibens träte dann ein.

Nun — was soll man denn sonst thun? — die Hand auf den Mund legen — ist die erste Antwort auf diese Frage. Das unberufene Mitsprechen über die grossen Welthändel, das sogenannte politische Kannegiessern, kann überhaupt zu nichts helfen. Wir Kleine vermögen nicht, ienen Händeln eine andere Richtung, als die sie nehmen, und einen andern Ausgang, als den sie bekommen, zu geben, und das kurzsichtige übergebene Raisonniren über sie erbittert nur seiner Verschidenheit wegen die Gemüther gegen einander. Mit auf den Mund gelegter Hand abwarten, wie Alles weiter werden wird — ist die zweite Antwort auf iene Frage. Die Zukunft ist verborgen, und es hangt ein Vorhang vor ihr, wie vor dem Allerheiligsten im Tempel zu Jerusalem. Umsonst ist alle Mühe, durch Ahnungen zu bestimmen, was hinter ihm enthalten sei; wenn ihn die Zeit hernach aufzieht, ist doch wohl etwas ganz Anderes hinter ihm gewesen, als man ahnte. Die Zeit behalte also ihr Recht, ihn aufzuziehen! Es ist ein Gott, der das bestimmte, was

hinter ihm noch verborgen ist, und es geziemt sich für den Menschen nicht, über den Ausgang der göttlichen Verfügungen und Zulassungen in voraus absprechend zu urtheilen.

Es gibt noch mehr Antworten auf die Frage — was soll man denn sonst thun? Ich will sie aus meinem eigenen Herzen mir noch geben. — Man soll den Vorsatz fassen, sich in die Zukunft zu schikken, sie werde, wie sie wolle. Ist dis nicht der klügste Rath, der gegeben werden kann, da man durchaus sie nicht zu ordnen vermag? Nimm die Zeiten, wie sie kommen, spricht die Vernunft, die Religion setzt aber noch hinzu — wende sie, sie mögen kommen, wie sie wollen, zu deiner sittlichen Ausbildung an! Dis kannst du, sobald du nur willst; thue also auch so! In guten Zeiten kannst du schöne Tugenden ausüben, in bösen Zeiten noch schönere; fasse den herzlichsten Entschlus, nicht nur iene, sondern auch diese, gern auszuüben, so, wie die Aufforderung des Regirers aller Zeiten an dich lauten wird. Er hat's im Ganzen mehr auf dein moralisches, als auf dein phisisches Heil, angesehen.

Man soll sich ferner in bösen Zeiten so setzen, daß man, wenn geweissagte gute Zeiten kommen,

ihrer würdig sei, und daß man, wenn geweissagte noch bösere Zeiten eintreten, sie nicht verdient habe. Das gute Bewustsein macht gute Zeiten erst zu wahrhaftigguten, ia, zu goldenen Zeiten; das böse Bewustsein macht böse Zeiten erst zu wahrhaftigbösen, ia, zu eisernen Zeiten. Dis folgt aus der moralischen Einrichtung des Menschen, welche er nie ganz aufheben, nie völlig zerstören kann. Es kommt auch dem Rechtschaffenen hernach so vor, als hätte er durch sein moralischgutes Leben den geschehenen Eintritt besserer Zeiten befördert; dahingegen es dem Lasterhaften hernach so vorkommen mus, als hätte er durch sein moralischschlechtes Leben den erfolgten Eintritt noch böserer Zeiten befördert. So stehts um den einzelnen Menschen; sollt's um ganze Völker anders stehen? O wehe der Nation, welche an ihren ausserordentlichen Bus- und Bettagen in bösen Tagen sich den Vorwurf machen mus, daß sie durch Misbrauch der guten Zeiten und durch Sittenlosigkeit in selbigen, die bösen als eine Strafe des Himmels sich zugezogen haben möge! Heil aber dem Volke, das an seinen Friedens- und Freudefesten die wiedereingetretenen besseren Zeiten als einen Segen betrachten kann, mit welchem

der allgerechte Weltregirer ihren wackern Gebrauch der bösen und ihre erfolgte von ihm beabsichtigte Veredlung durch selbige krönte! Es wäre doch warlich zu wünschen, daß die Völker dergleichen Reflexionen höher würdigten, und sie nicht in das Gebiet der alten finstern Theologie verwiesen, welche zur Aufklärung der neueren Zeiten nicht mehr passe. Ists denn auch wohl etwas Anderes, zu sagen, die Tugend belohne sich selbst, und das Laster strafe sich selbst, bei ganzen Völkern, wie bei einzelnen Menschen, oder zu sprechen — „der Weltregirer lohnt die Tugend und straft das Laster bei Völkern, wie bei Individuen" —? Von wem rührt denn die Einrichtung her, daß die Tugend sich überhaupt selbst lohnt, und das Laster sich überhaupt selbst straft — von wem anders, als von ihm? Daß diese Selbstbelohnung und Selbstbestrafung nicht etwa auch eine finstere Grille der alten Moral sei, beweiset die Geschichte der Völker, wie das einzelne Menschenleben, zur Genüge. Es kommt also doch fast nur so heraus, als wollte man blos den Weltregirer nicht bei der Sache haben; er bleibt aber dessen ungeachtet auch der Regirer der Zeiten, und regirt sie unstreitig als ein Allheiliger und Allgerechter.

Man soll endlich die Ueberzeugung fest an sein Herz drücken, daß es mit Hier für die Menschheit nicht abgethan sei, daß hier nur ihre moralische Erziehung betrieben werde, daß aber ihr eigentliches Heil, welches auf diese folgen soll, anderswo auf sie warte. Dann mögen die guten, oder die bösen Weissagungen, welche in bösen Zeiten geschehen, in Erfüllung gehen; man kann es bei einem guten Herzen gelassen abwarten. Gehen die guten Weissagungen in Erfüllung, so hat man hier schon Vorgenus von Dort. Werden die bösen erfüllt, so kann man sich doch hinlänglich trösten mit Dort. Getrost also der Zukunft entgegen, ohne auf alle Weissagungen zu achten! Es ist ia doch nur zeitliche Zukunft, über die geweissagt wird. Diese wird sich verliehren in ewigen Zukünften, welche der Allgerechte, wenn wir nach Seligkeit gestrebt haben, auch selig für uns machen wird.

Sechs und dreissigste Stunde.

Ehrenrettung der menschlichen Natur in sittlicher Hinsicht.

Ueber die menschliche Natur, von ihrer moralischen Seite betrachtet, ist von ieher viel geredet und geschrieben worden — hin und her, für und wider sie. Sie hat mehr Tadler, als Lober, mehr Herabsetzer, als Erheber, gefunden; auffallend auf den ersten Blick — nicht mehr auffallend beim zweiten — denn woher kam's? Man beurtheilte sie häufig nach dem grösseren Haufen der Erwachsenen, wie sie sich an diesen zeigte, und, hielt man es mit der Bibel, so lies man sich zugleich durch misverstandene Stellen derselben bei seinem Urtheile irre führen.

Was das Letztere betrift, so hätte man doch alle diese Stellen über den Aus- und Abspruch des Stifters des Christenthums vergessen sollen, der auf das höchste zu Gunsten der ursprünglichen

Menschennatur, in sittlicher Hinsicht ausfiel. Wer kennet ihn nicht? Wer kennet das schöne Lob nicht, welches aus einem so reinen Munde die menschliche Kindheit erhielt? Dieses Meisterurtheil über die ursprüngliche Menschennatur mus gelten — und wenn es auch zehen andere ihm widersprechende Stellen in der Bibel gäbe; noch mehr aber mus es gelten gegen die Lästerungen eines Augustinus und seiner Nachbeter.

Was das Erstere betrift, so frage ich — wer gibt uns denn das Recht, nach Erwachsenen, die die Welt schon verdorben hat, die ursprüngliche menschliche Natur selbst zu beurtheilen? Wie kann man das Verderben, welches iene am Menschen anrichtete, auf ihre Rechnung schreiben, und so von einem allgemeinen natürlichen Verderben reden wollen? Wie? und bedenkt man denn auch gar nicht, daß man den Schöpfer dadurch kompromittire? Sollte es in der That ein solches Verderben geben, wer wäre alsdann der Urheber davon? Wäre Er es nicht? Welche Blasphemie, dem Allschöpfer, der alle sinnlichen Wesen zu ihrer Vollkommenheit einrichtete, zuzutrauen, beizumessen, nachzusagen, daß er das Wesen, welches er an die Spitze der Erdenschöpfung

stellte, das einzige sittliche Wesen unseres Sterns, auf seiner sinnlichen Seite zwar auch zur Vollkommenheit, aber auf seiner wahren, höheren, sittlichen Seite zur Unvollkommenheit eingerichtet habe!

Man sollte in der That doch auch nur das Theilnehmende der Kinder betrachten! Ist es denn nicht da, in die Augen fallend da? Ist es aber auch nicht die Grundlage zu allem Guten? O — wo Theilnehmung ist, da ist Mehr. Wenn sie nur nicht so oft geschwächt, zerrüttet, erstickt würde!

Die menschliche Natur, in moralischer Hinsicht betrachtet, ist so beschaffen, daß sie auf das schönste ausgebildet, aber auch auf das ärgste verbildet werden kann. Aus dem Menschen kann ein Satan werden; es kann iedoch auch ein Seraph aus ihm werden. Gibts denn aber nur menschliche Satane, oder gibts nicht auch menschliche Seraphe? Nie würde ein Satan aus dem Menschen werden, wenn er gleich mit voller Vernunft geboren würde. Alsdann würde diese ihn gleich im ersten Augenblick zur Wahl des Guten bestimmen, und so würde er sich durch fortgesetzte Wahl desselben an das Gute bald gewöhnen, so gewöh-

nen, daß er nicht davon ablassen könnte. Es war aber unmöglich, daß er gleich mit Vernunft geboren würde; denn diese entwickelt sich erst allmählich aus dem Gebrauche seiner Sinne. Der Mensch wird mit Recht mit einem Baume verglichen, der erst knospet, dann blühet, dann Früchte bringt; die Frucht wird aus der Blüte erzeugt, die Blüte aus der Knospe. Sinnlichkeit ist beim Menschen die Knospe, Vernunft die Blüte, Tugend die Frucht; die Tugend entwickelt sich aus der Vernunft, die Vernunft aus der Sinnlichkeit. Wer es anders haben will, der spielt **verkehrte Welt**.

Sinnlichkeit ist also beim Menschen das **Erste**, und muste es sein. Als solch Erstes aber setzt sie sich dann auch zuerst in den Besitz seines Herzens, und kann leicht eine fürchterliche Uebergewalt über ihn bekommen, wenn ihr nicht zu gehöriger Zeit Einhalt gethan wird.

Die Sinnlichkeit sucht Befridigung, und das mit Recht. Das Böse aber befridigt sie öfter, als das Gute; so verführt sie unschuldigerweise zum Bösen. Das Kind, noch ohne Vernunft, greift zum Bösen, nicht, weil es natürlichen Hang dazu hat, sondern weil das Böse angenehm ist, und so

seiner Sinnlichkeit schmeichelt; das Kind weiset das Gute von sich, nicht, weil es einen natürlichen Widerwillen dagegen hat, sondern weil das Gute unangenehm, und so seiner Sinnlichkeit zuwider, ist. Ja, wäre diese Welt von der Art, daß das Gute blos auch angenehm, das Böse aber immer auch unangenehm, wäre, nie würde dann ein Kind auf Böses verfallen; so ists aber nun einmal nicht, und sollte auch nicht so sein, weil diese Welt nur die Anfangswelt für den Menschen ist, in der er sich erst zur Vernunft heraufarbeiten, und durch eigene vernünftige Verwerfung des Bösen, wenn es auch noch so angenehm wäre, edlen Gebrauch seiner Willensfreiheit erlernen soll.

Wie ist der Mensch, noch ohne Vernunft, nun zu retten, daß er nicht auf das Böse verfalle, oder sich wenigstens es nicht zur Gewohnheit mache? Es ist kein anderes Rettungsmittel für ihn denkbar, als daß Andere, die schon ihre volle Vernunft haben, hinzutreten, und mit ihrer Vernunft seinen Willen regiren, so lange regiren, bis er mit seiner eigenen Vernunft ihn gehörig selbst regiren könne. Welche Andere haben nun aber wohl eine höhere Verpflichtung hierzu, als seine Eltern, oder diejenigen, unter deren Händen und vor deren Augen

er erwächset? Diese müssen ihn nicht nur aufziehen, sondern auch erziehen — müssen ihn nicht blos nähren, kleiden, oder überhaupt phisisch verpflegen, so, daß er ein völligerwachsener Mensch werde, sondern auch seiner Sinnlichkeit Grenzen setzen, ihn vom Bösen ab- und zum Guten anhalten, überhaupt moralisch ihn auch verpflegen, so, daß er auch ein guter Mensch werden möge.

Also — Erziehung Alles in Allem für den Menschen!

Man spricht wohl — „die Pflanze, der Baum, werden aus sich selbst das, was sie sein sollen; warum nicht auch der Mensch?" Ja, wildwachsende Pflanzen und Bäume; aber auch die edleren? „Doch, erwiedert man, auch diese, da, wo sie eigentlich zu Hause sind, und wo sie ebenfals wild wachsen." Nun, und also doch auch für Pflanzen und Bäume eine Art von Erziehung, eine Erziehung durchs Klima, weil sie insgesamt nur da am besten gedeihen, wo sie das für sie gehörige Klima finden.

So spricht man auch wohl — „Die Thiere insgesamt werden aus sich selbst das, was sie sein sollen, warum nicht der Mensch?" Nehmet vie-

len Insekten die für sie gehörige Witterung, nehmet den Saugthieren, den Vögeln, die Alten, nehmet vielen unserer Hausthiere die Menschenpflege — es ist um sie geschehen. Alles in der Thierwelt will eine Art von günstiger Erziehung haben; kein Wunder also, daß der Mensch sie auch haben, vorzüglich haben will, und zwar nicht blos auf seiner phisischen Seite, sondern noch weit mehr in moralischer Hinsicht, da er als sittliches Wesen an keinen Mechanismus, an keine Organisation, an keine Kunsttriebe, und überhaupt nicht an blinde Triebe, sondern an seinen eigenen Willen und an den Vorzug, sich selbst zu seinem Thun und Lassen zu bestimmen, gewiesen ist.

Daß auf Erziehung bei dem Menschen Alles ankomme, ist ia auch einer der ausgemachtesten Erfarungsgrundsätze. — Es ist gar nicht nöthig, daß man hierbei an iene Kinder denke, die von Bären aufgezogen worden sein sollen, und daher auch sogar auf allen Vieren, wie man zu reden pflegt, gegangen wären. Gelesen habe ich dergleichen Erzählungen in der Naturgeschichte zwar; aber — es kam mir oft mit den Naturgeschichtschreibern so verdächtig vor, wie mit den Reisebeschreibern. Wie diese erzählen können, was sie wollen,

weil sie im Falle, daß man ihre Erzählungen bezweifelte, immer den Rath geben können, selbst dahin zu reisen, wo sie gewesen wären; — Mancher von ihnen mag wohl im Grosvaterstuhle hinter dem Ofen blos in Gedanken gereiset sein — so schreibt auch von ienen einer dem andern nach, und tischt dieselbe Legende, dasselbe Mährchen, immer wieder von neuem auf. Wäre aber so eine Bärengeschichte wirklich wahr, so wäre sie auch zugleich einer der höchsten Beweise mehr dafür, daß Erziehung am Menschen Alles thue.

Doch — man hat die ausgemachteren und allerausgemachtesten Wahrheitsbeweise hiefür näher. Man denke nur an die Bettlererziehung! Was für unmoralische Menschen werden die Kinder, welche von Vagabonden, und unter Vagabonden bei Bettelei auf den Landstrassen und in den Bettelherbergen erzogen werden! Man denke ferner an die Strassenräubererziehung! Was für Abschaume der Menschheit werden Kinder, die bei Raub- und Mordausübungen ihrer Eltern und in Diebeshölen erwachsen! Will man die Sache noch näher haben, so sehe man sich nur unter seinen Bekannten und Mitbürgern um, und betrachte ihre Kindererziehung und die Folgen davon! Selten stiftet eine edle

Erziehung das Gute nicht, das sie stiften sollte; noch seltener aber schlägts einer unedlen Erziehung fehl, das Böse wirklich zu stiften, auf das ihre Tendenz ging.

Nicht das Werk der menschlichen Natur selbst ist also das menschliche Böse, sondern Werk der sich überlassenen früheren Sinnlichkeit, Werk einer schlechten Erziehung, und dadurch erlangter böser Gewohnheiten in den Jahren des Mangels eigener Vernunft. Die menschliche Natur verdirbt erst da, wo sie eigentlich gedeihen sollte — im geselschaftlichen Leben, und zwar gleich frühzeitig im häuslichen Leben.

O daß doch also Eltern auf das höchste für gute Erziehung ihrer Kinder sorgten — dafür sorgten, daß ihr freier Wille — dieses köstliche und heilige Vorrecht der Menschheit — zwar nicht unterdrückt, aber doch gehörig regirt würde, bis sie ihn selbst gehörig zu regiren im Stande wären! — O daß doch auch Fürsten sich an die Eltern anschlössen, und ihnen durch zweckmässige Volksschulen die gute Erziehung ihrer Kinder erleichterten! Die gegenwärtig eintretende öffentliche Erziehung des Volks zum Militärstande daure doch ja

nicht länger, als sie nothgezwungen sein mag! Sie ist die verkehrteste Volkserziehung, und verleidet am Ende sogar den Eltern die gute häusliche Erziehung ihrer Söhne. Allenfals könnte nur die Töchtererziehung noch gedeihen, so lange wenigstens, bis auch das weibliche Geschlecht zum Flintentragen bestimmt würde.

Es ist häufig die Rede davon, daß gewisse moralische Gebrechen ebenso forterbten, wie gewisse phisische Uebel und Krankheiten. So geneigt ich bin, an das Forterben der letzteren zu glauben, so ungeneigt fühle ich mich, an das Forterben der ersteren zu glauben. Diese Sache ist mir wenigstens in demselben Grade dunkel, in welchem mir iene hell ist. Von Fortpflanzung gewisser moralischer Gebrechen aber bin ich lebendig überzeugt; diese geschieht iedoch meiner Meinung nach nicht gleich durch die Zeugung, sondern hernach erst durch die Erziehung. Eine solche Fortpflanzung ist ausgemachtwahr. Kindern sind Beispiele Alles; sich selbst bilden können sie nicht, und doch liegt der Trieb nach Bildung in ihnen — so lassen sie sich durch die sie umgebenden Erwachsenen bilden. Warum sprechen deutsche Kinder nicht polnisch, sondern deutsch? Weil sie

deutsch, und nicht polnisch, sprechen hören. Kein Kind würde überhaupt sprechen lernen, wenn es nicht sprechen hörte. Warum lernen Kinder überhaupt auf den Füssen gehen, und nicht auf Händen und Füssen kriechen? Weil sie nicht kriechen, sondern gehen sehen. Ists so in phisischer Hinsicht um sie bestellt, wie sollt's nicht in moralischer Hinsicht noch weit mehr sein? Welche Erwachsene sind Kindern nun aber wohl lieber und theurer, als ihre Eltern? Grenzenlos ist die Vorliebe der Kinder zu ihren Eltern, weil diese ihnen Allwohlthäter sind, und Dankbarkeit, wie Theilnehmung, in der menschlichen Natur liegt. Wer hieran zweifeln könnte, der dürfte doch nur ein Kind betrachten, das ausser seiner Mutter auch noch eine Amme hat; was würde er, wenn Beide bei dem Kinde wären, sehen? Dis, daß das Kind die Amme mehr lieb hätte, als die Mutter. Ein Wink für Mütter, die selbst säugen können, das Herz ihrer Säuglinge nicht an Ammen zu verschenken! Haben nun Kinder eine so grosse Vorliebe für ihre Eltern, so wirkt auch das Beispiel ihrer Eltern am meisten auf sie. Wie Vater und Mutter urtheilen, so ist in ihren Augen recht geurtheilt, und so urtheilen sie nach. Wie Vater und Mutter handeln,

so ists in ihren Augen recht gehandelt, und so handeln sie nach. Wenn nun ein Kind seine Eltern oft auf dieselbe Weise schlecht untheilen hört, und auf dieselbe Weise schlecht handeln sieht, müssen sich da nicht gewisse moralische Gebrechen der Eltern auf die Kinder fortpflanzen?

Es ist auch zuweilen die Rede noch davon, daß es durch sich selbst Ausgebildete am Verstande gebe, und daß es also auch durch sich selbst Ausgebildete am Herzen geben könnte. Wäre das Letztere, so wäre es zugleich die höchste Ehrenrettung der ursprünglichen Menschennatur in moralischer Hinsicht; es scheint aber, als hätte diese Sprache nur die Absicht, den grossen, ia, den allergrössesten Einflus der Erziehung auf Moralität herabzusetzen.

Hier ist mein Glaubensbekentnis in dieser Sache gegen dergleichen Sprecher. „Wie es in der Regel leichter ist, aus sich selbst ein grosser Künstler zu werden, wenn man von Andern die ersten Kunstgriffe gelernt hat — wie es in der Regel leichter ist, aus sich selbst ein Weiser vom ersten Range zu werden, wenn man durch Unterricht Anderer die ersten Anfangsgründe der Weisheit erfaren hat — — so wird man auch in der

Regel aus sich selbst leichter ein Edler, wenn man an der Hand seiner Erzieher den ersten Grund zu schöner Sittlichkeit gelegt hat." — —

Ich will nochmals über Alles, was ich iezt gedacht habe, scharf nachdenken. — —

Nun hab' ichs gethan, und mein Glaube steht fest, daß Erziehung für den Menschen Alles in Allem sei. Es ist Sünde gegen die menschliche Natur, wenn man ihr das zu Schulden kommen lässt, was die Welt an ihr verbrach. Die arme Menschennatur! Doch — noch immer hier und da zeigt sie sich in ihrer Hoheit und Würde — o schön! schön! Die, welche als Grobsinnliche, oder — in der Kirchensprache gesprochen — als Sünder, auf sie schelten, schelten blos im Grunde auf ihre gehabte Erziehung, oder auf sich selbst. Sie legen ihr das zur Last, was sie erst ihren Eltern, die sie böse Gewohnheiten bekommen liessen, und dann sich selbst, da sie durch ihre Vernunft von diesen Gewohnheiten sich wieder hätten befreien sollen, zur Last zu legen hätten. Wann wird man doch endlich aufhören, die menschliche Natur zu verleumden, und dadurch ihren erhabenen Urheber selbst in bösen Leumund zu bringen?!

Sieben und dreissigste Stunde.

Ewiger Progres für den Menschen auf seiner höheren Seite.

Wenn sich mein Herz schon bei dem Gedanken hebt, daß mir nach Vergang des gegenwärtigen irdischen Zustandes ein anderweitiger, zu meiner wahren Vervollkomnung geschickterer, bevorstehe — wie himmelhoch mus es sich vollends bei der Vorstellung heben, daß dieser mein künftiger höherer Zustand, sich zu einer immer grösseren Vervollkomnung, zu einem ewigen Progres auf Seiten meiner höheren Natnr, eignen werde!

Ich bin ruhig dabei, daß der Stifter des Christenthums diesen Punkt, der doch der allerwichtigste bei der Menschenbestimmung ist, ganz unerörtert gelassen hat. Er glaubte vermuthlich, daß er, wenn er sich auf ihn einliesse, von seinem Zeitalter vollends nicht verstanden werden möchte, daß aber, wenn gebildetere Nachwelt aufträte, diese

durch Nachdenken von selbst darauf kommen würde. Er begnügte sich also daran, die Menschen mit einem künftigen blos höheren Zustande für sie bekannt und vertraut zu machen, sie gen Himmel zu weisen, sie zu belehren, daß sie ihre eigentliche Bestimmung droben erst fänden, und sie aufzufordern, hierunten schon darnach zu streben, daß sie sie erreichen möchten. Ueberhaupt wollte er, daß sein ganzes Religionssistem immer mehr ausgebildet würde, und daß die Menschen durch weiteres Denken über Alles, was er gelehrt hatte, und durch Folgerungen daraus sich noch höher belehren sollten, als er sie selbst belehrte. Sein Wille ist durch die Zeit erfüllt worden, und die Hofnung, welche er deshalb auf die menschliche Vernunft setzte, hat ihn nicht getäuscht. Dis ist dann auch darauf anzuwenden, daß er blos einen künftigen höheren Zustand lehrte, ohne der ewigen Vervollkomnung desselben zu gedenken. Nun ist auch gefunden der Glaube an diese, und er ists in der That, durch den der Glaube an Fortdauer über das Grab hinaus erst recht vollkräftig und herzerhebend wird.

Wenn mir irgend ein Vervollkomnungsziel gesetzt wäre, über das hinaus ich nicht weiter fort=

schreiten könnte, was sollte ich alsdann beginnen, wenn ich's erreicht hätte? Dafür sorgen etwa blos, daß ich nicht wieder von ihm zurückschritte? Dann müste ich das Seligkeitsgefühl nie geschätzt haben, das mir seine Erreichung verschaft hätte. Mich neben ihm lagern etwa, an ihm mich begnügen und ewig mich satt sehen? Dis würde mir bald unmöglich werden; denn es streitet wider den Urtrieb meines Wesens, vermöge dessen ich immer weiter will. Wenn aber über das erste Ziel hinaus ein weiteres steht, und dann wieder, und so ins Unendliche fort, dann wird dieser Trieb erst befridigt, und ich fühle mich ganz in der erhabenen Würde und Bestimmung meiner menschlichen Natur.

„Höret doch die schöne Schwärmerei! So ein ewiger Progres für den Menschen gehört unter die philosophischen goldenen Träume."

Warum denn das? frage ich dreust diesen Ausrufer. Können wir nicht iezt schon bei unsern schwächeren Kräften immer mehr an unserer Vervollkommung fortarbeiten? Wie? und bei stärkeren Kräften sollten wir's einst nicht auch, nicht noch besser, können? Gelingt uns das Fortarbeiten bei eifriger Anwendung unserer schwächeren

Kräfte nicht iezt schon oft herrlich? Wie? und bei eifriger Anwendung unserer stärkeren Kräfte sollte es uns einst nicht noch öfter und noch herrlicher gelingen? Zur Gottähnlichkeit bestimmt, können und werden wir auch ewig in ihr wachsen — denn Gott ist von uns unerreichbar, und wir werden doch immer streben, ihn zu erreichen. Indem uns dis ewig fehlschlagen wird, so wird sich uns dadurch auch ein Feld ewiger Annäherungen an Gott, und damit zugleich die Aussicht in immer höher steigende Seligkeiten öfnen. Man mus nur Sinn für diese Seligkeiten, welche aus der immer steigenden Gottähnlichkeit, aus dem ewigen schönen Fortschreiten im Erkennen, im Wollen und im Wirken, entspringen, haben, so überlässt man sich gern noch folgenden Betrachtungen.

Wer freuet sich nicht, wenn der Reichthum seiner richtigen Einsichten, seiner deutlichen Begriffe, seines wirklichen Erkennens und Wissens, immer grösser wird? Wer bekommt dadurch nicht Verlangen nach noch höher steigender Grösse dieses Reichthums? Wer gewinnt durch ihn nicht immer mehr Kraft, zu erkennen? Je Mehr man erkennt, desto geschickter wird man, noch Mehr zu

erkennen. Eine Erkentnis erbauet sich auf der andern, und so — Vervollkommung auf Seiten unseres Erkennens ins Unendliche hin. Würde es denn etwa an weiterem Erkentnisstoffe iemals fehlen? O so bedenke doch nur, was die höchste Erkentnis, welche iezt ein Mensch vom Weltall hat, gegen die Erkentnis Gottes davon sei! Nicht einmal die Einrichtung unserer kleinen Erde, die doch nur ein Planet, ein Punkt gegen das Universum, ist, sehen wir recht ein; ebenso auch nicht die höhere Regirung über sie, und hätten vielleicht ewig hieran allein schon zu lernen. Wie viel weis aber vollends wohl auch der erste Astronom vom Sternhimmel? Beruhet nicht das Meiste in der Himmelskunde auf blossen Hypothesen und Vermuthungen, und wie weit ist sie dennoch dabei kaum gediehen? Unendlich ist Gottes Welt — unendlichen Erkentnisstof bietet sie uns dar. Ach, was können, was werden wir noch über sie lernen! Und, ie Mehr wir davon lernen, desto mehr werden wir auch die Maiestät des Urhebers und Regirers des Universums kennen lernen. Ewig werden wir also auch in unserer Gotteserkentnis wachsen. — Bedenke doch auch nur, was wissen wir iezt sogar von uns selbst? Den Körper kennen wir ziemlich;

kennen wir auch Uns? Wer mag angeben, was Er sei? Wie haben alle Weltweisen das gemeinschaftliche Bekentnis abgelegt, daß sie in ihr eigentliches Wesen nicht eindringen könnten! Gewis ist auch hier ein unendlicher Stof zum Erkennen für uns da. Wir selbst sinds uns.

Wer freuet sich ferner nicht, wenn der Reichthum seiner edlen, mit der Vernunft übereinstimmenden und vor dem Richterstuhle des Gewissens bestehenden Gesinnungen immer grösser wird? Wer bekommt dadurch nicht Verlangen nach noch höher steigenden Grösse dieses Reichthums? Wer erlangt durch ihn nicht immer mehr Kraft, schön zu wollen? Je schöner unser Wille wird, desto geschickter werden wir, noch schöner zu wollen. Eine edle Gesinnung erbauet sich auf der andern, und so — Vervollkommung auf Seiten unserer Herzensgüte ins Unendliche hin. Würde es denn etwa an weiterem Veredlungsstof iemals fehlen? O so bedenke doch nur, wie viel Seiten das menschliche Herz habe! Auf allen Seiten sollen wir heilig werden; was ist aber auch der höchste Heiligkeitsgrad, den hier ein Mensch besitzt, gegen die Heiligkeit Gottes? Nicht einmal diese und iene Seite unseres Herzens veredeln wir gehörig,

und was sind diese einzelne Seiten gegen das Ganze unseres Herzens, gegen das Universum unseres Willens? Hier ist also auch Veredlungsstof, wie Erkentnisstof, ins Unendliche hin. Eine Seite nach der andern wird veredelt werden; immer neue Seiten werden sich zeigen, die zu veredeln sind, und alle diese alte und neue Seiten zusammen werden noch immer mehr veredelt werden, und die Harmonie aller unserer guten Gesinnungen kann und wird noch immer vollkommener werden. Ach, hier, hier ist Progres, ewiger Progres der Vervollkomnung unseres höheren Zustandes, der uns immer mehr vergöttlichen wird.

Wer freuet sich endlich nicht, wenn der Reichthum seines wohlthätigen Wirkens, seiner Nutzen- und Segenstiftungen immer grösser wird? Wer bekommt dadurch nicht Verlangen nach noch höher steigenden Grösse dieses Reichthums? Wer gewinnt nicht durch ihn noch immer mehr Kraft, nützlich zu wirken? Je mehr man um sich her segnet, desto geschickter wird man zum Segnen. Eine weltbeglückende That erbauet sich auf der andern, und so — Vervollkomnung auf Seiten unseres gottähnlichen Wirkens ins Unendliche hin. Würde es etwa an Wirkensstof iemals fehlen? So we-

nig, als an Veredlungsstof und an Erkentnisstof! Bedenke doch nur, wie weit wir schon iezt in unserer kleinen Sphäre zu wirken hätten, wenn unsere Kräfte nur dazu hinreichten! Was ist aber auch das höchste Segenstiften, welches hier ein Mensch durch Ueberanstrengung aller seiner Kräfte glücklich durchsezt, gegen die segnende Allwirksamkeit Gottes? In einen grösseren Wirkungskreis einst versezt, werden wir auch noch weit mehr zu wirken finden, und bei grösseren Kräften dazu auch vollkommeneren Erfolg unseres Wirkens sehen. Dieser grössere Wirkungskreis wird sich noch immer mehr ausdehnen, und wer weis, zu welchem erhabenen Wirken der Urheber unseres Wesens uns noch aufbehalten habe? Waren wir hier schon eine Art von Unterschäpfern — o gewis, so werden wir dort Gott auch auf dieser Seite noch immer ähnlicher werden, und, ie mehr wir dis werden, desto mehr uns auch in unserer Bestimmung dazu immer seliger fühlen. — —

So denke ich über den ewigen Progres der Vervollkomnung des künftigen höheren Zustandes des Menschen, über ewigen schönen Fortschritt im Erkennen, im Wollen, und im Wirken, und glaube

so über ihn denken zu müssen. Mein inneres Frohlocken über ihn ist so unendlich, wie er selbst.

„Nun, so denke immerhin so! Alles, was du sprachst, kann doch aber nur von solchen Menschen gelten, die hier schon eines höheren künftigen Zustandes sich würdig und empfänglich machten, und hier schon nach Erkentnis, nach sittlicher Güte und nach segnender Wirksamkeit strebten; wie wird es aber um die stehen, welche nicht so thaten? Nach deiner Hipothese, die sich auf den Urtrieb — immer weiter! — beruft, stände diesen also wohl gar ein ewiger Progres der Verunvollkomnung ihres künftigen Zustandes auf ihrer höheren Seite bevor?"

Hier ist meine Antwort auf diesen Einwurf... Der Stifter des Christenthums hat zwar auch keinen Wink darüber gegeben, daß für Menschen, welche hier ihr höheres Heil verabsäumten, und wohl gar als Bösewichter und Missethäter von hinnen gingen, in iener Welt noch Hülfe und Rath sein könne; dachte er aber etwa, daß sich, wenn er auf so etwas auch nur hindeutete, die Zahl der ihr höheres Heil hier Verabsäumenden, der Bösewichter und Missethäter, unter dem so schon genug ausgearteten grösseren Haufen seiner Lands- und

Zeitgenossen nur noch vermehren würde? Oder — überlies er diesen der Philanthropie so wichtigen Punkt vielleicht auch dem weiteren Nachdenken besserer Nachwelt? Bei diesem findet man es aber unmöglich, daß ein Vernunftwesen, sobald es ewig fortexistirt, auch ewig im Bösen beharren könne. Das Böse mus ihm ia in der That endlich selbst zur Last werden. Sobald es aber aufhört, im Bösen zu beharren, hört auch seine Strafbarkeit auf, beharrlich zu sein. Uebrigens kann man diesen allerzärtlichsten Punkt mit vollem Vertrauen der Weisheit und Güte Gottes überlassen. Seine Weisheit wird Mittel finden, und seine Güte wird diese Mittel anwenden, ihn zur Zufridenheit iedes wahrhaftigmenschlichen Herzens zu berichtigen. Ich für mein Theil verspreche mir schon viel blos von der Ablegung des Erdenkörpers, der durch die grobsinnlichen Begierden, welche er erzeugte, die Erkentnislosen, die Tugendlosen und die Verdienstlosen von Erkentnis- Tugend- und Verdiensterwerbung abhielt, und glaube, daß diesen Bedaurenswürdigen insgesamt, sobald er für sie dahin ist, die Augen über sich selbst aufgehen werden. Gemisbraucht kann freilich diese Hofnung werden; wer sie aber misbrauchte, und die Besor-

gung des Heils auf seiner höheren Seite bis auf die künftige Welt versparen wollte, der strafte sich doch selbst. Ewig würden nehmlich die, welche ihr höheres Heil hier schon wacker besorgten, ihm weit voraus sein; ewig würde er weit hinter ihnen bleiben, und es also ewig zu bereuen Ursache haben, daß er nicht so that, wie sie. In der heiligen Bilderspräche gesprochen, könnte dieser Lehrsatz auch so lauten — „Wenn die Gerechten längst schon leuchteten, wie die Sonne, in ihres Vaters Reiche, dann würde er immer noch als ein dunkler Planet erscheinen, der von irgend einer Sonne erst erleuchtet werden mus.“

Acht und dreissigste Stunde.

Drei unschätzbare Arten von Wahlfreiheit im menschlichen Leben.

Die Erste davon ist — wenn man sich seine bleibenderen Geschäfte selbst wählen kann. — Daß man dieses und ienes Geschäft dann und wann verrichten müsse, wenn man auch nicht dazu geneigt ist, was ists weiter? Man ist dis schon der bürgerlichen Geselschaft schuldig, und hat davon auch auf keiner Seite bedeutenden Nachtheil. Aber — sich zu einer gewissen Art von fort- und ausdaurenden Geschäften wider seinen Willen bestimmen lassen zu sollen — welch ein Ansinnen! Es mag ia wohl sein, daß man sich im Nothfalle am Ende an iede Art von Geschäften gewöhnen könne; bei welcher fühlt man sich aber nur als ein freier Mensch, der man doch seiner Natur nach sein soll? Doch wohl nur bei der, an die man sich selbst zu gewöhnen Neigung hatte. So mags auch sein, daß man

am Ende auch die aufgezwungensten Geschäfte ohne heftigen Widerwillen verrichten lerne; welche aber verrichtet man mit Lust? Doch wohl nur die, welche man frei gewählt hat. Dennoch ist diese Art von Wahlfreiheit keinesweges gemein; dahingegen ienes Ansinnen, dessen ich gedachte, sehr gemein zu sein pflegt. Schon die Geburt beschränkt sie oft; vermöge welcher sich Viele dem Stande und Berufe ihrer Eltern widmen müssen, ohne um ihre Einwilligung dazu erst befragt zu werden. Dürftige Vermögensbeschaffenheit, nidriges Herkommen, früher Vaterverlust, Mangel an Gelegenheit, das, was man gern mit der Zeit treiben möchte, zu erlernen, und andere ungünstige Umstände beschränken sie noch weit mehr, und man kann sicher behaupten, daß die Mehresten die Lebensart, welche sie ergreifen, nicht ergriffen haben würden, wenn sie nicht gemust hätten. Werden doch sogar Viele, die schon nach ihrer Neigung gewählt hatten, aus dem gewählten Stande durch Uebergewalt wieder herausgerissen, und in einen anderen versetzt, gegen den sie einen natürlichen Widerwillen haben, und den sie wohl gar für verbildend an Geist und Herz halten müssen. Trauriges Loos, wen dies trift! Man denke sich über-

haupt einen Menschen, der die Aussicht erhält, sich zeit seines Lebens so beschäftigen zu müssen, wie er aus sich selbst sich nimmermehr beschäftigt haben würde — wie mag dem Armen zu Muthe sein?! O wie sollten doch also die, welche die Wahlfreiheit bei ihren bleibenderen Geschäften erhielten, sich für besonders vom Schicksale begünstigt halten, und diese ihre Freiheit unschätzbar finden!

Die Zweite der hier gemeinten Wahlfreiheiten ist — wenn man sich seinen näheren Umgang selbst wählen kann. — Wäre die Rede von entfernterem Umgange, oder davon, daß man dann und wann mit Diesem und Jenem sich müsse abgeben können, wenn man auch nicht seinen Mann an ihm fände, so verstünde sichs gleich von sich selbst, daß dagegen nichts zu sagen wäre. Eigentlich kann ieder Mensch, der im unbescholtenen Rufe ist, freien Zutritt zu uns begehren, sobald er in seiner Lage Veranlassung dazu hat, und ihm daran liegt, mit uns persönlich über etwas unterhandeln zu können. Unsere Geschäftsart, unser Weltverkehr — kurz, unser eigener Vortheil, nöthigt uns ia auch oft dazu, mit Personen zuweilen umzugehen, die eigentlich nicht für uns sind. Im=

mer bleibts doch aber dann in unserer Gewalt, wenn sie zu zudringlich würden, ihnen auszuweichen, sobald wir wollen; auch können wir, sobald wir mit ihnen zusammen sein müssen, uns damit trösten, daß ihr uns ungefälliger Umgang bald vorüber sei. Mit dem näheren Umgange aber ists eine andere Sache. Oft zusammen sein müssen mit Menschen, die man lieber gehen, als kommen, sieht — welche Pein! Fast immer zusammen sein müssen mit Personen, gegen die man einen wirklichen Widerwillen hat — welche Hölle! Und doch — was ist gemeiner, als das Erstere? Ja, ereignet sich nicht auch das Letztere häufig genug? Amt, Beruf und Stand, gemeinschaftliche Geschäfte, eigener Bedarf und anderweitige tausendfältige Kombinationen von Umständen können in jenen schon sehr widrigen Fall versetzen, und in diesen, der der allerwidrigste ist, wird man oft durch das Schicksal gleichsam geworfen und geschleudert. Man versetze sich in die Lage eines Menschen, der sich blos im ersteren Falle befindet; man wird sich in ihr schon bedauernswürdig sein. Man versetze sich aber vollends in die Lage dessen, der sich im letzteren Falle befindet; man wird sich in ihr höchst beiammernswürdig vorkommen. Was

für ein Wunsch mus diesem Unglücklichen der höchste sein? Kein anderer, als der, daß entweder Ihn, oder die Unausstehlichen, die Sichel, welche Alles nidermähet, bald treffen möge, damit nur der ihm verhasste nähere Umgang zum Ende gelange. O wie sollten doch also auch die, welche die Wahlfreiheit bei ihrem näheren Umgange haben, sich äuserstglücklich preisen, und diese ihre Freiheit unschätzbar finden!

Die Dritte der hier genannten Wahlfreiheiten ist — wenn man seine häufigeren Vergnügensgenüsse selbst wählen kann. — Wer diese Freiheit unbedeutend fände, der verstände sich auf sich selbst nicht. Das menschliche Herz bedarf sinnlicher Vergnügungen, um sich gewisser und glücklicher bei Güte zu erhalten; es sträubt sich aber auch gegen iede Art von Vergnügungen, durch die es nicht wirklich vergnügt wird. Da mag dann nun zwar wohl Jeder verbunden sein, dann und wann ein Vergnügen mitzugeniessen, aus dem er eigentlich nichts macht, um die Vergnügtheit Anderer zu befördern; welche Strafe aber, ia, welche Art von Zuchthausstrafe, wär's, die Genüsse eines solchen Vergnügens zu seinen häufigeren und öftersten Vergnügensgenüssen machen zu müs-

sen! So wäre der, dem sie aufgelegt würde, ja dazu bestimmt, daß sein Herz bei seinen Vergnügungen immer leer an wirklicher Freude bliebe, und daß er sich während derselben mehr grämen, als erheitern, sollte. Ist denn aber die Wahlfreiheit bei Vergnügensgenüssen, welche man am häufigsten schöpft, so gemein? Ich kann mich nicht hiervon überzeugen. Der Geniesser in den untersten Ständen möchte ich doch kaum auch nur gedenken; an sie, die zum Arbeits- und zehnfachen anderen Plack bestimmt sind, kommt überhaupt die Vergnügung nur selten; begäben sie sich also vollends nicht der Wahl bei ihren Vergnügensgenüssen, so gingen sie wohl ganz vergnügenleer aus. Sie müssen mithin iedes Vergnügen nehmen, ergreifen und festhalten, wie es kommt. Auf die höheren Stände, denen die Wahlfreiheit dabei zum Vorrechte gegeben worden zu sein scheint, will ich iezt mein Augenmerk richten. Nehme ich da die, welche in der grossen Welt leben, wie steht es mit ihnen um diese Wahlfreiheit? Nehme ich vollends die, welche an den Höfen leben, wie steht es mit diesen um sie? Weltton und Hofton, sobald er sich anstimmt, schmiedet für die sich frei Dünkenden Fesseln, und schleppt sie, sobald er fixer, herrschender Ton wird, gefesselt mit sich fort. O selig

doch der, welcher die Wahlfreiheit bei seinen häufigeren Vergnügensgenüssen hat! Möchte Jeder, der sie hat, auch sie unschätzbar finden! — — —

Nun aber auch rechter Gebrauch dieser drei unschätzbaren Arten von Wahlfreiheit im menschlichen Leben! — denn durch ihn allein beweiset man, daß man nicht nur ihrer würdig sei, sondern daß man sie auch in ihrer Unschätzbarkeit zu schätzen wisse. Wie mus er beschaffen sein?

Du, der du deine bleibenderen Geschäfte selbst wählen kannst, wähle nur solche, die an Nützlichteit für Andere, besonders an Gemeinnützlichkeit, hoch hervorragen. Deine grosse Menschenbestimmung ist, Nutzen um dich her zu stiften; denn so macht es Gott, und mit ihm sollst du dich, so viel du kannst, immer mehr zu verähnlichen streben. Auf Geschäfte also, die dir blos nützen würden, las dich, als auf Hauptgeschäfte, ia nicht ein; du bist ia so gesetzt, daß du dis zu thun nicht nöthig hast — könntest du diese Auszeichnung verkennen? Könntest du sie verkennen, da sie besonders es dir so leicht macht, dich in deinem Wollen und Thun zu einer wunderschönen moralischen Höhe zu erheben? — Wähle

aber auch nur solche der Geselschaft nützliche Geschäfte, denen du gewachsen bist. Was hilft das höchste Wirken, wenn auch nicht einmal ein mittelmässiger Grad des Vollbringens denkbar ist? Prüfe also erst deine Kräfte — deine innerlichen und äuserlichen Kräfte, und widme dich nicht eher bleibenden Geschäften, einem gewissen Stande und Berufe, als bis du ruhige und dauernde Ueberzeugung davon hast, daß du dazu alle gehörige Tauglichkeit besitzest. Bei allem deinen Gutmeinen erschienst du sonst als ein Mensch, der es böse mit der Geselschaft gemeint haben möge. — Wähle iedoch nicht nur solche nützliche Geschäfte, denen du gewachsen bist, sondern die dich auch nicht zu sehr von dir selbst entfernen und dich in das Weltwesen zu tief verwickeln würden. Deine schöne moralische Ausbildung, welche du beabsichtigst, würde dir sonst fehlschlagen, und du würdest zwar Ruhm und Ehre, vielleicht auch Nachruhm und Nachehre, davon haben — weiter aber auch nichts — also für dich im eigentlichen Verstande nichts. Setze dich immer so, daß dir bei deiner nützlichsten und gemeinnützigsten Thätigkeit Stunden übrig bleiben, welche du für dich strikt verleben, und in denen du Rechenschaft

über dich selbst vor dir selbst — ganz und gar ungestört — ablegen könnest.

Du, der du deinen näheren Umgang selbst wählen kannst, wähle nur solche Menschen dazu, welche zu den Weiseren und Edleren gehören. Auf fremde Empfehlung verlas dich dabei nicht — sie ist oft selbstsüchtig, oder doch erschlichen, mithin täuschend; auch handeltest du ia in der That unter der Würde deiner Selbstheit, wenn du dich an Menschen anschlössest, die sich nicht selbst dir empfehlen. Empfohlen zum näheren Umgange soll dir aber nur der sein, der zur Fortsetzung der Ausbildung deines Geistes und Herzens beitragen kann; sonst würde Freundschaft deine Verderberin, und Erzfreundschaft deine Erzverderberin. Prüfe also selbst erst Jeden — du bist ia so glücklich, daß du Zeit genug dazu hast — mit dem du näheren Umgang haben willst, ob er sich hierzu eigne; prüfe besonders den, oder die, mit welchen du den allernähsten Umgang haben willst, über diesen allwichtigen Punkt. — Wähle aber auch unter den Weiseren und Edleren nur die, welche ganz mit dir einverstanden sind, ganz mit dir simpathisiren. In den Hauptpunkten sind zwar gewis, wenn du selbst ein Weiser und ein

Edler bist, alle Weisen und Edlen mit dir einverstanden, und simpathisiren mit dir; es gibt aber Nebenpunkte, über welche die Weisen nicht einerlei Meinung, und die Edlen nicht einerlei Gefühl, haben. Diese klein scheinende Differenz macht oft im näheren Umgange grossen Zwiespalt, und im allernähsten Umgange den allergrössesten Zwiespalt. Decke dich also auch auf dieser Seite; du hast ia die Freiheit dazu. — Wähle auch solche Weisere und Edlere, die sich gern an dich anschliessen. Wenn Einer von ihnen auch völlig mit dir simpathisirte, daraus folgt noch nicht, daß er näheren Umgang mit dir lieben werde; dein Aeuserliches könnte vielleicht nicht an- sondern abziehend für ihn sein. Sobald du nicht mehr daran zweifeln kannst, daß es dir so bei ihm gehe, und daß er genauere Verbindung mit dir nicht wünsche, so las ab von ihm. Du würdest dich bei ihm nicht wohl befinden, wenn du dich ihm auch aufdrängest, und es gibt ia noch mehr Weise und Edle, unter denen immer Einige sein werden, die dir, wenn du herzlich dich ihnen näherst, ebenso herzlich entgegen kommen werden.

Du, der du deine häufigeren Vergnügensgenüsse selbst wählen kannst, wähle nur solche, die dich nie gereuen. Du wirst so schon

in Hinsicht auf deine Wünsche, Bestrebungen, Vorsätze und Plane genug zu bereuen haben; bereite dir also durch deine Genüsse nicht noch mehr Reue! Wenn das, was dir iezt Freude machte, in Zukunft dir Gram verursachte, wie theuer bezahltest du auch hernach die gehabte Freude! — Wähle nur solche Vergnügensgenüsse, deren du so leicht nicht überdrüssig wirst. Dis ist gewöhnlich der Fall mit allen brausenden und heftigen, die den Körper, die Sinne, die Phantasie, das Herz, zu stark angreifen. Wähle also stille und sanfte; für sie wirst du immer empfänglich bleiben, und so zeigst du dich auch auf dieser Seite als ein Mensch von festem Karakter, wenn Andere, um vergnügt zu sein, mit ihren Vergnügungen immer abwechseln, immer auf neue Arten derselben sinnen müssen, und so ein kindisches, läppisches Ansehen gewinnen. — Wähle nur solche Genüsse, die zu deiner höheren Ausbildung beitragen, indem sie sich selbst vergeistigen, oder sich doch von dir leicht vergeistigen lassen. Ergötze dich vorzüglich am Schönen, am Erhabenen, am Vollkommnen, du magst es finden bei der Natur, oder bei der Kunst; dein moralischer Schönheits-, Hoheits- und Vollkommenheitssinn wird dabei treflich gedeihen.

Neun und dreissigste Stunde.

Seelenhoheit bei zurückgewiesenem Guten.

Alt, uralt ist die Klage, daß man sich in einer Welt befinde, in der es so viel Hindernisse beim Guten gebe, die es nicht nur erschwerten, sehr erschwerten, sondern oft sogar gänzlich vereitelten. So alt, so wahr auch diese Klage. Indessen — wenn es auf der einen Seite deshalb gewis ist, daß man bei weitem nicht so nützlich werden könne, als man sonst geworden sein würde, und als man werden zu können wünscht: so ists auch auf der andern Seite ausgemacht, daß man, wenn's nicht so wäre, nicht so viel Hoheit der Seele erlangen, zeigen und behaupten könnte, als ietzt, da es so ist.

In dem Grade nun, in welchem die Hindernisse beim Guten widernatürlicher zu werden scheinen, pflegt auch iene Klage bitterer angestimmt zu werden. So ist man zwar schon betre=

ten, wenn es blosse Umstände sind, die durch ihr plötzliches Erscheinen und unglückliches Zusammentreffen mit dem beschlossenen Guten den schönsten Plan aufhalten, oder gar unausführbar machen, und man weis es nicht mit der Weisheit des Weltregirers, der doch das Gute von uns will, zu vereinigen, daß so etwas geschehen dürfe, und daß die moralische Weltordnung mit der phisischen so im Widerspruche stehe; weit betretener aber wird man, wenn es Menschenfeinde, Neider, Schadenfrohe, Rachgierige sind, die dem Guten Widerstand, wohl gar unüberwindlichen Widerstand, leisten. Wie? denkt man da, auch Menschen gönnen einander ihr Heil nicht, halten's nicht mit einander, sondern sind gegen einander, da sie doch eines und desselben Wesengeschlechts sind, und machen sich zur Vereitlung des fremden Guten, das vor ihren Augen geschehen soll, auf, da sie doch selbst Gutes thun sollen? Am allerbetretensten aber wird man, wenn dieienigen, welchen das Gute zugedacht ist, selbst nicht Hand dazu bieten, gleichgültig dagegen sind, es nicht haben wollen, es von sich weisen, wegstossen, oder gar mit Füssen treten. Dis scheint uns das Allerwidernatürlichste zu sein.

Dächte man aber recht darüber nach, so würde man es vielleicht nicht widernatürlicher finden, als wenn das Gute blos durch zufällige Umstände fehlschlägt. Kann es denn nicht sein, daß dieienigen, welche so handeln können, sich blos auf ihr wahres Bestes nicht verstehen? Kann es nicht sein, daß sie Abneigung gegen das ihnen zugedachte Gute nur aus einem tief bei ihnen eingewurzelten Vortheile haben, welches damit streitet? Kann es nicht sein, daß sie aus irgend einem Grunde Mistrauen auf den setzen, der es ihnen zugedacht hat? Kann es nicht sein, daß Andere, denen das Gute, wenn's zu Stande käme, bei Befridigung ihrer Selbstsucht Eintrag thäte, im Hintergrunde stehen, und sie aufhetzen? In allen diesen Fällen wäre ia also ihre so äuserst widernatürlichscheinende Handlungsart auf das natürlichste zu erklären. — Angenommen iedoch, daß auf diese Weise völlig widernatürlich gehandelt würde, so träte ia eben hier der Fall ein, daß man als Wirker des Guten die höchste Hoheit der Seele erlangen, zeigen und behaupten könnte. Hier, hier wirds am klärsten, ob man, als solcher, es mit der blossen Alltags- und Weltmoral halte, oder ob man in die höhere Moral eingeweihet sei.

Die Alltagsmoral spricht — „wenn du Gutes im Sinne hast, das die Welt nicht will, das Mehrere, oder Einzelne, nicht wollen, von sich weisen, und dich damit nach Hause schicken, so geh damit gleich nach Hause; sie sinds nicht werth, daß du auch nur damit anfängst. Spare deine Mühe; du siehst voraus, daß du vergeblich dich bemühen würdest, und kannst deine Kräfte zu anderweitigem Guten bestimmen.“

Auch spricht die Alltagsmoral weiter — „Nun hast du ia gar noch ein Uebriges gethan, und das Gute versucht, wovon du voraussehen konntest, daß man es nicht wolle; so brich doch nun wenigstens ab, da du wirkliche Erfarung davon gemacht hast, daß man es nicht wolle. Nun siehst du doch wohl ein, daß du nicht einmal damit hättest anfangen sollen; wie könntest du also wollen damit fortfaren? Daß du offenbar vergeblich anfingst, mag noch sein; aber offenbar vergeblich damit fortfaren wollen — welcher Unsinn!“

Wie spricht aber die höhere Moral? Also spricht sie — „Sobald es offenbar Gutes, wohl gar grosses Gutes, ist, das du im Sinne hast, und du fühlst Kräfte dazu, so fühle auch Beruf dazu. Fang's also an, ohne dich durch den An=

schein, als würden die, für welche du es bestimmt hast, es nicht haben wollen, davon abhalten zu lassen. Siehst du dann aber bald hell und klar, daß sie es in der That nicht wollen, so wirke auf ihren Willen! Die rechten Mittel, diesen umzustimmen, müssen dir die iedesmaligen Ursachen zeigen, welche sie zu so undankbarer Widersetzlichkeit bewegen, und die du leicht entdecken wirst. Fändest du also, daß sie sich blos auf ihr eigenes Wohl nicht verständen, so suche sie darüber besser zu verständigen. Fändest du, daß dir ein altes Vorurtheil bei ihnen im Wege stände, so suche sie davon zu heilen. Fändest du, daß sie dir deiner eigentlichen Absichten wegen nicht recht traueten, so suche sie von deinem Gutmeinen zu überzeugen. Fändest du, daß irgend ein Anderer, der starken Einflus auf sie hat, vermuthlich seines Privatvortheils wegen, sie zum Widerstande gegen dich verleitete, so suche seinen Einflus auf sie zu schwächen. Hilft dis nichts, beharren sie bei ihrem Widerwillen gegen dein Gutes, so brich doch deine Arbeit dafür nicht eher ab, als bis du **must**. Versuche Alles — auch das Letzte noch; denn nur so beweisest du reine Liebe zum Guten, Feuereifer dazu und Vertrauen auf die gute Sache."

Wer sieht nicht gleich ein, daß er auch sogar nur dadurch, daß er dieser Sprache Gehör gibt, und sich nach ihr richtet, selbst erst ganz sicher sein könne, daß er sich nicht etwa blos einbilde, Andere wollten sein Gutes nicht, oder daß er so etwas bei seinem Gewissen nur vorschütze, um seine Unthätigkeit zu rechtfertigen, oder daß ihm, wenn der Widerstand existirte, selbiger nicht etwa willkommen sei, um das angefangene Gute wieder abbrechen zu können? Ist es nicht die gewöhnliche Ausrede derer, welche Gutes, wozu sie die nöthigen Kräfte überflüssig haben, nicht einmal anzufangen Lust haben, daß sie sprechen — „wer weis, obs die Menschen haben wollen" —? Hört man diese Ausrede nicht oft genug? Ist es nicht auch die gewöhnliche Ausrede derer, welche bei den dazu nöthigen Kräften, Gutes zwar anfangen, weil sie es Ehrentwegen anfangen müssen, daß sie, wenn sie doch nicht Lust haben, es fortzusetzen, sprechen — „da sieht man's ia, daß die Menschen es nicht haben wollen —"? Hört man nicht auch diese Ausrede oft genug? Wie, wenn es in Ansehung dieser beiden Ausreden ebenso mit uns stände? Wem seine Moralität lieb ist, der kann sich

nicht eher zufriden geben, bis er mit Gewisheit weis, das es **nicht** so mit ihm stehe; er erfährt dis aber einzig und allein nur dadurch, wenn er iene Sprache der höheren Moral hört und gern befolgt. Ohnedis kann er ia in der That nicht einmal von seiner Liebe zum Guten überhaupt vollkommen überzeugt sein.

Niemand kann ia auch eher mit Gewisheit wissen, daß Andere sein ihnen zugedachtes Gutes nicht wollen, bis er **Alles**, was er dafür thun kann, wirklich dafür gethan hat. Der Ausgang wackerer Unternehmungen ist dann erst ausgemacht, wenn er da ist. Wie viel tausend Beispiele von fast schon verlohren gegebenen, und zuletzt doch erfülltgewordenen Hofnungen menschenfreundlicher Planmacher gibts! Man mus also als Menschenfreund nur nicht nachlassen, nicht müde werden; dem **Durchsetzungssistem** mus man ergeben sein. Hat man grosse Uebergewalt in Händen, so mus man das Durchsetzungswesen auch bis zu ihrem Gebrauche treiben; nur mus er nicht die Grenzen der Humanitat überschreiten. Die Nachwelt erkennt dann das Gute mit Dank, welches die Vorwelt von sich sties, am Ende aber doch annehmen muste. Man kann sich iedoch auch ohne grosse Ueber-

gewalt oft auf das Durchsetzungssistem so ziemlich verlassen. Die Menschen kommen mit der Zeit selbst wohl zum Besinnen; oder Beispiele von Andern, die das Gute, das sie nicht annehmen wollen, annehmen, und sich dann dabei wohl befinden, bringen sie zum Besinnen; oder Umstände, welche gleichsam aus den Wolken fallen, verrichten dis Amt an ihnen. Der letzte Eindrang, welchen man alsdann mit seinem ihnen zugedachten Guten auf sie macht, ist oft entscheidend, schönentscheidend. Wenn er nun bei dem Guten, das wir Andern zudachten, vielleicht dis auch geworden wäre — wer kann aber das Gegentheil hiervon beweisen? — und wir hätten ihn nicht versucht, müsten wir uns nicht, wenn unser Gutes nicht auf- und angenommen würde, den Vorwurf zu Gemüthe ziehen, daß wir selbst daran Schuld wären? Könnten wir uns wohl eines vollkommenen Eifers für das Gute rühmen? Dieser hört nur dann erst auf, zu wirken, wenn er zu wirken aufhören mus.

Ich soll nicht den Ausfall meiner Bemühungen für das Gute, sondern das Gute selbst, zu meiner Hauptsache machen, und vorzüglich vor Augen haben; dann, nur dann ist meine Liebe zum

Guten rein, ganz rein. Wie die, welchen ich es zudachte, es aufnehmen — das haben sie zu verantworten; ob aber Alles von meiner Seite geschah, damit sie es wohl und dankbar aufnähmen — dis habe ich zu verantworten. Daß mich ein glücklicher Ausgang davon erfreuen müsse, ist natürlich; könnte ich aber das Gute darum aufgeben, weil es keinen glücklichen Ausgang zu haben schiene, ia, sogar sehr schiene, so wäre mir die Freude über guten Ausgang des Guten lieber, als das Gute selbst, und so liebte ich das Gute auch nicht ganz rein.

Könntest du, der du auf Gutesstiften hinarbeitest, auch wohl fürchten, daß deine Arbeit iemals, auch auf den allerschändlichsten Fall, wenn sie von denen, für die sie geschah, mit Füssen getreten würde, im Ernst ganz vergeblich gewesen sein werde? So hättest du schlechtes Vertrauen zur Sache des Guten, schlechtes Vertrauen zu ihrem grossen Regirer. Deine Arbeit stifte immerhin das Gute nicht, welches sie stiften sollte; sie wird dafür anderes stiften. Ja, nicht nur auf andern Seiten wird sie Gutes, sondern auch vielleicht dasselbe Gute — aber nur an andern Orten, und zu andern Zeiten — stiften. O könnten wir

so den Geschichtsgang edler Unternehmungen gehörig übersehen, wie würde es uns bis zur Sonnenklarheit einleuchten, daß das zurückgewiesenste Gute fast immer zum gesegnetesten Guten ward! Nie will ich also ienen angeführten Rathgebungen der Alltagsmoral folgen, sondern mich immer an die höhere Moral anschliessen.

Doch — noch ein Gegeneinanderhalten beider Moralen! Wenn dann Menschen dadurch unglücklich werden, daß sie ihnen zugedachtes Gutes abwiesen, wie spricht da die Alltagsmoral zu dem, welchen sie damit zurückwiesen? .. „Sag, so geschehe ihnen Recht — haben sie's doch nicht besser gewollt. Bedaure sie nicht; mache sie vielmehr noch herunter deshalb; habe nicht das geringste Gefühl weiter für sie, sondern triumfire über sie als Thoren. So nimm an ihnen Satisfaktion für dich." Die höhere Moral spricht aber alsdann — „Es sind Unglückliche, die du vor dir hast; ihr Anblick bleibt immer ein trauriger Anblick — er bleibe es auch dir! Bedaure sie, wenn sie auch nicht auf dich hören und achten wollten. Es sind selbstgestrafte Thoren, ia, es sind aber doch Menschen — erblicke in ihnen den Menschen, und fühle, statt Ingrimm gegen sie

zu hegen, Mitiammer mit ihnen; ia, hilf und rathe ihnen noch, so viel du kannst."

Auch über diesen letzten Punkt ziehe man die Anweisungen der höheren Moral den Anweisungen der Alltagsmoral vor! O welche Seelenhoheit alsdann bei grossem zurückgewiesenen Guten!

Vierzigste Stunde.

Das Fragen der Kinder.

Fragen ist den Kindern eigen. Lebhafte Kinder fragen so viel, daß man gar nicht nöthig hat, sich erst auf etwas zu besinnen, womit man sie unterhalten wolle; man darf nur auf ihre Fragen immer antworten, so sind sie zum Ueberflus unterhalten. Kinder handeln hierbei, ohne es zu wissen, nach dem Grundsatze, daß man durch Fragen klug werde. Wie machen wir Erwachsene es noch, wenn wir etwas zum ersten male sehen, oder hören, oder wenn wir einen Menschen finden, auf den wir rechnen zu dürfen glauben, daß er uns über etwas, worüber wir uns nicht selbst zu belehren im Stande sind, Belehrung werde geben können? Fragen wir nicht auch, und finden wir nicht zu unserer Freude, daß wir durch Fortfragen noch immer klüger werden? Nun, so sind Kinder anfangs ganz vorzüglich in diesem Falle mit der gan=

zen Welt zugleich, und es währt lange, ehe sie durch Fragen auch nur einigermassen klug werden. Nur mit Anlage zum Wissen, mit Empfänglichkeit des Wissens, wird der Mensch geboren; Wissenschaft selbst bringt er nicht mit in die Welt. Kraft zu lernen ist ihm wesentlich eigen; diese erzeugt in ihm Trieb zu lernen, Wisbegier, die bald ihre Befridigung sucht. Wodurch erhält aber diese Wisbegier schneller uud gewisser Befridigung, als — durch Fragen? Kinder fragen also, wie aus menschlichem Instinkt, bei Anblicken, die sie haben, bei Nachrichten, die sie hören, bei Rückerinnerungen, die sie anstellen, bei Konklusionen, die sie nach ihrer Art machen, bei Zweifeln, die in ihnen aufsteigen, u. s. w.

Es gibt Eltern, die darüber verdrüslich zu werden pflegen, wenn ihre Kinder sie überhaupt viel fragen. An solche Eltern müste man doch in der That die Frage aller Fragen thun, wozu sie den Mund hätten, und ob sie nicht den edelsten Gebrauch von ihrem Munde machten, wenn sie ihren fragenden Kindern antworteten? Freuen sollten sich vielmehr alle Eltern und Erzieher darüber, wenn ihre Kinder und Zöglinge recht fragelustig sind, und gern belehrt sein wollen.

Kinder, die wenig, oder gar nichts, fragen, sind auf ieden Fall traurige Menschengeschäpfe. Indolent für das Wissen, natürlichstumpf dafür sind sie, und ohne bedeutende Anlage zum Lernen. Hätten sie diese, so würde sie sich doch bei ihnen durch Wisbegier äusern, und die Wisbegier würde ihre Befridigung suchen durch Fragen. Was für Menschen werden aus solchen Kindern werden? Menschen, denen sinnliche Behaglichkeit und allenfals der winzige Vorrath von zu ihr gehörigem Alltagswissen genügt; Menschen, die es mit gutem Essen und Trinken, mit modischer Kleidung, mit Spiel und Tanz, vorzüglich halten, mithin wenig Nutzen stiften, und also unwürdige Glieder der Geselschaft sind. Will man dergleichen an seinen Kindern und Zöglingen haben und sehen? Mit Jünglingen ists ein Anderes; diese können schon, statt noch Fragen zu thun, ihre Zuflucht zur Lektüre nehmen, durch die alle die Fragen, welche sie an ihre Erzieher zu thun hätten, auch beantwortet werden, und — vielleicht oft noch weit richtiger und vollständiger beantwortet werden. Mit Kindern ists aber gewis so, wie ich meine. So müsten sich dann aber auch alle Eltern und Erzieher bei dem vielen Fragen ihrer

Kinder und Zöglinge darüber freuen, daß sie auf solche Weise keine schale Menschengeschäpfe an ihnen vor sich hätten.

Sobald die Fragezeit der Kinder raschen Schritts dahertritt, ists auch der sicherste Beweis, daß sich ihre Vernunft entwickele. Schöne Morgenröthe der Vernunft, wenn sie viel fragen; wer sollte sie an seinen Zöglingen nicht noch lieber sehen, als die Morgenröthe am Himmel? Die Frage „was" ist natürlicherweise ihre erste Art von Fragen; z. B. was ist das? was machst du da? Darauf pflegt die Frage „warum oder wozu" zu folgen; z. B. warum, wozu ist das? warum, wozu machst du das? Endlich findet sich auch die Frage „wie" ein; z. B. wie geht das zu? wie machst du das? Da, da — dann, dann — wenn diese Frage sich einfindet, regt sich die Vernunft schon treflich; nachmachen möchte nun gern der Kleine schon. Ein wahrer Festtag ist doch wohl für gute Eltern der erste solcher Fragetage des Kindes?

Aus dem Fortfragen kann man auch genau die Fortschritte beurtheilen, welche die Vernunft der Kinder macht. Wenn sie über wichtigere und nützlichere Gegenstände zu fragen anfangen, dann

können Eltern die rechte Zeit zu vielen andern Dingen bestimmen, welche zur Erziehung gehören; z. B. die rechte Zeit, sie in die Schule zu schicken — die rechte Zeit zum Religionsunterrichte für sie — die rechte Zeit, sie mit zur Kirche zu nehmen — die rechte Zeit, sie an wirkliche Geschäfte zu bringen — die rechte Zeit, die Vorbereitung zu ihrem künftigen Stande und Berufe anzufangen — die rechte Zeit, sie sich mehr selbst zu überlassen — die rechte Zeit, sie in Geselschaften der Welt mitzubringen, u. s. w. Wie lieb müssen also Eltern die iungen Frager und Fortfrager sein!

Ebenso leuchtet fernerhin auch durch das Fragen ein, wohin der iunge Mensch denke, wozu er besonders Lust und Fähigkeit habe. Das Fach, in welches seine öftersten und eifrigsten Fragen einschlagen, ist gewis sein Fach. Mus es Eltern nicht wichtig sein, auf solche Weise zu dieser ihnen so wichtigen Erkentnis durch ihre Kinder selbst zu kommen?

Ueberhaupt bekommen ia auch Eltern durch das Fragen ihrer Kinder Gelegenheit, sie noch vollkommener zu belehren, nehmlich sie auch über Gegenstände zu belehren, auf die sie bei ihrer Un-

terrichtung ohne ihre Fragen nicht selbst gekommen wären. Wollen sie denn nicht gern, daß ihre Kinder so viel nützliche Erkentnisse und Einsichten erhalten, als möglich?

Allerdings müssen sich aber auch Eltern und Erzieher bei der Fraglustigkeit ihrer Zöglinge weise zu benehmen wissen. Die Regeln, nach welchen sie dabei zu verfaren haben, lassen sich leicht angeben.

Es gibt auch eitle Kinder, die sich durch vieles Fragen nur wichtig machen wollen. Man erkennt sie bald daran, wenn sie eine Frage über die andere thun, ohne einmal die Antwort auf die vorhergegangene abzuwarten. Diese halte man im Zügel!

Fallen die Fragen zu kindisch für das Alter, das die Kinder doch schon haben, aus, so müssen sie zu einem vernünftigeren Gebrauche ihrer Fraglustigkeit angewiesen werden. Betreffen sie also z. B. offenbar läppische Dinge, so mus ihnen gesagt werden, daß dergleichen nicht beantwortenswerth wären. Oder — sind es Fragen, welche sie sich schon selbst beantworten können, so müssen sie angehalten werden, sich solche auch selbst zu beantworten.

Fragen die Kinder zehenmal Einerlei, dann gebe man ihnen entweder gar keine Antwort mehr, oder antworte ihnen — „besinne dich doch einmal; wie oft hat man dir dis schon gesagt! Du must auch merken; nun sag' ich dir's zum letzten male."

Eilen sie mit Fragen vor, und thun sie solche, die man ihnen noch nicht richtig beantworten kann und darf, so müssen sie der Antwort wegen zur Geduld verwiesen werden. Dis gilt in Ansehung aller Fragen, deren richtige Beantwortung für ihr Alter noch nicht gehört, weil sie selbige entweder noch nicht recht verstehen würden, oder doch sehr leicht misbrauchen könnten. Wenn die nöthigen Vorkentnisse noch fehlen, wie dunkel würde ihnen auch die richtigste Erkentnis, welche man ihnen über etwas reichte, bleiben! Wozu also diese schon reichen? Wenn man ihnen aber schon Kentnisse mittheilen wollte, die ihnen mehr schädlich, als nützlich, zur Zeit noch würden, wie würde man sich dadurch an ihnen sogar versündigen! Viele halten's bei vorzeitigen Fragen der Kinder damit, daß sie ihnen die richtigen Antworten darauf zwar noch vorenthalten, aber ihnen dafür eine unrichtige und falsche geben; dis ist ia aber erstlich nicht einmal nöthig. Wie leicht lassen sich Kinder in Ansehung

der Beantwortung derselben zur Geduld verweisen! wozu also iene Handlungsweise? Wenn Eltern und Erzieher bei den Kindern in dem gehörigen Ansehen stehen, lassen sich diese an der Verweisung zur Geduld gern genügen, und glauben ihnen aufs Wort, wenn sie ihnen sagen, daß die Antworten, welche sie verlangten, für sie noch zu hoch wären, und sich noch nicht für sie schickten. Ists denn etwa auch eine grosse Kunst, Kinder von dergleichen Fragen wieder abzubringen, so, daß sie selbst sie fahren lassen und vergessen? Man zerstreue sie doch nur, und halte ihnen andere Gegenstände vor, die unschuldigen Reitz für sie haben; so ist, wie ihre Aufmerksamkeit, so auch ihre Fragelustigkeit, auf diese gerichtet. Es ist also, wie gesagt, nicht einmal nöthig, Kindern darum, weil man ihnen die richtige Antwort noch nicht geben kann, eine falsche zu geben, um, wie man meint, ihnen doch nur geantwortet zu haben; es ist aber auch auf das höchste zu widerrathen. Solch falsch Antworten legt den Grund zu Vorurtheilen, die hernach oft lebenslang in der Seele des Kindes festsitzen, sich weiterhin mit andern Vorurtheilen und Irthümern verbinden, und so einen T o t a l-thoren hervorbringen. Ist es also nicht weit ver-

nünftiger und gewissenhafter gehandelt, wenn man die rechte Antwort bis zur rechten Zeit verspart, und bis dahin gar keine Antwort gibt? So wird dann die richtige Erkentnis, welche sie da reicht, die erste, und bleibt der Seele, als solche, auch lebenslang eigen. Gesetzt iedoch auch, der erwachsende Mensch lernte nachher statt der falschen Antwort, welche er von seinen Erziehern erhielt, sich selbst die richtige Antwort geben — mit was für einem Herzen würde er an seine Erzieher zurückdenken? Danken könnte er ihnen doch wohl nicht dafür, daß sie ihm Irthum lehrten, da dis gar nicht nöthig war. Bald würde er sich über sie ärgern, bald würde er über sie lachen und spotten. Seine Erzieher aber sollen ihm stets ehr- und liebenswürdig bleiben.

Es ist fast derselbe Fall, wenn Kinder Fragen thun, auf die man selbst keine richtige Antwort weis. Aus denselben Gründen gebe man ihnen doch auch lieber gar keine Antwort, als eine solche, die man selbst für unrichtig findet, oder von deren Richtigkeit man doch selbst nicht überzeugt ist. Man verweise sie auch zur Geduld, und verspreche ihnen die Antwort nächstens. Unterdessen hole man sich die nöthige Erkentnis zur richtigen Ant-

wort von Andern ein, und gebe ihnen dann gleich die richtige Antwort — vorausgesetzt, daß sie für die Kinder noch nicht zu frühzeitig sei.

So gehe man bei der Fraglustigkeit der Kinder zu Werke! Wie man sich über diese zu freuen alle Ursache hat, so wird man auch viel Freude darüber haben, wenn die Kinder ihren Fragern hernach treflich zu antworten wissen.

Ein und vierzigste Stunde.

Freude an fremder Besserung.

Es gibt Kranke, deren Genesung wegen alle Hofnung vergeblich ist; so gibts auch Böse, Moralischkranke, die ganz und gar unbesserlich sind — wollte man aber deshalb gleich Jeden, der als ein Böser erscheint, für unbesserlich erklären? So könnte man auch ieden Kranken gleich für unheilbar erklären; und was würde der Erfolg hiervon sein? Dis, daß man gar keine Heilmittel bei ihm anwendete, sondern ihn blos seiner Natur überliesse, und so würde seine Krankheit, wenn sie anfangs nur schwer war, bald tödtlich, und zuletzt wirklich tödtend, werden. Ganz so verhält es sich mit dem moralischen Kranksein. Wenn man Jeden, der sich als Böser zeigt, gleich für unbesserlich erklärte, so würde man auch gar kein Korrektionsmittel bei ihm gebrauchen, sondern ihn blos seinem

Herzen überlassen, und ihn dadurch erst unrettbar vom Verderben machen.

Man handelt aber auch in der That gegen alle Erfarung des menschlichen Lebens, wenn man eine solche rundabsprechende Errlärung von sich gäbe. Gab es denn nicht von ieher und immer noch bösgewordene Menschen, die wieder bessere Menschen wurden? Besserte nicht Viele ihr eigenes Gewissen, das aus sich selbst wieder erwachte? Besserte nicht Viele die Natur, welche sie für ihre Ausschweifungen bestrafte — also ihr eigenes Laster gleichsam selbst durch die natürlichen traurigen Folgen, welche es für sie nach sich zog? Besserte nicht Viele das Schicksal durch schwere Verhängnisse, die von oben über sie herabkamen? Wurden nicht Viele durch menschenfreundliche Korrektion, wenn sie noch zu rechter Zeit eintrat, gebessert?

Das mag wohl wahr sein, daß sehr geübte und ausgelernte Böse, wirkliche Bösewichter, die im Laster schon grau wurden, und denen ihre sehr unmoralische Gewohnheit schon zur anderen Natur wird, schwer, sehr schwer, ia, wohl gar nicht, zu bessern sind. Menschen aber, die noch keine lange Gewohnheit in ihrem Bösen erlangt haben, für unbesserlich erklären — wie inhuman ist dis!

Junge Leute vollends, die erst anfangen, böse zu werden, wohl gar blos durch fremde Verführung, und die durch fremde Zurechtführung leicht wieder zu bessern wären, dafür zu erklären, welch ein Herz gehört dazu! Man lerne doch nur Freude haben an fremder Besserung, so wird man nicht so zu Werke gehen. Man wird alsdann Erscheinungen der Art nicht übersehen, sondern vielmehr aufsuchen; man wird auch sogar ihre Zahl zu vermehren suchen, und damit nicht selten glücklich sein.

Was für Vorstellungen soll denn eigentlich der Anblick sich bessernder Menschen wecken? Hier sind sie.

„Das Reich der Guten wird nun wieder um einen Mann mehr bevölkert. Es ist nun wieder Einer mehr, der den Willen des Ewigen thut, der die Würde seiner menschlichen Natur fühlt und schätzt, der seine Pflichten erfüllt, und seiner Bestimmung gemäs lebt. Dieser Mensch kehrte zu seiner Vernunft und zu seinem Gewissen zurück, ward wieder wahrer Mensch, und zeigt sich nun wieder als wahrer Mensch."

„Das Reich der Seligen wird nun auch wieder um einen Mann mehr bevölkert. Es ist wieder Einer mehr, der auf den Beifall des Ewigen rech-

nen darf, der Zufridenheit mit sich selbst geniesst, und der aus seinem traurigen inneren und äuserlichen Zustande in einen besseren Zustand auf beiden Seiten überging. Diesem Menschen, der wieder wahrer Mensch ward, und sich wieder so zeigte, gehts nun auch wieder als einen wahren Menschen."

Wer wäre der, welcher für diese Vorstellungen keinen Sinn hätte? Er wäre selbst noch kein wahrer Mensch; er bedürfte selbst noch aufs höchste der Besserung, und würde, wenn er sich nicht umstimmen wollte, im eigentlichen Verstande unter die Unbesserlichen gehören. Wer aber Sinn für diese Vorstellungen hat, der lässt sie auch auf sich wirken, und dann ist die Freude über erblickte Besserung Anderer in ihm bald da. Der selbstgute Mensch wünscht gewis, daß auch alle seine Mitmenschen gut sein möchten; der selbstselige Mensch wünscht auch gewis, daß alle seine Mitmenschen selig sein möchten. Wie schön mus ihm also dabei zu Muthe werden, wenn er sieht, daß ein Böser wieder gut, ein Unseliger wieder selig wird!

Wer dann so Freude an fremder Besserung hat, der trägt auch gewis zur Besserung Anderer bei, und wirkt selbst dazu, so viel er kann. Er thut dis schon, wenn

noch gar keine Besserung Anderer sich zeigt; wie vielmehr wird er es thun, wenn sie wirklich schon da zu sein anfängt! Geschähe das Erstere nicht, wie könnte man ihm glauben, daß er wahrhaftig Freude an fremder Besserung habe? Wäre dis, so würde er ja doch wohl selbst darauf ausgehen, seiner Lage und seinen Kräften gemäs darauf ausgehen, solche Freude sich so oft zu verschaffen, als er könnte.

Jeder hat seinen besonderen Menschenkreis, seine Welt, sei gros, oder klein, worin er wirken kann. Bald heisst dieser Kreis, diese Welt, Haus oder eigene Familie, bald Verwandtschaft, bald Freundschaft, bald blosse nähere Bekantschaft, bald Amt und Beruf. In diesem seinem Kreise, in dieser seiner Welt, werden sich immer Personen befinden, auf deren Besserung, wenn sie nicht nicht selbst auf sie kommen, er ausgehen kann. So thue er dis; denn nicht umsonst stellte die Vorsehung sie so nahe um ihn her, und ihn so mitten unter sie. Wie hat er es aber zu thun?

Zuförderst durch sein Beispiel. Er handle gerade auf der Seite recht edel, auf der er sie unedel handeln sieht! Vielleicht fühlen sie, wie traurig ihr Sinn gegen den seinigen absteche. Er zeige sich ihnen heiter und froh bei seinem Sinne!

Vielleicht fühlen sie auch, wie elend ihr ganzer Zustand gegen den seinigen sei. Es ist unglaublich, wie viel oft solch doppeltes Beispiel blos schon als Korrektion wirke.

Er greife dann aber auch zu ausfürlichen ernsthaften Vorstellungen an sie, und suche damit ihr Gemüth in Bewegung zu setzen! Diese Vorstellungen kann er bald aus dem Gebiete ihrer höheren, bald aus dem Gebiete ihrer sinnlichen Natur nehmen; nur mus er bei allgemeinen nicht stehen bleiben. Im ersteren Falle setze er das besondere Unmoralische, ihr Gewissen Befleckende, sie als vernünftige Wesen Entehrende, und gegen die Geselschaft, in der sie leben, zum groben Sünder Machende, welches ihrem Laster eigen ist, recht aus einander; im letzteren Falle halte er ihnen die besonderen Verluste recht vor die Augen, welche ihr Laster, wenn sie nicht davon ablassen, im Aeuserlichen schlechterdings ihnen zuziehen mus, und die bald Gesundheit und Lebenslänge, bald Ehre und guten Nahmen, bald Habe und Gut, bald Freundschaftsfortdauer und Zutritt zu geselschaftlichen besseren Freudengenüssen, bald wohl gar Freiheit, betreffen werden. Mit dergleichen Vorstellungen trete er sie besonders alsdann an, wenn ihre Lei-

denschaft zu ruhen scheint, und sie so zum vernünftigen Nachdenken über ihre Schlechtheit fähiger sind, oder wenn schon die Vorboten ihres künftigen grossen Elends sich bei ihnen anmelden.

Sieht er dann, daß seine Vorstellungen Eindruck auf sie machen, so öfne er ihnen die besseren Aussichten in ihre Zukunft, welche sich ihnen von allen Seiten darböten, wenn sie sich besserten. Kommt er da auf die Aussichten im Aeuserlichen, so versichere er ihnen nicht nur, daß er alsdann ihnen vergeben, und ihr Böses vergessen wolle, sondern mache ihnen auch Hofnung, daß die Welt ihnen vergeben, und ihr Böses vergessen werde. Er versichere ihnen nicht nur seine eigene neue Achtung, sondern richte in ihnen auch den Glauben auf, daß die Welt sie wieder achten werde. Er versichere ihnen nicht nur seinen Umgang mit ihnen von neuem, sondern flösse ihnen auch die Erwartung ein, daß die Welt wieder gern mit ihnen umgehen werde.

Er wird die Menschen kennen, zu deren Besserung er sich aufmacht. Sind sie also biegsamen Herzens, so versuche er die Kraft des Wohlthuns an ihnen! Er erhöre ihre Bitten, wenn er kann; er komme ihren Wünschen zuvor, wenn er

kann; er diene ihnen besonders, wenn sie an den Folgen ihrer Thorheit leiden. Dis Alles thue er iedoch unter der Bedingung, daß sie ihm Gehör gäben und sich besserten!

Sind die Menschen aber, welche er vor sich hat, unbiegsamen Herzens, so gebrauche er Strenge gegen sie, wenn er kann und darf! Er entziehe ihnen, falls sie durchaus nicht auf ihn hören wollen, seitherige Wohlthaten so lange, bis sie auf ihn hören würden! Er beschränke sie, daß ihnen die Fortsetzung ihres Bösen schwer werde! Ja, wenn auch dis nicht hilft, so suche er es ihnen unmöglich zu machen, ihr Böses fortzusetzen! Das Strafamt kommt allen Wohlthätern gegen ihre Unterstützte, allen Eltern gegen ihre Kinder, allen Vorgesetzten gegen ihre Untergebene, und — der Obrigkeit gegen alle ihre Bürger zu. Humanität mus freilich immer die Strafenden leiten, also auch die Obrigkeit; ist der Bürger aber wirklich ein inkorrigibler Bösewicht, so hat sie nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, ihn in so einen Zustand zu versetzen, in welchem er wenigstens der Geselschaft nicht weiter schädlich werden kann. Was sollte aus der Welt werden, wenn dis nicht geschähe?!

Man soll sich's besonders angelegen sein lassen, iunge Leute zu bessern, und, wem fremde Besserung Freude macht, der thut dis auch gewis; denn von ihnen ist noch Besserung am ersten zu erwarten. In ihnen sind alle menschliche Gefühle, welche zu ihr erforderlich sind, noch leicht regbar. Man ergreife sie also beim religiösen Gefühl, beim sittlichen Gefühl, beim Ehrgefühl, beim Gefühl für Zukunftsbeschaffenheit! Alle ernsthafte Vorstellungen, welche sich auf diese Gefühle gründen, werden, wenn man sie ihnen ihrer menschlichen Aus- und Entartung wegen macht, gewis nie ganz vergeblich sein. Nur mus man hieran nicht genug haben wollen; man mus sie auch von ihren schlechten Geselschaften trennen, und in bessere versetzen. Man mus sie unter guter Aufsicht halten, und bei iedem neuen Vergehen, dessen sie sich schuldig machen, hinzutreten, und männlichliebreich sie ermahnen und warnen.

Vorzüglich soll man die Besserung derer gern unternehmen, welche zum ersten male grob gefehlt haben. Folgt denn daraus, daß dis geschah, daß es weiter geschehen werde, oder gar weiter geschehen müsse? Vielleicht fehlten sie so blos aus Leichtsinn, bei dem die Sinnlichkeit über

die Vernunft die Oberhand erhielt. Vielleicht fehlten sie so blos durch eine ganz besondere Gelegenheit, die entweder von selbst nicht wiederkommt, oder der das Wiederkommen doch leicht verwehrt werden kann. Vielleicht fehlten sie so blos durch Verführung Anderer, die auch leicht von ihnen abgehalten werden können. Hier, hier soll ganz vorzüglich ein menschliches Herz gezeigt werden. Eltern und Erzieher, Wohlthäter und Vorgesetzte, auch Fürsten und Könige, sollen es zeigen, und nicht nur Besserung solcher Fehlenden überhaupt betreiben, sondern sie auch auf das allerhumanste betreiben. Nur dann beweisen sie samt und sonders, daß es ihnen mit ihrer Freude an fremder Besserung ein Ernst sei; denn hier können sie sich diese Freude sehr leicht machen.

So steht es schon mit den Beiträgen zur Besserung Anderer, wenn noch gar kein Anschein zu ihr da ist; wie vielmehr mus es mit ihnen so stehen, wenn sie wirklich schon anfängt! Wer da wahrhaftig Freude an fremder Besserung hat, der wird sie sich doch wohl, wenn sie sich ohne sein Zuthun ihm schon gewährt, auch zu erhalten, ia, noch zu vergrössern suchen. Hiermit ist gemeint, man müsse auch Alles thun, daß Menschen, die sich zu

bessern anfangen, ihre angefangene Besserung nicht wieder leid werde, sondern daß sie sie fortsetzen und in ihr beharren mögen. Man mus ihnen zu erkennen geben, daß man sie wieder schätze, und, brach man den Umgang mit ihnen ab, so mus man ihn wiederherstellen. Man mus, wenn die Welt sich mit ihnen nicht aussöhnen will, die Welt wieder mit ihnen auszusöhnen suchen. Man mus sie in Gesellschaften wieder einführen, aus denen sie verwiesen waren. Man mus ihnen auf allen Seiten die Folgen ihres begangenen Bösen, welche sich nicht verliehren wollen, doch wenigstens zu erleichtern suchen; damit sie sehen, daß ihre Besserung sie segne, und so Trieb und Muth bekommen, sie nie wieder aufzugeben, sondern sie auf das eifrigste perennirend zu machen.

So handeln edle Seelen, die sich über Besserung Anderer freuen, und welch eine schöne Sache wird diese ihre durch Handlungen bewiesene Freude in iener Welt noch für sie sein! Wie wird da der Anblick der durch sie zur Besserung Gebrachten, oder doch in ihrer angefangenen Besserung Bestärkten, sie segnen! Vielleicht wär's wohl gar einst ihre Bestimmung, Verdammte noch zu bessern. Nun, so hätten sie sich recht geschickt zu ihr ge=

macht, und, wenn es ihnen hier schon Freude war, Menschen der Verdamnis noch zu entreissen, welche Wonne würde es ihnen dort sein, Menschen von dem über sie schon gesprochenen Verdammungsurtheile wieder zu erlösen!

Zwei und vierzigste Stunde.

Berufstreue.

Das Berufsleben empfiehlt sich den Mehresten schon von selbst. Die Mehresten sind so gesetzt, daß sie nur von ihren Arbeiten und Geschäften leben, und ihre Familie erhalten können. Dazu gehört aber Bestimmtheit der Arbeit, theils, um immer Arbeit so gewis, als möglich, zu haben, theils um sich recht darauf legen und Meisterarbeit liefern zu können.

Ausser dieser Empfehlung des Berufslebens gibts aber noch eine andere. Der Mensch ist überhaupt zur Arbeit bestimmt, vorzüglich für die bürgerliche Geselschaft, in der er lebt. Nützlich soll er ihr werden, wie sie es ihm ist. Nun kann man zwar auch nach eigener Wahl und berufslos nützlich werden; aber in einem bestimmten Beruf findet man am öftersten Gelegenheit, seine Kräfte nützlich zu gebrauchen. Es ist auch mit ihm, wie

mit Familie. Wer die Gegenstände seiner Wohlthätigkeit erst suchen soll, der sucht oft lange darnach; hat man aber Seinige, so sind diese als solche gleich da. Nun, ebenso — wer seine Geschäfte erst suchen soll, der sucht auch oft lange darnach; hat er aber bestimmte Geschäfte, so sind diese auch gleich für ihn da.

Es ist also gar nicht nöthig, daß man diejenigen beneide, welche so gesetzt sind, daß sie ohne bestimmten Beruf leben können; für stete reelle Wirksamkeit — und diese ist das eigentliche Leben — wird durch Beruf am besten gesorgt. Auf der andern Seite mus man aber auch nicht gleich Jeden, der nicht in einem gewissen Berufe lebt, für einen unnützen Menschen erklären; blos menschenfreundliche Geschäfte wollen auch betrieben sein. Zu diesen haben die Berufslosen wieder mehr Zeit, auch wohl mehr Kraft, als die Berufsleute, und, wenn sie sie wacker betreiben, so sind sie ebenfals sehr edle Menschen. Wahr ists aber auch, daß man sie nicht genug auffordern könne, dis ja zu thun, weil dis gleichsam ihr bestimmter Beruf ist, und weil sie sonst in der That sehr unehrwürdige Glieder der Geselschaft wären.

Zum Berufsleben gehört Berufstreue, weil man sonst ebenso unnütz mitten in selbigem sein würde, wie Viele, die ausser ihm ihre Tage hinbringen, zu sein pflegen.

Lebe also vor allen Dingen gern in deinem Berufe; ohnedis würdest du ihn weder eifrig genug betreiben, und so wär's um den Zweck deines Berufslebens — um höhere Nützlichkeit — gethan, noch würdest du dich immer vollkommener in ihm zu machen, und für ihn immer zuzulernen, Lust haben. Freilich wär's besser, wenn Jeder seinen Beruf sich selbst wählen könnte; wenn Jeder dann aber auch nur klug wählte! Auch hat man ja Beispiele genug davon, daß diejenigen, welche die freie Wahl hatten, des gewählten wieder überdrüssig wurden, und es geht oft ganz so auf dieser Seite im Berufsleben, wie im ehelichen Leben her. Hier ist jedoch nicht die Rede vom Wählenkönnen, und Nichtwählenkönnen, sondern davon, daß man schon in einem gewissen Berufe sich befinde und lebe. Da magst du nun deinen Beruf gewählt haben, oder nicht — suche dich an ihn zu gewöhnen, und zwar durch die Vorstellung, daß er der Kreis sei, in welchem du der Welt nützlich werden sollst.

Es gibt eine kleinliche Ursache des Berufsüberdrusses, die leider die gewöhnliche ist; — man glaubt, in andern Berufen liesse sichs besser leben. Dis ist aber Thorheit; man kann in iedem Berufe zu seiner Zufridenheit leben, sobald man sich an ihn gewöhnt, und die liebliche, oder gar glänzende Aussenseite anderer Berufe wird oft durch die mit ihnen verknüpften Sorgen, Unruhen und Gefaren hoch aufgewogen. — Es gibt aber auch eine ernstere Ursache des Berufsüberdrusses, die doch auch oft vorkommt; — man glaubt, in andern Berufen liesse sich's nüzlicher werden. Es ist die Frage erst, ob dis auf diesen oder ienen Beruf, den du damit meinst, anwendbar sei; man kann aber in iedem Berufe doch nüzlich werden, und so frage nicht, wie du nüzest, und wie viel du nüzest. Sobald du in deinem Berufe so nüzlich wirst, als du in ihm werden kannst, so bist du so ein würdiger Mitbürger, wie der, welcher in einem andern Berufe nüzlicher wird, weil er es in ihm werden kann; du thust das Deinige, und er thut auch nicht Mehr. Uebrigens sind ia auch die unentbehrlichsten Geschäfte und Arbeiten, wenn sie auch weiter kein Aufsehen machen, die allernüzlichsten.

Betreibe ferner deinen Beruf auf das eifrigste! Er ist deine eigentliche Sphäre, in der du leben und weben sollst. Sobald er dich ruft, sei da, und bleib so lange bei ihm, als nöthig ist! Mache dich keiner Saumseligkeit im Geschäftsgange schuldig; mache keinen Stillstand darin ohne Gebür! Am allerwenigsten las dich Vergnügensgenüsse von ihm abhalten, oder aus ihm wieder wegziehen! Vergnügen gehört, wie Ruhe, nur in die Stunden, in welchen dein Beruf durch sich selbst ruht. Findest du zuweilen Schwierigkeiten und Hindernisse bei seiner Betreibung — welcher Beruf hat dergleichen nicht? und du solltest mit denen, welche der deinige hat, schon vertraut sein — so nimms wacker mit ihnen auf! Strebe ihnen aus allen Kräften entgegen! Nur, wenn sie unhebbar sind, las dich durch sie abhalten; sieh sie aber auch nicht etwa blos für solche an! Werde nicht verdrossen, wenn nicht immer gleicher Lohn für dich erfolgt! Segen beim Berufe kann nicht immer gleich sein; denn man betreibt ihn in einer Welt, also in einer Verbindung, wie von unzähligen Dingen, so auch von äuserstabwechselnden Umständen. Denke, wenn deine Arbeit nicht sonderlich ergiebig ist, an ver-

gangene segenvollere Arbeiten zurück; hoffe auf künftige diesen ähnliche!

Erregst du durch Betrieb deiner Geschäfte Unwillen um dich her, bekommst du Verdrus davon, wirst du mit Undank dafür gelohnt, so sei grosmüthig dabei; es ist dein Beruf, der dir dergleichen zuzieht, und du must auch Berufsleiden tragen können.

Setze ihn fort, so lange du kannst! Thu spätesthin noch in ihm, so viel du kannst, und gib ihn nicht eher auf, als wenn du dadurch, daß du dich noch mit ihm befassteſt, der Welt mehr schädlich, als nützlich, werden würdest.

Lerne endlich auch noch immer zu für deinen Beruf! durch Uebung desselben thust du's ia schon, ohne daß du es besonders merkst; wolltest du es nicht auch ausdrücklich thun? O wie schön ists doch, seine Arbeiten immer tadelloser liefern, seine Geschäfte immer geschickter betreiben zu lernen! Wie gefällt man sich selbst dabei immer mehr! Wie wird man von dem würdigeren Theile der Welt dafür immer mehr geachtet! Oder — könntest du etwa nicht noch immer zulernen? Sieh doch, wie es noch immer vollkommenere Meister in deinem Berufsfache um dich

her gibt! Sieh doch, wie die Welt überall es immer weiter bringt! Wolltest du hinter ihr zurückbleiben? Wolltest du nach ienen dich nicht zu bilden suchen? Halt's ia nicht halsstarrig, oder aus Bequemlichkeit, mit dem blossen alten Schlendrian! Wenn ihn Menschen treiben, die dabei weiter nichts verliehren, so strafen sie die Geselschaft. Wenn ihn Andere treiben, die allerdings dabei verliehren, so strafen sie sich selbst. Gehe also fort mit dem Geiste der Erfindung — mit dem Geschmack des Zeitalters!

So mus man Berufstreue ausüben, und — Heil dem, der sie so ausübt! Zur Ehre, zur Freude, zum Segen lebt er sich in früheren und in späteren Jahren dabei, und, wenn dann das hohe Alter für ihn kommt, so schadet ihm das weiter nichts. Herzlich freuet er sich dann, wenn er iüngere Rechtschaffene um sich her noch in voller Berufsthätigkeit erblickt; er erblickt in ihnen sein voriges Bild, das, was er sonst und ehemals war, und wünscht der Geselschaft zu ihrem Besitze auf das aufrichtigste Glück. Mögen sie ihn doch noch übertreffen; desto besser! denkt er. Diese aber, mitten in ihrer Geschäftskarriere noch sich befindend, brüsten sich keineswegs gegen ihn des Ver-

falls seiner Thätigkeit wegen, sondern ehren ihn als einen mit Eifer thätig gewesenen Mann und als ihren wackeren Vorgänger. Bescheiden zieht er sich aus dem Weltgeschäftswesen immer mehr und mehr zurück, und wollen seine Kräfte gar keine Anstrengung dazu mehr leiden, so hält er sich an den Rückblick auf seine lange bewiesene Berufstreue. Dieser hat unendliche Reitze von ganz eigener Art für ihn, und es ist, als wenn die Natur ihn darum auf eine kurze Zeit eher, als sie ihn abruft, ausser Thätigkeit versetzte, daß er sie noch als den letzten schönsten Erdenlohn für seine lebenslängliche unzuermüdende Berufstreue in heiligster Stille geniessen sollte. Die Kraft hierzu, die Kraft, sich mitten im völligen Vergange aller Arbeitskräfte durch Rückblick auf den von ihnen gemachten langen wackeren Gebrauch noch zu erheitern, hat er noch, und sie verlässt ihn nicht. O wie erquickt ihn, den gänzlich Unvermögenden, ieder solcher Rückblicke! wie labt er ihn, den Scheidenden, noch! Mit der gewissen Hofnung, daß er, der in seinem Berufe immer eifrig Thätiggewesene, nun zu einem höheren Berufe übergehe, verlässt er die Erdenwelt, in der er nur zuförderst wirken sollte. Alle seine guten Zeitgenos-

sen, welche ihn kannten, begleiten ihn mit ihren Segnungen dahin, und in schöner Unvergeslichkeit erhält sich sein Andenken wohl noch mehrere Menschenalter hindurch.

Drei und vierzigste Stunde.

Geistige Umbildung.

Die geistige Umbildung des Menschen — die Bildung seiner Meinungen und Gesinnungen — geschieht in der Jugend. Sobald er erwachsen ist, hat er schon Beide, ist sich auch ihrer deutlich bewust, aber zugleich nicht im Stande, ihre Entstehung anzugeben. Dis geht so weit, daß es sogar auf das Denken an sich und auf das Wollen an sich anwendbar ist. Wer vermag anzugeben, wann er zum ersten male wirklich einen Gedanken gehabt hat? Wer vermag anzugeben, wann er zum ersten male wirklich frei begehrt hat? Daß wir aber gerade so denken und meinen, wie wir denken und meinen, daß wir gerade so wollen und gesinnet sind, wie wir wollen und gesinnet sind — wer vermag vollends hiervon die Entstehung zu bestimmen? Alles ist in beiden Hinsichten allmählich an uns geschehen, und wir haben schlechterdings keine deutliche Rückerinnerung davon.

Wenn nun der Mensch in der Jugend, die die Zeit seiner geistigen Bildung ist, irrige Meinungen bekommt, und unsittliche Gesinnungen erhält, so mus hernach eine geistige Umbildung für ihn geschehen, die in Berichtigung seiner falschen Meinungen und in Verbesserung seiner unrechten Gesinnungen besteht, und — wohl dem, bei dem sie erfolgt! Wie? und diese Umbildung wäre nicht für ieden Menschen nöthig? Der, für den sie nicht nöthig sein sollte, müste von Kindesgebeinen an nichts, als Wahres, hören, und nichts, als Gutes, seben und hören. Wie wäre so etwas aber möglich? Der erwachsene Stolze, welcher die Nothwendigkeit seiner geistigen Umbildung nicht auf sich kommen lassen will, schadet sich selbst; er bleibt in seinem Irwahn und in seiner Immoralität, weil er keine zu haben glaubt. Es verhält sich aber mit der Umbildung auch, wie mit der anfänglichen Bildung; man ist sich ihrer, wenn sie geschehen ist, ebenfals deutlich bewust, kann aber ebenfals ihre Entstehung nicht angeben. Alles ist bei ihr auch allmählich geschehen.

An urplötzliche geistige Umbildung ist gar nicht zu denken, so viel man auch gern von Wundererleuchtungen und Wunderbekehrungen sprechen

mag. Es ist unmöglich, einen Irthum gleich fahren zu lassen, der mit uns aufwuchs, eine Unsittlichkeit gleich aufzugeben, zu der wir gebildet wurden. Man kann nur erst nach und nach unter eigener Beihülfe zur Einsicht seines Irthums und zum Gefühle seines Unrechts kommen. Volles Licht, wenn es im Finstern uns auf einmal gereicht würde, würde uns nicht erleuchten, sondern — blenden; wirklicher Hinstos zum Guten von aussenher würde uns, statt zu bessern — blos betäuben.

Die geistige Umbildung hebt mit Verdacht an, der gelegentlich und zufälligerweise in der Seele erweckt wird. Man fängt an zu fragen — meinst du auch richtig? willst du auch richtig? Dieser Verdacht ist aber erst so klein, daß wir wenig Rücksicht auf ihn nehmen, folglich auch gar nicht darauf achten, wann und wie er entstanden sein möge. Er geht also vorüber. Bei ähnlichen Veranlassungen aber kommt er wieder, und wird stärker. Nun fängt man an, über ihn nachzudenken, und in sich zugehen. Da lässt die Vernunft sich hören, und man hört auf sie; da lässt sich das Gewissen hören, und man hört auf dasselbe. So entstehen aus dem anfänglichen blossen Verdachte wirkliche

Zweifel. Auch diese Zweifel gehen anfangs vorüber, kehren aber ebenfals zurück, und werden stärker. Nach vielfältigem Zurückkehren werden sie bleibend. Nun fängt das Gegentheil von dem, wie man meinte, und von dem, wie man wollte, an, die Seele für sich zu gewinnen. Man denkt tiefer nach, geht tiefer in sich. Da lässt sich die Vernunft noch stärker hören, und man hört auf sie noch aufmerksamer; da lässt sich das Gewissen noch stärker hören, und man hört auf selbiges noch aufmerksamer. Nun tritt Ueberzeugung von der Richtigkeit des Gegentheils des bisher Gemeinten und Gewollten ein, die aber ebenso nach und nach erst vollkommener wird. Ist sie dann endlich so da, wie sie da sein mus, so ist man sich zwar ganz ihrer bewust, und fühlt sich umgebildet; eine umständliche und ausführliche Geschichte von dieser geschehenen Umbildung aber zu liefern, wie sie entstanden, fortgeschritten, und zulezt ans Ziel gekommen sei — wer vermöchte dis?

So ists, ia, so ists. Getrost kann man Jeden, der ganz entgegengesezt urtheilt und gesinnet ist, als ehemals, darüber auffordern, ob er nicht zugestehen müsse, daß seine Umschaffung so allmählich geschehen sei, daß er nur eine sehr un-

vollständige Rechenschaft von ihr ablegen könne. Man irrt, wenn man gewisse Momente angibt, wo sie vorgegangen sei; in diesen Momenten war man schon weiter, als man dachte. Alte Arten zu denken und zu wollen streichen nicht gleich die Segel vor neuen; die ersten Angriffe auf selbige waren gewis ganz fruchtlos, und wurden daher kaum bemerkt. Es ist blosse Gewissensqual, wenn verlangt wird, daß man schlechterdings Tag und Stunde müsse angeben können, wo die geistige Umschaffung erfolgt sei.

Möchten doch die Menschen insgesamt auf Unterricht über Wahres und Gutes hören! Möchte Niemand sich davon ausschliessen wollen unter dem Vorwande, er habe keine irrigen Meinungen, keine unrechten Gesinnungen! Wenn du sie hättest, und es wüstest, daß du sie habest, dann wäre dein Vorwand ganz unverzeihlich; es ist noch deine einzige Ehrenrettung, wenn du sie zwar hast, aber nicht weissest, daß du sie habest. Niemand aber ist vollkommen; immer hat Jeder noch Meinungen, die zu berichtigen, und Gesinnungen, die zu veredeln sind. Darum höre auf Unterricht. Wirft ein Unterricht über das Wahre hier und da Funken auf dich, so denke recht über ihn nach —

deine Vernunft wird die Funken allmählich in Licht verwandeln. Macht dich ein Unterricht über das Gute auf eine sonderbare Weise warm — warum macht er dich denn so sonderbar warm? gewis stehts um dein Herz nicht so, wie es stehen sollte — so denke auch recht über ihn nach; dein Gewissen wird die Wärme vermehren, und so wird allmählich, wie Licht, auch Recht, in dir aufgehen. Sprichst du aber — „der Unterricht, den ich höre, soll nichts gelten" — so verhinderst du selbst deine geistige Umbildung. Sprich doch lieber — „wie? wenn der Lehrer, der ihn gibt, Recht hätte?" — und, meldet sich dann der Einwurf dagegen in dir, daß du, wenn du ihm Recht gäbest, ganz anders meinen und gesinnt werden müstest, als seither, so erwiedere darauf — „wenn er aber doch Recht hätte!!! Allmählich wird dir dann dein Irthum verächtlich, und deine unmoralische Sinnesart lästig werden. Ablegen wirst du beide, dich geistig umgebildet fühlen und dich dabei selig preisen.

Möchten doch aber die Unterrichter über Wahres und Gutes auch insgesamt immer daran denken, daß die geistige Umbildung des Menschen nur allmählich geschehe, und deshalb auch mit ihrem

Unterrichte nur allmählich zu Werke gehen! Lehrer, stürme den Leuten die Wahrheit nicht zu! stosse sie zur Tugend nicht hin! Gelänge es dir auch auf den Augenblick — sei versichert, es halte nicht vor. Es ist vorüber, sobald du nicht mehr sprichst. Der Irthum, das Laster, schwieg nur gegen dich, so lange du sprachst; so, wie du schweigst, sprechen sie wieder. Es gelingt dir aber auch vielleicht nicht einmal auf den Augenblick, ie, nachdem deine Hörer beschaffen sind. Verhasst machst du ihnen vielmehr wohl gar die Wahrheit und die Tugend, und — dich selbst. Nie hört man dann auch nur wieder auf dich, und beschuldigt dich auf der einen Seite, wenn du Unterricht über das Wahre gibst, der neueren Ketzerei, und auf der andern, wenn du Unterricht über das Gute gibst, des alten Mönchswesens. Gehe also ia mit der geistigen Umbildung Anderer nur allmählich zu Werke! Schicke als Wahrheitslehrer Ideen voraus, die auf das, was du eigentlich lehren willst, vorbereiten! Las denen, welche du unterrichtest, Zeit, über sie nachzudenken, und sie so geistig zu verdauen! Trag sie ihnen oft und auf mancherlei Weise vor, und übereile sie auch dann mit deinen Lehrsätzen nicht, wenn sie mehr Zeit,

als du glaubtest, zur Verdauung deiner vorbereitenden Ideen brauchen! Las das Licht, welches du schaffen willst, anfangs nur schwach leuchten — las es immer mild leuchten! — Wecke als Tugendlehrer das moralische Gefühl nur sanft! Sprich lieber von der eigenthümlichen Schönheit guter Seelen, als von Abscheulichkeit böser! Schildere lieber das Elisium der ersteren, als den Tartarus der letzteren! Auch alsdann, wenn du erzböse Hörer vor dir hättest, würdest du mit allen deinen Tartarusschilderungen im Grunde doch nichts ausrichten; die weniger bösen werden aber auch durch sie nicht wahrhaftig gebessert. — — Gehst du so beim Unterricht über Wahres und Gutes zu Werke, so sei versichert, daß du oft geistige Umbildung der Thoren und der Bösen bewirken werdest! Freue dich dann, wenn dir dieses Glück widerfährt, recht daran, und denke manchmal herzlich an ienen Mann der alten Vorwelt, der gesagt haben soll, daß die, welche Viele zur Gerechtigkeit geführt hätten, einst leuchten würden, wie des Himmels Glanz, und wie die Sterne Gottes, immer und ewiglich!

Vier und vierzigste Stunde.

Gerechter und ungerechter Patriotismus.

Aller Patriotismus, wenn er auch noch so schön an sich ist, hört auf, schön zu sein, sobald er den Kosmopolitismus verdrängt. Neben Mitbürgersinn mus schlechterdings auch Weltbürgersinn bestehen. Sind denn nicht Menschen, sie mögen leben, wo sie wollen — uns ganz nahe, oder weit von uns entfernt — Menschen, Wesen Unsersgleichen? Soll nicht unser Herz Zuneigung gegen alle Wesen Unsersgleichen, gegen die ganze Menschheit, hegen? Und — wer hat die Grenzgraben gezogen, und die Grenzpfähle gesetzt, welche die Völker scheiden? Die Natur doch wohl nicht? Wenigstens zog sie Grenzgraben von ganz anderer Art, als die sogenannten sind — Weltmeere; und setzte Grenzpfähle ganz anderer Art, als die sogenannten sind — Bergketten, und noch dazu nur darum, weil sie sie ziehen und setzen muste,

und sich dabei auf den Menschen verlies, daß er mit der Zeit lernen werde, nicht nur die Bergketten überklettern, sondern auch die Weltmeere übersegeln, so, daß auch die Scheidung der Völker, welche sie machen muste, zu einer blos scheinbaren würde. Der Patriotismus höre also auf diese Vorstellungen, und arte nie in Ungerechtigkeiten gegen das Ausland und gegen Ausländer aus! — —

Wie die Lage unseres Vaterlandes beschaffen sei, und wie es unsern Mitbürgern gehe, davon sind wir Augenzeugen; schon dieser Umstand trägt Viel dazu bei, daß unsere Theilnahme daran grösser ist, als die Theilnahme an der Lage und an den Schicksalen fremder Länder und Völker, die wir nur hören und lesen. Eine gesegnete Lage unseres Landes segnet aber auch uns zugleich mit, und eine drückende Lage desselben drückt uns zugleich mit. Die Schicksale unserer Mitbürger haben häufig auch Einflus auf die unsrigen, und, wie es ihnen geht, so gehts wohl uns. Ja, wäre auch dis nicht an sich schon der Fall, so stehen wir doch mit vielen unserer Mitbürger in genaueren Verbindungen, und diese wieder mit Andern, welche dadurch auch uns werther werden. Kein Wunder also, daß wir, wie an der vaterländischen Lage, so auch

an mitbürgerlichen Schicksalen, ganz besonders Theil nehmen. — Dürfen wir aber darüber unser Herz für die übrige Welt verschliessen, und bei den Lagen und Schicksalen fremder Länder und Völker ungerührt bleiben? Wie ungerecht wäre dis! Sehnt sich nicht die Menschheit überall nach Heil? hat sie nicht überall Recht dazu? Wie volksegoistisch wär's gedacht, wenn man denken wollte — „gehts nur bei uns zu Lande gut, anderwärts mag's gehen, wie's will; leben wir doch nicht da. Steht die Erde nur bei uns fest — in der Ferne mag sie immerhin beben. Zieht sich der Krieg nur von uns weg — in entlegeneren Gegenden mag er immerhin sein Verheerungswesen treiben. Befinden wir uns nur unter einer milden Regirung — andere Völker mögen immerhin unter Despotismus seufzen müssen. Sind wir Weisse nur bürgerlich-frei — was geht uns das Sklavenleben der Schwarzen auf den Zuckerplantagen an?" Wer noch ein menschliches Herz hat, der darf dergleichen Sprache nur hören, um sie auf der Stelle gräslich zu finden. Man sei Patriot, ia, man sei's; man sei dabei aber auch Kosmopolit! Kann man denn nicht Beides zugleich sein? Warum wollte man es also nicht sein? Komm, und umarme mich brü-

derlich, du, dem das Herz freudig hoch schlägt, wenn er authentische Nachrichten von Völkerheil aus der Ferne, aus weiter, ia, aus der allerweitesten Ferne her, erhält, wenn er hört, oder lieset, daß daselbst ein menschlicher Regent herrsche, und mit ihm zugleich Ruhe und Friede herrschen, daß da Künste und Wissenschaften, Handel und Gewerbe blühen, Glaubens= und Gewissensfreiheit im höchsten Grade Statt finde, und ieder Rechtschaffene zu seiner Zufridenheit leben könne! Komm, und umarme mich brüderlich, du, dem das Herz blutet, wenn er authentische Nachrichten von Völkerelend aus der Ferne, aus weiter, ia, aus der allerweitesten Ferne her, erhält — wenn er hört, oder lieset, daß daselbst Tirannei und Barbarei Ueberhand nehmen, Alles auf ewigen Krieg angelegt werde, Schreib= Rede= Glaubens= und Gewissensfreiheit in den letzten Zügen liegen, und kein Rechtschaffener mehr zu seiner Zufridenheit leben könne!

Wie es nun um die Theilnehmung steht, so steht es auch um die Beförderung des Guten. Allerdings ist man verbunden, auf eine edle Weise zuförderst und vorzüglich in seinem Vaterlande und für seine Mitbürgerschaft zu wirken. Wer hat ge=

gründetere Ansprüche auf wackere Anwendung aller unserer Kräfte, als der Staat, in dem wir Alles wurden, was wir sind, und seine Bürger, aus deren Händen wir unaufhörlich noch Gutes nehmen? Ein Verworfener ist der, der nicht da, wo er zu Hause ist, nach Vermögen Gutes stiftet, und Gutes befördert. Exportation auf ein wüstes Eiland verdiente er für einige Jahre, um da während derselben das Glück schätzen zu lernen, in bürgerlicher Gesellschaft zu leben, und dankbarere Gesinnungen gegen sein Vaterland und gegen seine Mitbürger anzunehmen. Wie könnte man auch wohl von dem, der für sein Vaterland nichts thun will, erwarten, daß er bei vorkommender Gelegenheit etwas für das Ausland thun werde? wie erwarten von dem, der seinen Mitbürgern sein Herz verschliesst, daß er es für Fremde öfnen werde? — Jedoch — sobald man in der Lage sich befindet, daß man auch auswärtig zur Beförderung des Guten wirken kann, soll man sich davon durch den Gedanken nicht abhalten lassen, daß es nicht das Interesse des Vaterlandes und der Mitbürger betreffe. Die Erde ist das g r o s s e Vaterland, und die Menschheit die g r o s s e Mitbürgerschaft, welche überall über sie hingebreitet lebt. Vielmehr

soll man gern, sobald man kann, auch im Auslande nützlich werden; weil man davon selbst keinen Nutzen hat, und also iedem Verdachte bei Andern und bei seinem eigenen Herzen entgeht, als beförderte man Gutes nur, oder doch beizu, seines eigenen Nutzens wegen. Wer also Einflus auf fremde Höfe hat, der benutze diesen Einflus zu ausführbaren guten Vorschlägen für die Staaten dieser Höfe! Wer von vorwaltenden Reformen in fremden Ländern hört, der theile, wenn er Schriftsteller ist, öffentlich seine gegründeten Bedenken oder Bemerkungen über die dazu gemachten Plane mit, und benutze sogar, wenn er es für rathsam hält, die Anonimität! Wer von auswärtsher um Rath gefragt wird, der gebe seinen Rath auf das biderste und offenste dahin ab! Wer als ein Reicher aufgefordert wird, fremde gemeinnützige Anstalten zu unterstützen, der zeige sich edelfreigebig dabei, und ebenso, wer auch ausser seinen vaterländischen Grenzen als ein angesehener Menschenfreund bekannt ist, der richte den erhaltenen Auftrag wohl aus, die Reichsten unter seinen Mitbürgern zu stillen Beiträgen dazu zu bewegen! Verbote, so etwas zu thun, würden dieienigen beschimpfen, welche sie geben könnten, und gehören unter solche

Verbote, die vorsichtig übertreten werden dürfen — weil sie ungerechten Patriotismus athmen.

Mit Recht freuet sich der Patriot höchlich, wenn er bei seinen Mitbürgern erhabene Erkentnisse, grosse Talente und unsterbliche Verdienste antrift. Immerhin wandle ihn eine kleine erlaubte Art von Nationalstolz an, wenn er daran denkt, daß er zu einer Nation zu gehören die Ehre und das Glück habe, welche ausserordentliche Köpfe, preiswürdige Gelehrte und Künstler, Erfinder vom ersten Range, heilsame Reformatoren u. s. w. aufzuweisen hat! Er rette sogar die Ehre seines Vaterlandes, wenn es von Ausländern darauf angelegt wird, selbigem den gegründeten Ruhm des Besitzes grosser Männer, der in seinem Schosse zuerst gemachten nützlichen Erfindungen, oder doch geleisteten Vervollkomnungen des schönen auswärts Erfundenen, und ersten bewirkten Reformen in respektablen Angelegenheiten der Menschheit, zu rauben! — Er halte sich aber auch zugleich in den Grenzen der Gerechtigkeit bei seinem Patriotismus gegen das Ausland! Wenn Ausländer bei dem ihrigen diese Grenzen übertreten, so bekommt er dadurch kein Recht, es auch so zu machen; vielmehr wird der seinige um so unanzufechtender,

wenn er sich in selbigen zu halten weis. Er verkenne also auch die grossen Männer nicht, welche andere Länder aufzuweisen haben, und die Verdienste nicht, welche sie sich um ihre Nation, um die Gelehrsamkeit, um die schönen Künste, um den besseren Geschmack, um weit sich verbreitende Aufklärung, Veredlung und Verfeinerung ihrer Mit- und Nachwelt, erwarben! Es ist eine Thorheit, zu glauben, man finde Grosses und Gutes nur in seinem Vaterlande; überall, wo die Menschheit sich ausgebildet hat, findet man dergleichen. Ein solcher Nationalstolz, bei dem man seine Nation über alle andere Nationen zu erheben sich beeifert, macht den, der ihn treibt, nur lächerlich, und stiftet kein Gutes. Wenn er nun gegenseitig von andern Nationen auch getrieben würde, so entstände daraus nicht iener segnende Wetteifer auf der Bahn der Vervollkomnung unter den Völkern, sondern ein kleinlicher Neid, ein grämlicher Has gegen einander, bei dem sie allerseits verliehren müsten.

Mit Recht klagt der Patriot darüber, wenn in seinem Lande größtentheils die vorzüglichsten Ehren und Würden Ausländern ertheilt, die ersten und einträglichsten Stellen, Aemter und Dienste mit

Auswärtigen besetzt werden, und wenn es wohl gar einem einzigen Günstlinge des Hofs, der sich aus der Ferne her bei ihm einzuschleichen und einzuschmeicheln wuste, gelingt, seinen ganzen alten Anhang hinter sich her ins Land zu ziehen. Wer weis denn sogar, ob diese Ausländer die erforderlichen Kentnisse, Talente und Geschicklichkeiten besitzen? Wenn dis nun nicht der Fall wäre — wie er es häufig nicht ist — wie elend wird die Sache des Vaterlandes bestellt! Gesetzt aber auch, sie besässen sie, und unter den Innländern gäbe es Männer, die es mit ihnen an erforderlichem Werthe aufnähmen, und wohl viele dergleichen Männer, so, daß man unter ihnen sogar die Wahl haben könnte — welche Ungerechtigkeit übte man an ihnen dadurch aus, daß man sie so häufig überginge, und Ausländer ihnen vorzöge! Wenn am Ende ein allgemeines Volksmurren darüber entstände, so wäre es ia doch in der That das Murren des ächten Patriotismus. Höchstgerecht würde dieses Murren sein, wenn die oberste Besorgung des vaterländischen Wohls einem Fremden anvertrauet würde; wie kann man sich von ihm den gehörigen Eifer dabei versprechen, da das Vaterland nicht sein Vaterland auch ist? Ebenso

Höchstgerecht würde auch solch Murren sein, wenn Auswärtige, wohl gar Auswärtige aus weiter Ferne her, berufen würden, an die Spitze solcher Institute zu treten, die dazu bestimmt sind, den Volksgeist, den Volkskarakter, den Volkston und den Volksgeschmack zu bilden? Kennen sie denn diese? Werden sie, wenn sie sie ia kennen lernen, zur Nation, der sie erst einverleibt wurden, bei ihrer Bildung gehörig kondescendiren? Es ist sehr zu fürchten, daß sie den Masstab dazu von ihrer Nation hernehmen werden; wodurch nichts Anderes, als Verbildung des Volks, und, wo nicht gar Umwandlung des gesamten Notionellen, die von wahren Patrioten verwünscht wird, doch ein buntgeschecktes Volkswesen, entstehen kann, wobei bald das Nationelle, bald das Fremde, ohne Noth hervorblickt, und das der wahre Patriot ebenfals nicht wünschen kann. — Bis hierher handelt der Patriotismus gerecht; geht er aber weiter, so wird er ungerecht. Er mus nicht verlangen, daß nur Innländer im Lande versorgt werden sollen. Wenn nun überall so gedacht würde, so fände ia für Leute, die das Ihrige gelernt hätten, gar keine Hofnung mehr Statt, nöthigenfals auch auswärts ihr Glück und ihr Brodt machen zu

können. Will man nicht auch etwa sogar das zu erhaltende Bürgerrecht am Ende blos auf Innländer beschränken? Wie viele Innländer wurden auch schon auswärts versorgt! Gebürt sich nicht die Reciproke dafür? Wie viele im Lande versorgte Ausländer machten sich nicht auch schon um das Land verdient, und wurden von ihren neuen Mitbürgern gesegnet! Es ist auch sehr die Frage, ob die Einheimischen ferner sich's angelegen sein lassen würden, viel zu lernen, und grosse Geschicklichkeiten sich zu erwerben, wenn sie wüsten, daß, da kein Ausländer mehr Ankommen fände, das Vaterland sie am Ende nothgedrungen doch versorgen müsse. Gäbe es aber vollends zu irgend einer Stelle kein tüchtiges Subiekt im Lande, so wäre der Patriotismus nicht nur ungerecht gegen das Ausland, sondern gegen das Vaterland selbst, wenn er sich wider die Einwanderung eines solchen setzen wollte; ia, er wäre es auch dann, wenn ein wenigstens noch weit tüchtigeres Subiekt, als es im Lande gibt, zur Einwanderung aufgefordert würde, und sich dazu entschlösse, er aber darüber murren wollte. Wie könnte man auch nur von ihm sagen, daß ihm das Landeswohl wahrhaftig am Herzen liege?

Mit Recht besteht der Patriot darauf, daß keine thörichte Vorliebe zum Ausländischen in solchen Dingen, die menschliches Leben und Wohlleben betreffen, beim Volke herrschend werden müsse. In der That setzt man ia oft nur darum auf ausländische Sachen einen grösseren Werth, weil sie weit herkommen, seltener und theurer sind, und man sich so durch ihren Ankauf, Genus und Gebrauch vor andern sehen zu lassen glaubt. Ein solcher Luxus, wenn er bei einer Nation einreisst, ist der Ruin der mehresten Familien, die ihn nicht aushalten können und doch mittreiben wollen; wie sollte der Patriot nicht schon dieserhalb gegen ihn sein? Er ist aber auch mehrentheils arger Undank gegen das Vaterland und gegen die Mitbürger. Für wie manches zum Genus dienende fremde und bei uns fehlende Naturprodukt gab uns die Natur andere, die ienen nichts nachgeben, und die wir darum nicht gehörig schätzen, weil sie einheimisch sind, aus denen wir aber gewis noch Mehr machen würden, als aus ienen, wenn sie aus weiter Ferne her zu uns erst gebracht werden müsten! Wie manches Fabrikat der Ausländer, das wir so sehr bewundern und bezahlen, wird von inländischen Fabrikanten eben so gut verfertigt, so, daß der Vor-

zug, welchen iene haben sollen, blos in der Einbildung besteht! Wie mancher Künstler im Vaterlande arbeitet so herrlich in seiner Kunst, wie Auswärtige seiner Art, und hat blos das Vorurtheil gegen sich, daß Meisterstücke seines Kunstfachs nur aus diesem oder ienem fremden Lande kommen könnten! So denkt der Patriot, und hat Recht daran; doch hält er das Mittel nicht für das ächte Mittel, das Volk von der Vorliebe zum Ausländischen abzuziehen, daß man die Einfuhr davon mit hohem Impost belege, sondern glaubt vielmehr, daß das ächte Mittel hierzu sei, wenn die grossen, vornehmen und reichen Tonangeber mit ihrem vielwirkenden Beispiele in gerechter Werthschätzung des Innländischen vorgingen. — Ungerecht aber würde der Patriot denken, wenn er darauf bestände, daß im Lande nichts, als Innländisches, genossen, gebraucht, konsumirt und geschätzt werden sollte; oder wenn er gar zum Verbot des Einbringens alles Ausländischen riethe. Wenn nun die Ausländer auch so dächten und thäten, läge nicht aller Handel darnider? Ist dieser aber nicht das Leben der bürgerlichen Geselschaft? Oder ist dis der Krieg etwa? Nein, dieser ist der Tod der Geselschaft. Vernichtet nicht den Han-

del durch Krieg, sondern stellet das Kriegen ein, um dem Handel die höchste Freiheit zu geben — dann, nur dann meinet ihr's mit der Menschheit gut. Hat man denn auch wohl im Lande Alles, was zum menschlichen Leben, sobald es dis wirklich sein soll, gehört, in gehörigem Masse? Also — dazu wäre das Ausland gut genug, daß man das daran Fehlende aus ihm zöge? Hat das Land nicht auf der andern Seite auch manches Naturprodukt im offenbaren Uebermasse? Wohin mit dem Ueberflüssigen? Also — dazu wäre das Ausland gut genug, daß es sich gefallen liesse, daß man dergleichen Ueberflus in ihm absetzte? Auch ist es in der That inhuman gegen die Mitbürger gedacht, wenn man es den Reicheren unter ihnen wehren will, dieses und ienes zum Genus Gehörende, das das Vaterland gar nicht hat, sich aus der Fremde kommen zu lassen. Glaubt man sie etwa hierdurch zum Wohlthun im Lande zu stimmen? Traun! man wird sie auf solche Weise vielmehr dazu verstimmen. Dasselbe ist der Fall in Ansehung der Fabrikate und Kunstsachen, wenn sie das Ausland offenbar besser hat; warum sollen die, welche das Bessere bezahlen können, nicht auch das Bessere haben dürfen? Selbst den

innländischen Fabrikanten und Künstlern ist es heilsam, wenn dis unverwehrt bleibt. Sie werden dadurch aufgemuntert, in ihrem Fabrik- Manufaktur- und Kunstwesen ihnen nützliche Fortschritte zu machen, und bekommen zugleich Muster zu sehen, nach denen sie sich bei ihren Arbeiten bilden können. Die Hauptsache ist und bleibt aber dis, daß das Kommerz so viel, als möglich, ungestört gelassen werde; denn, wie der mitbürgerliche Umgang den Mitbürgern heilsam ist, so ist auch das Kommerz, der Umgang der Völker mit einander, den Völkern heilsam. Nicht nur also kein Kosmopolit wäre der, der das Kommerz stören, oder auch nur an der Störung desselben Wohlgefallen haben könnte; auch kein wahrer Patriot wäre er. Der Handel mus frei bleiben; er ist die Seele des Gesellschaftslebens.

Fünf und vierzigste Stunde.

Wiedervergeltungsrecht, das die Geselschaft handhabt.

Mit einer Art von Zuversicht kann ich fast darauf rechnen, daß so, wie ich gegen Andere handle, auch von Andern — irgend einmal wenigstens — gegen mich gehandelt werde. Ich lebe ia nun schon lange genug, um auch hierher einschlagende Erfarungen genug, theils an mir selbst, theils an meinen Bekannten, eingesammelt haben zu können, und die eingesammelten Erfarungen bestätigen gröstentheils meinen Glauben, daß die Geselschaft ein Wiedervergeltungsrecht handhabe. Sie handhabt es in gutem, und auch in bösem Verstande, und zwar in beiden Arten von Fällen auf einerlei Weise.

Oft wird das gute Handeln gegen Andere durch dieselben Personen wiedervergolten, gegen die man es bezeigt, wenn sie Kraft dazu haben, und Gele-

genheit dazu bekommen. Alsdann ist es Dankbarkeit, was sie in Bewegung setzt. Dankbarkeit ist unverwilderten Menschen noch eben so natürlicheigen, wie Mitleid; sie ist Gegenliebe, und wessen Herz schon zur Liebe überhaupt und zur Vorliebe gestimmt ist, der wird noch weniger Nachliebe und Gegenliebe schuldig bleiben. Wer also noch nicht sehr verdorben ist, der wird z. B. dem, der ihm einen wichtigen Dienst leistete, auch einen wichtigen Dienst zu leisten gewis geneigt sein, und wird ihm solchen leisten, sobald er kann.

Oft wird das gute Handeln gegen Andere durch Personen wiedervergolten, die die lieb haben, gegen welche man es bewies. Alsdann ist es gleichsam stellvertretende Dankbarkeit, was den Wiedervergelt schaft. Solchen Personen kommt es so vor, als wäre gegen sie selbst gut gehandelt worden, und so thun sie auch so, wie sie glauben, daß sie thun müsten, wenn dis wirklich der Fall wäre. Wer also, der ein moralischguter Mensch ist, wird nicht z. B. bei vorkommender Gelegenheit die Unschuld dessen gern vetheidigen, der einst seinen geliebten unschuldigen Freund wacker vertheidigte?

Oft wird das gute Handeln gegen Andere auch durch solche Personen wiedervergolten, die blos Zeugen davon waren, oder wohl gar nur davon hörten. Alsdann ist es schöner Nachahmungstrieb, was sie dazu antreibt. Sie erfaren die ausgeübte trefliche Handlung, und finden sie auch treflich; sie entschliessen sich, sie nachzuthun, und — an wem sollten sie sie wohl lieber nachthun, als, wenn der Fall dazu einträte, an dem selbst, der sie ihnen vorthat? Erfuren sie also z. B. daß dieser ihr Vorgänger im Guten grosmüthig gegen seinen Beleidiger handelte, wie grosmüthig werden sie gegen ihn handeln, wenn er unglücklicherweise sie beleidigt!

Oft wird das gute Handeln gegen Andere sogar durch Personen wiedervergolten, die gar nichts davon wissen. Hier scheint es blosses allgemeines moralisches Gefühl zu sein, was diese zur Ausübung des Guten anhält, welches zugleich, ohne daß sie es ahnen, ein sonderbarer Wiedervergelt wird. Sollte aber nicht eine höhere Vorsehung dabei mitwalten? Ich glaub's, und selig der, den sie so, ohne daß er es ie erfährt, zum Wiedervergeltungswerkzeuge macht! Man trift hiervon die auffallendsten Beispiele an. Wie Mancher, der vor vie-

len Jahren durch kräftige Fürsprache einen jungen Menschen zu Brodte brachte, fand in seinem hohen Alter auch wieder einen Fürsprecher, der ihm blos aus sich ein gutes Gnadenbrodt auswirkte! Wie Mancher, der einst einen Verfolgten gegen seinen Feind männlich in Schutz nahm, ward lange nachher, als Verfolgung über ihn ausbrach, von einem Redlichen, den blos seine bedrängte Lage rührte, auch wieder in Schutz genommen! Wie Mancher, der vormals auf einer Reise einen Menschen aus einer grossen Lebensgefar mit seiner eigenen Gefar rettete, ward späterhin auch auf einer Reise von einem Fremden, der Alles deshalb wagte, aus einer grossen Lebensgefar wieder gerettet!

Ganz auf dieselbe Weise handhabt die Gesellschaft auch im bösen Verstande Wiedervergeltungsrecht. —

Oft wird das böse Handeln gegen Andere durch dieselben Menschen wiedervergolten, welche es betraf, sobald sie stark genug dazu sind. Alsdann ist es Rache, was sie dazu thätig macht, und die sie für etwas Erlaubtes halten. Ist es denn nicht noch immer die herrschendere Meinung, daß man Böses mit Bösem wohl vergelten dürfe? Sei du nur irgend Einem bei Ausführung seines Vorhabens unrecht=

mässigerweise zuwider; du kannst darauf rechnen, daß er dir bei erster Gelegenheit, wenn er es möglich machen kann, bei Bewerkstelligung deines Vorhabens auch unrechtmässigerweise zuwider sein, und dazu noch glauben werde, er thue recht daran.

Oft wird das böse Handeln gegen Andere durch solche Personen wiedervergolten, die mit denen, welche dadurch litten, genau verbunden sind. Alsdann ist es eine Art von stellvertretender Rache, was sie dazu anreitzt, und die sie eben so für erlaubt halten, als Selbstrache. Wurden sie auch nicht selbst gekränkt, so fühlen sie sich doch in ihren gekränkten Freunden gekränkt. Können sich diese nun nicht selbst rächen, so übernehmen sie für selbige das Rächeramt. Behandle du nur irgend Einen sehr hart; wenn du auch von ihm nichts deshalb zu befürchten hättest, Einer seiner Freunde wird dich, wenn du ihm unter die Hände geräthst, eben so hart behandeln.

Oft wird das böse Handeln gegen Andere durch Menschen wiedervergolten, die blos Kentnis davon erhalten haben. Alsdann ists eine Art von Gerechtigkeitspflege, welche sie treiben zu müssen glauben, was sie dazu aufbringt. Sie meinen, der Thäter müsse es fühlen lernen, daß er Unrecht

begangen habe, und das könne nicht besser bewirkt werden, als wenn ihm dasselbe Unrecht geschähe; wer also am ersten ihm solches zufügen könne, der müsse es auch am ersten thun. Versetze du nur irgend Einen in einen empfindlichen Verlust; wenn auch er und seine Freunde dir nicht beikommen können, aus dem grossen Mitbürgerhaufen wird Jemand hervortreten, der dich in einen eben so empfindlichen Verlust versetzt.

Oft wird das böse Handeln gegen Andere sogar durch solche Menschen wiedervergolten, die auch gar nichts davon wissen. Hier scheint es blosse grobe Immoralität zu sein, was sie zur Ausführung ihres Bösen hinreisst, welches zugleich, ohne daß sie es absichtlich dazu thun, ein ebenfals sonderbarer Wiedervergelt wird. Sollte aber eine höhere Vorsehung auch wohl ganz und gar davon auszuschliessen sein? Ich glaub's nicht — wenn ich auch nur annehme, daß sie blos zulassungsweise dabei verfare. Lässt sie denn nicht Böses zu, das gegen Unschuldige verübt wird? Warum sollte sie nicht Böses zulassen, das gegen Schuldige begonnen wird, für die es zugleich verdiente Strafe ist? Doch möchte ich um keinen Preis, wie an der Stelle derer, die auf solche Art gestraft werden,

so auch an der Stelle derer, sein, die den Strafer abgeben. Das Henkeramt, wenn es auch sein mus, ist wenigstens kein schönes Amt, und wie, wenn Henker von solcher Art, am Ende auch wieder Henker für sich zu erwarten haben? Auch von Wiedervergeltung des Bösen in dieser Hinsicht betrachtet, gibt es die auffallendsten Beispiele. Wie Mancher, der einen Andern sein Brodt raubte, ward, wenn auch lange nachher erst, von wieder einem Andern, der damals noch nicht geboren war, seines eigenen Brodts beraubt! Wie Mancher, der einem Andern seine Ehre nahm, kam, wenn auch spät, durch einen Fremden, der von seinem ausgeübten Ehrenraube nie etwas gehört hatte, wieder um seine eigene Ehre! Wie Mancher, der einen Andern um seine Ruhe brachte, ward, wenn auch nach einer beträchtlichen Reihe von Jahren erst, durch einen ganz neuen Mitbürger, der von ihm weiter keine Kentnis hatte, wieder um seine eigene Ruhe gebracht!

So handhabt die Geselschaft Wiedervergeltungsrecht im guten und im bösen Verstande, und man kann darauf bauen, daß dis gröstentheils geschehe.

Wie wird uns zu Muthe sein, wenn für uns Wiedervergelt von ihr in gutem Verstande eintritt? — Wir werden uns bald an das Gute zurückerinnern, wofür wir es als Wiedervergelt ansehen können, und diese Zurückerinnerung wird uns eine sehr angenehme und erhebende Erinnerung sein. Wir werden uns segnen für ienes ausgeübte Gute, und werden das gleiche Gute, das uns nun widerfährt, mit edlem Anstande in Empfang nehmen; denn es ist keine Gnade, die uns durch selbiges erzeigt wird, sondern blos Recht, das uns geschieht. Verdient haben Gutes durch gleiches Gutes — o welch ein schöner Gedanke!

Wie wird uns aber sein, wenn Wiedervergeltungsrecht im bösen Verstande von der Gesellschaft an uns gehandhabt wird? — Wir werden uns auch bald an das Böse zurückerinnern, für das wir es als Wiedervergelt anzusehen haben, und diese Zurückerinnerung wird uns eine traurige und niderschlagende Erinnerung sein. Wir werden über uns fluchen des ausgeübten Bösen wegen, und werden das gleiche Böse, das uns widerfährt, mit Schamröthe vor uns selbst und vor der Welt über uns ergehen lassen müssen; denn es geschieht

uns dadurch kein Unrecht, sondern wirkliches Recht. Verdient haben Böses durch gleiches Böses — o welch ein häslicher Gedanke!

Wie aber? wenn der Wiedervergelt von der Geselschaft in gutem Verstande aussenbliebe? — Nun, mus denn auch alles Gute gerade wiedervergolten werden? Ist uns nicht vieles schon wirklich wiedervergolten worden? Thaten wir denn das Gute darum, daß es uns wiedervergolten werden möchte? Wäre der angenehme Wiedervergelt erfolgt — so hätten wir's gern gesehen; da er aber nicht erfolgte — was ists weiter? Er kann ia aber auch noch erfolgen; was die Vergangenheit nicht gab, und die Gegenwart nicht gibt, kann die Zukunft geben. Und — wäre auch dis nicht der Fall — o wohl dem, der mit Bewustsein vieles Guten, das ihm unwiedervergolten blieb, wirklich blieb, einst von hinnen geht!

Und wie? wenn der Wiedervergelt von der Geselschaft im bösen Verstande aussenbliebe? — Ach, dann triumfire man doch ia nicht! Man sehe sich blos für einen Mann an, dem es gelang, bei der Geselschaft listig durchzuschleichen, dem aber das Durchschleicherwesen vielleicht nicht bis an seinen Tod gelingen möchte! Der Wiedervergelt

kann ia auch noch kommen; so schwebe man in steter Furcht vor ihm! Käme er iedoch wirklich nicht — o wehe dem, der mit Bewußtsein solches begangenen Bösen, wofür ihn die das Wiedervergeltungsrecht handhabende Gesellschaft nicht abstrafte, von hinnen geht!

Ich will mich also immer so setzen, daß, wenn mir von der Gesellschaft Gutes von Belang geschieht, ich mich an gleiche gute Thaten erinnern, und die Welt mit Fingern auf sie zeigen könne, durch welche ich's verdiente. Immer will ich mich so setzen, daß, wenn mir von der Gesellschaft Böses von Belang widerfährt, ich mich nie an gleichböse Thaten erinnern, und die Welt nicht mit Fingern auf sie zeigen müsse, durch die ich's verdiente. Wie frölich werde ich dann sein, wenn mir Gutes als Wiedervergelt geschieht! Wie gelassen dabei, wenn mir Böses nicht als Wiedervergelt geschieht! Dis ist der wahre Weg zur Seelenruhe, und ist denn nicht Seelenruhe mein Bestes — mein Alles in Allem?

Sechs und vierzigste Stunde.

Das männliche Alter der Christusreligion.

Welch ein schöner Vollmondsabend! Ich will ihn feiern mit vollchristlichen Betrachtungen. — Daß die Christusreligion, wie Alles, was unter die grösseren Anstalten der Vorsehung für die Menschheit gehört, auch erst ihr Kindesalter, und dann ihr jugendliches Alter, aus dem sie sich zu ihrem männlichen Alter erheben sollte, gehabt haben werde, lässt sich gleich in voraus denken; ihre wirkliche Geschichte ist aber auch Zeugin davon, und ihr edler Stifter gab es selbst gern zu. Was sagte er denn damit, daß er seinen ersten Religionszöglingen noch Viel zu eröfnen hätte, sie aber noch nicht fähig dazu wären, Anderes, als — daß seine Religion sich bei ihnen noch in der Kindheit befinde? Fragt man, was er unter dem, was er ihnen noch zu eröfnen hätte, verstanden haben möge, so lassen sich nach dem, was die

Urgeschichte der Christusreligion besagt, drei Antworten darauf geben.

Das Erste betraf die eigentliche Beschaffenheit und Verfassung seines zu stiftenden Reichs. — Nach Anleitung des Pharisäismus erwarteten seine Urzögl nge ein tausendjähriges Reich ihres Messias auf Erden, und, da sie ihn seiner grossen Thaten wegen für den Messias hielten, so erwarteten sie auch nichts gewisser, als daß er dieses Reich aufrichten werde. Man würde sich an dem Edlen ganz unverzeihlich versündigen, wenn man nicht eingestände, daß er ihnen Winke genug gegeben habe, von ihrer Erwartung abzustehen; umsonst aber waren alle die Winke, welche er ihnen deshalb gab. Der Vornehmsten Einer einst zu sein in seinem tausendiährigen Reiche, zu sitzen darin zu seiner Rechten, oder Linken — dis waren und blieben ihre Wünsche. Hätte er sich ganz über die grosse Hauptsache gegen sie erklärt, so würde es ihm mit ihnen bei seinem Leben schon, wie in seinem Tode, gegangen sein, wo sie ihn insgesamt wirklich verliessen, weil sie nun sahen, daß ihre Erwartungen falsch gewesen wären. Ein Reich wollte er wohl stiften, aber kein tausendiähriges sinnliches Reich,

sondern ein ewiges geistiges Reich. König wollte er werden im Reiche der Wahrheit und der Sittlichkeit, und da sollten sie mit ihm herrschen durch die Verkündigung seiner Lehre. Dis lernten sie erst nach seinem Tode recht einsehen, und mit dieser ihrer richtigeren Einsicht trat die Christusreligion aus ihrer Kindheit in ihr jugendliches Alter über.

Das Zweite betraf die gänzliche Abschaffung der mosaischen Kirchenordnung. — Besage des der jüdischen Nation aufgezwungenen Glaubens, daß diese Ordnung sich von ihrem Bundesgott herschreibe, war sie auch den christlichen Urzöglingen, als geborenen und erzogenen Juden, heilig, und — wer kann ihnen dis verargen? Man begehe hier keinen Anachronismus, und widerlege es nicht mit ihrer späteren Denkweise über diesen so wichtigen Judenpunkt! Zu den Zeiten des Meisters dachten sie nicht einmal an die Möglichkeit einer gänzlichen Abschaffung ihrer alten Kirchenordnung, so viel Winke er ihnen auch hierüber gab. Ja, genug Winke der Art bekamen sie von ihm, sowohl die Opfer, als den Sabbat, sowohl die Reinigungen, als das Fasten, betreffend; aber sie verstanden auch diese Winke nicht.

Nur nach seinem Tode lernten sie sie erst verstehen, als sie über den wesentlichen Inhalt seiner Lehre nachdachten. Da sprach der Eine von ihnen blos von Reinigungen des Herzens, der Andere blos von geistlichen Opfern, und noch ein Anderer blos von einem Sabbat, der Ausruhung von allen beschwerlichen Beobachtungen der alten mosaischen Gebräuche wäre. Da war Alles im Mosaismus nur Schatten gewesen, nur Sinnbild vom Christianismus, und, als man so denken lernte, trat die Christusreligion auch aus ihrer Kindheit in ihre Jugend über.

Das Dritte betraf die Ausrottung des religiösen jüdischen Nationalstolzes. — Diesem waren auch die christlichen Urzöglinge ergeben, und man mus ihnen so etwas auch gern verzeihen. Als zu dem heiligen Volke, als zu dem einzigen Volke gehörig, das Gott liebenswerth finde und liebe, hatten sie sich von Jugend auf betrachten, und so alle andere Völker verachten gelernt. Man begehe auch hier wieder keinen Anachronismus, und berufe sich nicht auf ihre spätere Denkart! Bei Lebzeiten des Meisters blieben sie bei ihrem religiösen Nationalstolze; wie viel Winke hatte er ihnen aber doch auch gegeben, ihn fahren

zu lassen! Man denke hier nur an die, welche er von Morgen, von Abend, von Mittag und von Mitternacht kommen, und sich bei Abraham, Isaak und Jakob im Gottesreiche häuslich niderlassen lies! Man denke an den Heiden Zachäus, den er seiner redlichen Denkart wegen für einen Abrahamssohn erklärte! Man denke an den Befehl, welchen er zulezt den Urzöglingen gab, mit seiner Lehre in alle Welt zu gehen! Aber auch diese Winke verstanden die Urzöglinge nicht, und — wie hart hielts sogar bei dem Ersten unter ihnen auch nachher, sie bald zu verstehen! Endlich lernten sie sie verstehen, und betrachteten Gott nicht nur als der Juden Gott, sondern auch als der Heiden Gott. Auch da, als dis geschah, trat die Christusreligion aus ihrer Kindheit in ihr jugendliches Alter über.

Die Urzöglinge gingen also beim Volksunterrichte von da aus, wo der Meister bei ihrem eigenen Unterrichte hatte stillstehen müssen; sie fingen da wieder an, wo er aufgehört hatte — ganz seinen Wünschen und Aufträgen gemäs, und so erwuchs die Christusreligion schön. Die richtigeren Vorstellungen vom Messias und von der Beschaffenheit seines Reichs bekamen die Oberhand; die

mosaische Kirchenordnung ward für ganz aufgehoben erklärt, und der religiöse Nationalstolz machte der allgemeinen Menschenliebe Platz. Hieran darf es iedoch auch noch nicht genug sein, wenn die Christusreligion in ihr männliches Alter eintreten soll.

Die Urzöglinge hatten und reichten nun zwar in der Hauptsache würdigere Begriffe von dem Gottesreiche, dessen Stiftung der Plan des Meisters war, als der Pharisäismus; sie behielten doch aber übrigens noch viel alte Messianische Nebenvorstellungen bei. Sie glaubten und lehrten, daß das höhere Gottesreich erst durch eine wirkliche Wiederkunft des Meisters zum Gerichte völlig etablirt werden werde, bei der dann am iüngsten Tage alle Todten auferweckt werden würden, das Urtheil von ihm über sie insgesamt gesprochen werden würde, und die Gerechten in das Reich von ihm mitgenommen, die Bösen aber auf ewig davon ausgeschlossen werden sollten. Veranlassungen zu solchen Vorstellungen glaubten sie in dem gehörten eigenen Vortrage des Meisters zu finden, den sie aber, wenn er zu dergleichen damals üblichen Messianischen Ideen blos kondescendirte, misverstanden hatten.

Das höhere Gottesreich ist aber nun längst schon etablirt; in seiner vollen Glorie ist es schon da, ohne daß eine wirkliche Wiederkunft des Stifters erfolgte, oder auch nur dazu nöthig gewesen wäre. Was ist denn die christliche Kirche, die sich durch viele ganze Staaten verbreitet, anderes, als dieses Reich? Da herrscht nun ihr Stifter als König im Reiche der Wahrheit und der Sittlichkeit, durch seine Lehre über die Seelen der Menschen, und regirt durch selbige die menschlichen Einsichten, Gesinnungen und Erwartungen. Zu dem Gerichte, von welchem er sprach, ist er so, wie er es meinte, längst schon wiedergekommen. Der Untergang des jüdischen Staats war dieses Gericht, der dadurch erfolgen muste, daß man seinen Ermahnungen zur Besserung, und zur stillen Erwartung göttlicher Befreiung von dem drückenden Römerjoche dabei, kein Gehör hatte geben wollen. Uebrigens aber richtet nun Jeden schon sein eigenes Gewissen, und wird ihn einst noch strenger richten. Statt eines allgemeinen jüngsten Tags, dessen Glaube aus dem Pharisäismus sich herschreibt, gibts nun für einen Jeden einen besonderen jüngsten Tag, und dieser ist sein Sterbetag. Statt an eine wirkliche Auferstehung aller Begrabenen zu

denken, deren Glaube aus derselben trüben Quelle flos, mus man es mit dem Fortleben aller Verstorbenen halten. In dem Verstande, wie es die Pharisäer meinten, steht gar kein Todter wieder auf. Der grobe Leib, welcher begraben wird, ist im Grabe auf ewig dahin. Der edlere Körper entsteht gleich im Tode, und will man dis die Auferstehung des Leibes nennen, so kann man es thun. Fortgelebt wird von den Sterbenden gleich auf der Stelle unter Aufschwung auf einen andern Stern. Da werden die Weisen und Guten ewig in Weisheit und Tugend fortschreiten; da werden auch die Thoren mit der Zeit weise werden, und die Bösen mit der Zeit sich bessern. — Wenn diese Vorstellungen im Ganzen die herrschenderen werden, dann hat die Christusreligion ihr männliches Alter erreicht.

So schaften nun zwar auch die Urzöglinge des grossen Meisters seinem Willen gemäs die ganze mosaische Kirchenordnung, welche er noch stehen lassen muste, ab; sie behielten doch aber eine Menge von Bildrrn aus ihr bei, unter welchen sie die bessere Christusreligion vortrugen. Sie verdienen die grösseste Entschuldigung deshalb, sobald sie es mit Juden zu thun hatten, die zwar zum

Uebertritt in die neue Kirche sich im Ganzen geneigt zeigten, sich aber auch zugleich daran stiessen, daß sie bei selbigem alles Alte, das sie gehabt, und an das sie sich gewöhnt hatten, verliehren sollten. Muste solchen Leuten nun nicht die Aussicht geöfnet werden, daß sie das, was sie in der alten Kirche gehabt, in der neuen wiederfänden, noch weit besser wiederfänden? So muste dann aber auch eine jüdische Bildersprache in den christlichen Unterricht kommen. Daher also auch z. B. die Vorstellung der christlichen Kirche als des wahren Tempels Gottes, die Vorstellung des Stifters derselben als des wahren Hohenpriesters, die Vorstellung der Siege über die grobe Sinnlichkeit als der wahren Opfer, als der wahren Reinigung, als der wahren Beschneidung, u. s. w. Ja, daher sogar die Hinstellung des Todes Jesu als eines Opfertodes, und die Hinstellung seines vergossenen Bluts als eines von allen Sünden reinmachenden Bluts. Mögen also, wie gedacht, die Urzöglinge des grossen Meisters immerhin die höchste Entschuldigung deshalb verdienen, daß sie dergleichen Bilder aus der mosaischen Kirchenordnung gebraucht haben; wozu sollen denn nun aber dergleichen Bilder beim christlichen Unterrichte solcher

Menschen noch gebraucht werden, die nicht nur aus der iüdischen Kirche zur christlichen Kirche nicht erst übertreten, sondern deren Vorfaren zehen Glieder hinauf rückwärts gerechnet schon Christen waren? Gebrauchten denn die Urzöglinge des grossen Meisters dergleichen Bilder auch wohl bei Heiden? Sie hätten ia diese in der That erst in das Judenthum einweihen müssen, um ihnen die Bilder verständlich zu machen, und — wozu dis? Sie trugen ihnen also die Christusreligion gleich ohne solche Bilder vor. So mus es dann auch nun bei dem christlichen Unterrichte in christlichen Ländern gehalten werden. Die längst abgeschafte mosaische Kirchenordnung mus dabei ganz in Vergessenheit gestellt werden, und man mus dabei eine rein christliche Sprache führen. Der Stifter des Christenthums ist ein sehr annehmungswürdiger Lehrer, und starb auf seine Lehre. Unser Glaube an ihn besteht in Annahme christlicher Erkentnisse und christlicher Gesinnungen. Christliche Kirchenordnung ist ein gottseliges Leben, und nicht neuiüdisches und blos modernisirtes Cerimonienwesen. An die Stelle des mosaischen Dekalogs ist das Sittengesetz getreten, und das christliche Kirchensistem lässt sich auf einen einzigen Perioden zurückbringen,

der also lautet — „Verehre Gott durch Rechtthun und Liebeüben bei freudiger Hofnung auf ihn für Zeit und Ewigkeit!“ — — Wenn alle aus dem Judenthum entlehnte Bilder auf die Seite gestellt werden, dann hat die Christusreligion ihr männliches Alter erreicht.

So arbeiteten nun zwar endlich auch die Urzöglinge des grossen Meisters auf die Ausrottung des religiösen iüdischen Nationalstolzes wacker hin; aber — wie geschah dis von ihnen? Sie sprachen der iüdischen Nation eine eigenthümliche Heiligkeit ab, und erkannten allen Nationen ohne Unterschied das Recht des Heiligwerdens zu, iedoch nur unter der Bedingung, daß sie — zur christlichen Kirche übergingen. Der Uebergang zu dieser Kirche, meinten sie, heilige allein; gerade also ebenso, wie man ehemals geglaubt hatte, daß der Uebergang zur iüdischen Kirche allein heilige. Die Kirche aber, welche sie auch sei, kann unmöglich einen Menschen heiligen, Jeden, wer heilig sein will, kann nur sein Herz heiligen. Mit andern Worten heisst dis — Jeder, wer von Gott besonders geliebt sein will, mus sich ihm durch

gute Gesinnungen liebenswürdig machen. Wäre die Liebenswürdigkeit bei Gott an eine gewisse Kirche gebunden, so würde diese Kirche längst schon durch seine Providenzveranstaltungen zur allgemeinen Menschenkirche geworden sein; die iüdische Kirche aber hatte unzuüberwältigende Hindernisse in sich selbst, als daß sie es werden konnte, und die christliche Kirche, welche sich allerdings mehr dazu eignete, hat mit äuserlichen Hindernissen so viel zu kämpfen, daß sie Verzicht darauf thun mag, es ie zu werden. Es ist aber, wie gesagt, auch nicht nöthig, daß sie es werde. Das Herz heiligt nur, nicht aber der Zugehör zu einer gewissen Kirche. Alle gute Menschen, sie mögen sich äuserlich zu einer Kirche halten, zu welcher sie wollen, sind Heilige, und gehören zu den Bürgern des höheren Gottesreichs. Wackere Nichtchristen beschämen die blossen Namenchristen. Ohne empfangene Taufe mit Wasser sind sie durch die Taufe mit heiligem Geist, welche sie sich selbst gaben, die wahren Heiligen, die wahren Geliebten und Auserwählten Gottes. — — Wenn so von Christen im Ganzen gedacht wird, dann hat die Christusreligion ihr männliches Alter erreicht.

Wer sollte ihr so ein männliches Alter nicht wünschen? Der Wunsch ihres Stifters war's offenbar. Es mus Jedem, der ein Christ ist, frei stehen, sich für seine Person als ein Mannchrist zu zeigen; wer aber Lust hat, lieber ein christlicher Jüngling, oder gar ein christlicher Knabe, zu bleiben, der verketzere wenigstens den nicht, der nach Mannsalter für sich in der Christusreligion strebt!

Sieben und vierzigste Stunde.

Edle und unedle Festigkeit.

Festigkeit kündigt allerdings den Mann an, aber nur so lange, als sie nicht in Starrsinn übergeht; geht sie in diesen über, so kündigt sie nicht mehr den Mann, sondern den Klotz, an.

Es gibt eine Festigkeit in Meinungen, die sehr männlich ist. — — Sobald ich durch für mich überwiegende Gründe von der Richtigkeit einer meiner Meinungen überzeugt bin — was für ein Ansinnen an mich wär's, daß ich der entgegengesetzten Meinung werden sollte! Ich könnt's ja nicht einmal, wenn ich auch wollte. Erst müste man mir die entgegengesetzte Meinung durch für mich überwiegende Gründe als richtiger darstellen; sonst könnte ich's nicht. Mich aber etwa nur so zu stellen, als gäbe ich meine Meinung auf, von deren Richtigkeit ich doch noch überzeugt wäre — wie müste mich dis in meinen eigenen Augen schän-

den! Gäbe ich dadurch nicht gleichsam meine Vernunft in Gefangenschaft hin? Und — warum thäte ich dis? Doch nur blosser Rücksichten auf mein Aeuserliches wegen. Verlohnt sichs aber auch wohl der Mühe, dieser wegen das Schönste, was man als Mensch hat, zu verleugnen, und sich des freien Gebrauchs seiner Vernunft zu begeben? Ich bleibe also nicht nur bei der Meinung, welche ich für richtig anerkennen mus, sondern ich vertheidige sie auch gegen Andere. Schwer kann mir ihre Vertheidigung gar nicht fallen; denn ich habe dabei nichts weiter zu thun, als daß ich die Gründe, welche mir für ihre Wichtigkeit überwiegend sind, vortrage. Ob sie es Andern auch sein werden, darauf mus ich's freilich ankommen lassen. Wer seine Meinung nicht vertheidigen kann, der rühme sich ia keiner wahren Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit! Dächte er ihn überzeugende Gründe deutlich, so könnte er sie auch gegen Andere von sich geben; ist aber das Letztere nicht, so ist auch das Erstere nicht, und — wenn das Erstere nicht ist, so ist seine ganze Ueberzeugung von der Richtigkeit seiner Meinung blosse Selbsttäuschung. So mags dann auch wohl um die Mehresten von denen stehen, welche ihre Meinung zehenmal verändern.

Sie bilden sich blos ein, überzeugt zu sein, und haben die Gründe, welche sie als Ueberzeugungsgründe für sich angeben, nur oberflächlich geprüft. Kommts dann dazu, daß sie ihre Meinung vertheidigen sollen, so will's mit der Vertheidigung nicht fort; was erfolgt alsdann? Sie verlassen ihre Meinung, und nehmen eine andere an, und zwar — ganz auf dieselbe Weise, d. h. nach blos oberflächlicher Prüfung der seinsollenden Ueberzeugungsgründe für sie. Bei der ersten eintretenden Vertheidigung der neuen Meinung gehts ihnen dann wieder, wie bei Vertheidigung der alten, und — so ists erklärt, wie es möglich sei, daß Menschen wohl zehenmal ihre Meinungen verändern. Unter diese winzige Menschenklasse mag ich nicht gehören. Ich nehme keine Meinung eher an, als bis für mich überwiegende Gründe ihrer Richtigkeit eintreten, und — von mir deutlich gedacht werden. Alsdann kann ich sie auch gegen Andere vertheidigen, und dann mögen diese Andere sein, wer sie wollen, im Nothfalle trete ich die Vertheidigung rasch an. Gehören sie zu den Mächtigeren — o ich will ihnen zeigen, daß ich noch mächtiger bin, als sie, und daß ich's ihnen nicht verstatte, über meine Vernunft und Ueberzeugung

zu gebieten. Gehören sie zu den Weiseren — hum! Auch die Allerweisesten irren zuweilen in ihren Meinungen, und Niemand kann auch nur für einen Halbweisen gelten wollen, wenn er nicht Widerspruch zu ertragen vermag. Ist aber kein Nothfall da, daß ich meine Meinung, von deren Richtigkeit ich lebendig überzeugt bin, gegen Andere vertheidigen müsse, so schweige ich zwar, und lasse um mich her Meinungen haben und Meinungen verbreiten, wie man will, bleibe aber im Stillen fest bei der meinigen.

Dis ist edle und männliche Festigkeit in Meinungen; o wie schön ist sie! — Es gibt aber auch eine Festigkeit in Meinungen, die sehr unedel ist, und die, für so hochmännlich sie auch ausgegeben werden mag, doch alle männliche Würde zerstört. Ich soll — ia, dis ist und bleibt wahr — wenn ich von der Richtigkeit meiner Meinung lebendig überzeugt bin, das Ansinnen an mich, sie ohne Weiteres aufzugeben, für toll, und das Ansinnen an mich, mich so zu stellen, als gäbe ich sie auf, für mich entehrend, finden — ich soll sie im Nothfalle vertheidigen gegen Alle und Jede, um das Recht meiner Vernunft, die mein Höchstes ist, frei zu gebrauchen, zu behaupten. Nur so handle

ich männlich. — Wenn nun aber der Fall einträte, daß die Gründe für die Richtigkeit meiner Meinung, welche seither in meinen Augen überwiegend waren, ihr Uebergewicht bei mir verlöhren, und wenn man durch Gegengründe, deren Uebergewicht ich anerkennen müste, die Ueberzeugung in mir erweckte, meine Meinung sei wirklich unrichtig — dürfte ich alsdann dennoch bei ihr beharren wollen? Dürfte ich mich auch nur so stellen, als beharrte ich bei ihr? So gäbe ich ia auch meine Vernunft gleichsam in Gefangenschaft hin — wenn auch zwar nicht an Andere, doch an meine eigenen Leidenschaften, und ist nicht das Eine so unmännlich, als das Andere? Warum wollte ich nehmlich so handeln? Doch wohl nur, um meine Rechthaberei zu befridigen, oder meinen Stolz nicht gekränkt zu fühlen? Ein wirklicher Mann aber treibt so wenig Rechthaberei, als kriechendes Nachgeben, und hält es nicht mit Stolz, der ihn nur lächerlich machen würde, sondern mit Berichtigung seiner Meinungen, durch die er an Ansehen bei der Welt und bei sich selbst gewinnt.

Es gibt eine Festigkeit *in Gesinnungen*, die sehr männlich ist. — — Wenn ich gegen etwas bin, weil ich dagegen sein mus, indem sich

mein ganzes moralisches Gefühl gegen selbiges sträubt — welch eine Zumuthung geschähe mir dadurch, daß verlangt würde, ich solle nicht dagegen, sondern dafür, sein! Ich dürft's ia nicht einmal, wenn ich auch wollte. Erst müste man mir klar machen, daß mein moralisches Gefühl mich dismal in die Irre führe; sonst dürfte ich's nicht. Mich aber etwa auch blos so zu stellen, als gäbe ich meine Gesinnung auf, an deren Güte und Rechtmässigkeit ich doch noch immer glaubte — wie müste mich dis ebenfals in meinen eignen Augen schänden! Gäbe ich dadurch nicht gleichsam mein Gewissen in Gefangenschaft hin? Und — warum thäte ich dis? Doch auch nur blosser Rücksichten auf mein Aeuserliches wegen. Wie? und dieser wegen sollte ich das Heiligste, was man als Mensch hat, mein Gewissen, verleugnen, und mich der freien Befolgung seiner Aussprüche begeben? Ich bleibe also nicht nur bei der Gesinnung, die ich für moralischgut und rechtlich anerkennen mus, sondern ich lege sie auch ferner zu Tage, und handle nach ihr fort. Ich treibe und befördere das, was mein Gewissen mir als etwas Gutes empfiehlt; ich unterlasse und suche zu verhindern das, was mein Gewissen mir als etwas Böses wi=

verrathet. So thue ich so lange, als seine Urtheile und Aussprüche dieselben bleiben, welche sie ietzt sind. In wie fern ich davon Vortheil oder Nachtheil für meinen äuserlichen Zustand habe — dis kümmert mich nicht; den schönsten Gewinn höherer Art mache ich gewis dabei. Was geht über das Zeugnis des Gewissens, daß man seinen Vorschriften gemäs wolle und handle, und über die mehr als königliche Zufridenheit mit sich selbst, welche dieses Zeugnis gewährt?

Dis ist edle und männliche Festigkeit in Gesinnungen; o wie schön ist auch sie! — Es gibt aber auch eine Festigkeit in Gesinnungen, die sehr unedel ist, und bei der aller Ruhm, daß man wirklich Mann sei, zu Grunde geht. Ich soll — ia, dis ist und bleibt auch wahr — wenn ich meine Gesinnung im Ernst mit meinem moralischen Gefühle ganz übereinstimmend finde, die Zumuthung, ohne Weiteres sie zu verändern, für abscheulich, und die Zumuthung, mich so zu stellen, als hätte sie sich verändert, für niderträchtig erklären — ich soll sie frei zu Tage legen, und nach ihr immer forthandeln, um die Ehre, nur nach den Aussprüchen meines Gewissens, das mein Heiligstes ist, gesinnet zu sein, zu behaupten. Nur so handle

ich männlich. — Wenn sich's nun aber ereignete, daß mein Gewissen mit der Zeit entgegengesetzte Aussprüche zu thun anfinge, oder daß Andere mich auf die Entdeckung brächten, mein moralisches Gefühl habe mich dismal irre geführt — dürfte ich alsdann dennoch bei meiner Gesinnung beharren wollen? Dürfte ich mich auch nur so stellen, als beharrte ich bei ihr? So gäbe ich ia auch mein Gewissen gleichsam in Gefangenschaft hin — wenn auch zwar nicht an Andere, doch ebenfals, wie es der Vernunft oft geht, an meine eigenen Leidenschaften; beide Arten von Gefangengebung sind aber, wie gesagt, gleichunrühmlich. Warum wollte ich nehmlich so handeln? Doch wohl nur, um meinen Eigennutz zu befridigen, oder Rache an Andern auszuüben? Der wirkliche Mann aber verachtet den Eigennutz, und schämt sich ieder Art von Rache nicht nur vor der Welt, sondern auch vor sich selbst.

Es gibt eine Festigkeit in Planausführungen, die sehr männlich ist. — — Hat ein Plan, den ich gemacht habe, nicht blos meinen Beifall, sondern auch den Beifall der Rechtschaffenen — wer wäre ich, wenn ich ihn eintretender Hindernisse wegen gleich wieder aufgeben könnte?

Hätte ich diese auch nicht vorhergesehen, so muste ich sie doch vorherglauben; wann gab's denn wohl auch einen der edelsten Plane, der nicht Ausführungshindernisse fand — sie mochten nun von bösgesinnten Menschen, oder von blossen und aller Gesinnung beraubten Umständen, herrühren? Ich würde doch wohl vorher, ehe ich den Plan machte, meine Kräfte berechnet haben. Hätte ich sie nicht stark dazu gefunden, so hätte ich ihn nicht machen müssen; fand ich sie aber so, so müssen auch eintretende Hindernisse mir nicht gleich den Muth benehmen — ich verleugnete ia sonst und gäbe gleichsam in Gefangenschaft hin meine Kräfte. Zu dieser Gefangengebung und Verleugnung soll mich so wenig etwas bewegen, als zur Verleugnung und Gefangengebung meiner Vernunft und meines Gewissens; auch meine liebsten Freunde sollen mich nicht dazu bewegen können. Ich arbeite also herzhaft fort, und setze mich mit allen meinen Kräften den eingetretenen Hindernissen entgegen — in der Hofnung, daß ich sie besiegen werde.

Dis ist edle und männliche Festigkeit in Planausführungen; o wie schön ist sie! — Es gibt aber auch eine Festigkeit in Planausführungen, die

sehr unedel ist, und die nicht den wahren Mann anzeigt. Ich soll — ia, dis ist und bleibt auch wahr — eingetretenen Hindernissen bei Ausführung meines wackern Plans tapfer entgegenarbeiten, mit allen meinen Kräften entgegenarbeiten, und auch durch die ersten misgelungenen Kämpfe, ia, sogar durch viele solcher Kämpfe mit ihnen mich nicht zurückschrecken lassen. Nur so handle ich männlich. — Wenn aber alles Kämpfen nichts hilft, und ich offenbar sehe, daß die Hindernisse von mir nicht überwältigt werden können — wozu alsdann weiterer unnützer Kampf mit ihnen? Will ich wirklich Mann sein, so mus ich dann den fehlgeschlagenen Plan aufgeben, und einen andern machen. Ich gäbe ia sonst meine Kräfte gleichsam in Gefangenschaft an die Hindernisse nicht sowohl, als vielmehr an meinen eigenen Trotzsinn, hin. Was kann mir denn aber, wenn ich den fehlgeschlagenen Plan gänzlich aufgebe, weiter nachgesagt werden, als daß ich mich bei Berechnung meiner Kräfte zu seiner Ausführung verrechnet hätte? Sind nun die eingetretenen unüberwindlichen Hindernisse von ganz unerwarteter Art, so beschimpft mich eine solche Verrechnung gar nicht.

Acht und vierzigste Stunde.

Monumente.

Monumente sollten eigentlich nur Menschen, die man nicht mehr sehen kann — Verstorbenen — gesetzt werden. Der ursprüngliche Begrif des Worts selbst bringt es nicht nur so mit sich, sondern die Todten erfaren auch nichts von der Ehre, welche ihnen widerfährt, und können sie mithin nicht vergelten. Die, welche sie so hoch beehren, sind also von allem Verdachte frei, daß sie dadurch sich bei ihnen einzuschmeicheln, und ihre Gunst sich zu erwerben suchten. Ich dächte auch fast, daß es Jeder übel nehmen müste, wenn ihm bei seinem Leben schon ein Monument gesetzt würde. Kommt es nicht bald so heraus, als wenn man damit spräche — „wir wollen nur dafür sorgen, daß du nicht etwa gar, während daß du noch zu sehen bist, und umherwandelst, schon vergessen werdest" — ?

Man hat für und wider die Setzung der Monumente für Verstorbene gesprochen. Wahr bleibts, daß sie in unseren Zeiten, wo die Geschichte Alles treu und fleissig aufbewahrt, nicht nothwendig sind, um das Andenken an Menschen, die es verdienten, zu erhalten. Ohne Zweifel schreiben sie sich aus Zeiten her, wo blos mündliche Tradition noch Alles in Allem war; stehen wir denn nicht bei manchem alten Denkmale nachfragend, wem es gelte, ohne richtige Antwort darauf zu erhalten, weil die Tradition sich verlohren hat, und die schriftliche Geschichte fehlt? Jetzt ists anders. Alles Gute und Böse von grossem Belange überliefert die Geschichte dem Andenken der Nachwelt, und die Monumente, welche sie setzt, sind dauerhafter, als alle Monumente von Marmor, Erz und Felsenmassen, die die Kunst setzt. Was würden auch sogar diese, wenn sie noch so fest ständen, nach Jahrhunderten sein, wenn uns die Geschichte nicht über sie verständigte? Es würde der Nachwelt mit ihnen eben so gehen, wie mit den Denkmälern aus der Vorwelt, über die die mündliche Tradition sich verlohren hat, und keine schriftliche Geschichte iemals da war.

Wenn es nun auf solche Weise wahr ist, daß Monumente in unseren Zeiten nicht nothwendig sind, um das Andenken an Menschen, die es verdienten, zu erhalten: so mus es auch wohl Jedem als Wahrheit gleich einleuchten, daß wenigstens kein offenbarer Luxus damit getrieben werden sollte. Kann man das Ueberschwengliche, welches auf so etwas iezt Ueberflüssiges verwendet wird, nicht iezt besser verwenden? Die Todten prächtig ehren, und die Lebenden dabei Noth leiden lassen — welche unverantwortliche Handlungsweise! Was würden die Verstorbenen, welche man so prächtig ehrte, selbst dazu sagen, wenn sie davon Nachricht bekämen? Würden sie nicht ihr höchstes Misfallen daran zu erkennen geben, daß man sie, die in ihrem Leben nützlich zu werden sich anstrengten, und auch wirklich sehr nützlich wurden, nach ihrem Tode noch schädlich machte? Wie wär's also, wenn man, sobald man Edle aus der Vorwelt mit grossem Kostenaufwande öffentlich ehren will, sie lieber durch Stiftung schöner Institute ehrte, die man nach ihrem Nahmen benennte, oder durch Austheilung reichlicher Wohlthaten an einem gewissen Tage im Jahre, an welchem ihr schöner Nachruhm laut ertönte?

Auf solche Weise wäre dann auch der Grund, welchen die Vertheidiger öffentlicher Monumente von der schuldigen Dankbarkeit der Nachwelt hernehmen, von keinem besonderen Belange. Mus denn die Nachwelt ihre Dankbarkeit gegen grosse verdienstvolle Vorfaren gerade durch Setzung eines Monuments für sie bezeigen? Bezeigt sie solche nicht auch auf die eben angegebene Weise? ia, bezeigt sie sie nicht auf diese Weise besser, da ihre Dankbarkeit gegen die Vorwelt zugleich Wohlthätigkeit gegen die Mit- und Nachwelt wird?

Wenn die Vertheidiger der Monumente zwar zugeben müssen, daß man es iezt der Geschichte getrost überlassen könne, daß das Andenken an grosse Männer im eigentlichen Verstande nicht verlohren gehen würde: so stellen sie doch Viel auf die Meinung, daß der Anblick ihnen gesetzter Denkmäler uns weit öfter an sie erinnere, als wir uns blos aus uns selbst an sie erinnert haben würden. Anfangs, wenn die Denkmäler noch neu sind, oder auch dann, wenn man ihren Anblick nicht immer hat, mag dis seine Richtigkeit haben; ist man aber erst an den Anblick gewöhnt, so geht man neben ihnen vorbei, ohne etwas weiter zu denken. Uebrigens aber würde ich mein eigenes Gefühl ver-

leugnen, wenn ich nicht eingestände, daß es z. B. einen tiefen Eindruck auf das Gemüth mache, wenn man sich auf einem Platze befindet, auf welchem die Statüen vieler grossen Männer der Vorwelt zugleich aufgestellt sind, und den man nur selten besucht, oder wohl gar zum ersten male besucht.

Auch die Uebung der Kunst durch Verfertigung solcher Monumente pflegt als Vertheidigungsargument für sie gebraucht zu werden. Dis mus allerdings zugegeben werden; kann sich nicht aber auch dieselbe Kunst auf andere, und zwar noch weit nützlichere Weise, wie z. B. an den öffentlichen Häusern nothwendiger und heilsamer Institute üben? Soll man ia der Uebung der Kunst durch Monumenterrichtungen nachsehen, so bleibts immer die Hauptsache, daß dergleichen Uebung nicht zu grossen Aufwand verursache.

Monumente an Grabstäten zu setzen, sollte den Familien sogar ganz verboten werden. Es ist an den unverdienten Denkmälern schon genug, welche der Staat oft setzt; wozu dergleichen noch von einzelnen häuslichen Geselschaften? Ein guter Vater, ein guter Gatte zu sein, gehört unter die vollkommenen Pflichten; der blossen Ausübung voll-

kommener Pflichten aber gebürt gar kein öffentliches Denkmal. Kinder, ist euer Vater ein guter Vater gewesen, setzet ihm ein Denkmal in eurem Herzen! Gatte, ist dein Gatte ein guter Gatte gewesen, halte du es auch nur so! Die Ehrendenkmäler verliehren in der That dadurch allen Werth, wenn sie zu sehr vervielfältigt werden, und Jeder, wer dergleichen eins verdiente, müste sich's ausdrücklich verbitten, nach seinem Tode auf eine so triviell gewordene Weise verehrt werden zu sollen. Die Misbräuche, welche in Familien mit Gräbermonumenten getrieben werden, gehen aber auch so weit, daß es Zeit ist, ihnen mit Gewalt und durch ein allgemeines Verbot solcher Familienmonumente Einhalt zu thun. Der Narren hier nicht einmal zu gedenken, welche wohl selbst in ihrem Testament befehlen, daß ihnen ein Grabdenkmal von den Erben gesetzt werden solle; wie vielen Erblassern wurden nicht schon blos darum dergleichen von den Erbnehmern freiwillig gesetzt, weil das Erbe sich sehr hoch belief, obgleich alle Welt wuste, daß es zusammengekargt, zusammengewuchert und zusammengestohlen sei! und wie oft sezzen Gatten nicht schon einander so ein Grabdenkmal, die unter sich einen stillen Vertrag gemacht

hatten, einander zu Tode zu ärgern, so, daß also der, welcher den andern begraben lies, dadurch seine Freude darüber zu Tage legte, daß er nicht todt geärgert worden sei, sondern todt geärgert habe! Daß es läppisch sei, und gar nicht zugegeben werden sollte, Kinder mit Grabmälern zu beehren, bedarf wohl keiner Erwähnung. — —

Ich komme nun auf meinen heutigen Hauptpunkt. Ich halte es sehr mit einer gewissen Art von Monumenten; dis sind nicht die, welche man sich nach seinem Tode von Andern erst setzen lässt, sondern die, welche man sich selbst schon bei seinem Leben setzt . . . . . . Indem ich diesen Gedanken denke, fällt mir unwillkürlich etwas Lächerliches ein. Es sind Beispiele genug davon da, erwähnte ich vorhin, daß Narren in ihrem Testament befohlen haben, daß ihnen ein Grabdenkmal von den Erben gesetzt würde; wie? wenn es einen Erznarren gäbe, der sich selbst an seiner erwählten künftigen Grabesstäte ein Monument von Stein, oder Erz, errichtete? .. Nun, so mag er's thun! Hier ist die Rede von Monumenten, die man durch herrliche Segenstiftungen und durch grosse Verdienste um die Geselschaft sich selbst errichtet. Ist

z. B. Jemand ein Regent, so darf er nur eine vollkommenere Justitz im Lande einführen, oder neue Schulen bauen und das Erziehungswesen verbessern, oder öffentliche Humanitätsanstalten errichten, oder bequeme und liebliche Landstrassen schaffen — und er kann mit Gewisheit darauf rechnen, daß sein hochwerthes Andenken bei seinem Volke nie erlöschen werde. Ist Jemand ein Staatsmann, so darf er nur heilsame Projekte machen, ihre Genehmigung von der obersten Landesbehörde bewirken, und sie zur Ausführung bringen, oder hohe Handlungen ächter Gerechtigkeitspflege ausüben, oder sich als grosser Beförderer der Künste und Wissenschaften, der Industrie und des Handels im Lande zeigen, oder es dahin bringen, daß drückende Lasten seinen Mitbürgern abgenommen werden — und er kann darauf bauen, daß sein Nahme im Vaterlande schonunvergeslich bleiben werde. Ist Jemand ein Gelehrter, so darf er nur wichtige neue Entdeckungen in den Wissenschaften machen, oder eine grosse alte Fehde unter seinen Mitbrüdern glücklich beilegen, oder die Kirche von Irthümern reinigen, oder über einen für die Menschheit wichtigen Gegenstand ein köstliches Werk schreiben — und er kann sich darauf verlassen, daß

man seiner undankbar vergessen werde. Ist Jemand ein Kunstgenie, so darf er sich nur als ein grosser Künstler zeigen, oder wichtige Erfindungen in seiner Kunst der Welt vorlegen, oder ausserordentliche Kunstwerke hinterlassen — und er kann sich ebenfals einer wünschenswerthen Unvergeslichkeit getrösten.

Auf solche Weise setzen sich selbst schon alle dergleichen Männer die dauerhaftesten Monumente, und können darüber lächeln, daß ihnen die Nachwelt erst Monumente noch setzen solle. Diese mag es zwar thun, aber ihrer Meinung nach nur in der Geschichte, und daß dis geschehen werde, können sie als ausgemacht voraussetzen. Die Geschichte thut dann aber doch auch nichts weiter, als daß sie die Denkmäler angibt und beschreibt, welche sie sich selbst gesetzt haben, und so möchten auch diese sogar wieder einfallen, in ihr prangten sie doch auf immer fort. — O wie viel würde die Menschheit dabei gewinnen, wenn der Geschmack, sich so Denkmäler selbst zu setzen, unter ihren Männern recht herschend würde!

Neun und vierzigste Stunde.

Klugheit und Herzensgüte in schönem Verein.

Klugheit und Herzensgüte sollen heute meine Gegenstände sein. — Was denke ich mir bei Klugheit? Dis, daß man sich auf das, worauf man sich einläßt, was man vorhat, womit man sich abgeben will, gehörig verstehe, so, daß man es nicht nur betreiben, sondern auch ausführen möge. — Was denke ich mir bei Herzensgüte? Dis, daß man es mit dem, worauf man sich einläßt, was man vorhat, womit man sich abgeben will, wacker meine. Nun will ich einmal Klugheit ohne Herzensgüte annehmen, und dann Herzensgüte ohne Klugheit.

Klugheit ohne Herzensgüte ist die wahre Verleiterin zum Bösen, und führt oft zu den ärgsten Bosheiten hin. Man kann sich vermöge derselben auf das Böse verstehen, sobald man das Böse will; man will es aber auch, weil man

herzensschlecht ist. Im gesellschaftlichen Leben entstehen aus ihr alle Plane, Andere zu überlisten, zu betrügen und zu verführen. Sie macht immer Menschen in ihrem Wirkungskreise zu furchtbaren Menschen, sogar bei geringeren Kräften, weil sie Andere übersehen, die wohl noch dazu nicht auf ihrer Hut vor ihnen sind. Hat sie vollends auch grosse äuserliche Macht in Händen — o dann wehe der Gesellschaft bei ihr! Hat denn die Geschichte nicht Beispiele davon aufzuweisen, daß ein sehr mächtiger Einzelner, der klug war, ohne herzensgut zu sein, die halbe Welt zerstörte?

Herzensgüte ohne Klugheit ist die wahre Verleiterin zum Thörichten, und führt oft zu den ärgsten Thorheiten hin. Man meints bei ihr zwar in Allem gut; man versteht sich aber nicht darauf, offenbaren Fehlern beim Gutmeinen auszuweichen, oder sich doch wenigstens noch zu rechter Zeit zurückzuziehen. Im gesellschaftlichen Leben ist sie die Ursache, daß man sich von Andern überlisten, betrügen und verführen lässt. Sie macht immer unglückliche Menschen, weil man bei ihr von klugen Bösen übersehen und gemisbraucht wird, ia, oft ohne seinen Willen für die Gesellschaft Schaden anrichtet, den man her-

nach nicht wieder gutmachen kann. Stehen herzensgute Nichtkluge vollends hoch — o wehe dann auch der Societät! Hat die Geschichte nicht ebenfals Beispiele davon aufzuweisen, daß ein sehr hoher Einzelner, der herzensgut war, ohne klug zu sein, sein ganzes Land ins Verderben stürzte?

Also — Klugheit und Herzensgüte im Verein — so stehe es um uns! Mit Recht nenne ich diesen Verein schön; denn er schaft erst wahre, eigentliche, ganze Menschen an sich. Kopf und Herz — Verstand und Wille — Beide müssen ausgebildet sein; nicht Eins davon blos. Man habe also Klugheit — Ausbildung des Verstandes! Man habe auch Güte — Ausbildung des Herzens! Dann, dann hat man nicht blos halbe, sondern ganze menschliche Ausbildung. — Schön nenne ich diesen Verein aber auch darum, weil er zum gesellschaftlichen Leben erst wahrhaftig geschickt macht, in welchem man leicht von Andern gemisbraucht werden kann, aber auch selbst Andere misbrauchen kann. Man habe also Klugheit; so lässt man sich von Anderen nicht misbrauchen! Man habe auch Herzensgüte; so wird man selbst Andere nicht misbrauchen! . . Bei diesem seligen Verein ist man keiner Bosheit fähig,

und verfällt auch auf keine Thorheit . . . Ich will mir ihn iezt von vielen Seiten des Lebens unter Meinesgleichen her recht anschaulich zu machen suchen. Mit Herzensgüte, der der Vorrang gebürt, will ich allemal dabei anfangen, und mit Klugheit schliessen.

1. Geselligkeit betreffend. — Geselligkeit ist dem guten Herzen eigen. Menschen sind ia zum geselschaftlichen Leben bestimmt; wie schickte sich der auch nur im Geringsten zu demselben, dem's an der ersten Eigenschaft dazu fehlte, und der nicht gesellig wäre? Wie könnte man ohne Geselligkeit sich auch Andern mittheilen, und Andere in den Stand setzen, sich uns mitzutheilen? Also — Geselligkeit gehört zur Herzensgüte; erhalte dich mithin ia bei ihr! Aber — übe sie auch mit Klugheit aus! Uebe sie immer so aus, daß sie dir zur Ehre, zur Freude und zum Segen gereiche! Uebe besonders die engere Geselligkeit so aus, und schliesse dich nie an Menschen anders, als mit der grössesten Klugheit, an! Auf genaueren Umgang beruhet oft alle Würde und Zufridenheit des Lebens.

2. Offenheit betreffend. — Offenheit ist dem guten Herzen eigen. Wie Andere sich ihm durch sie empfehlen, so empfiehlt es sich selbst gern

durch sie. Wer sich keiner Unlauterkeit in seinen Vorsätzen, Absichten und Gesinnungen bewust ist, der öfnet sich ganz unbefangen, theilt seine Empfindungen und Meinungen getrost mit, und lässt in sich hineinblicken, weil Alles rein darin ist. Erhalte dich also ia bei Offenheit — iedoch an der Hand der Klugheit! Sei nicht gegen Jeden ohne Unterschied offen, du magst ihn kennen, oder nicht; sei am wenigsten gegen deine Feinde offen! Man könnte deiner Gutmüthigkeit nur Urtheile ablocken wollen, um sie zu deinem Nachtheile morgen stadt- und landkundig zu machen; halte dich also, sobald du so etwas merkst, vom Urtheilen zurück! Man könnte gleisnerisch dich um einen ehrlichen Rath bitten, um sich auf ihn, als auf den Deinigen, dreust zu berufen, und dich dadurch wohl gar in Händel mit den Obern zu verwickeln; scheint dir's auch nur einigermassen so, so zieh dich vom Rathgeben zurück!

3. Zutraulichkeit betreffend. — Zutraulichkeit ist dem guten Herzen eigen. Wer Vertrauen auf sich selbst haben kann, der möchte auch gern Vertrauen auf alle Menschen haben können; wer sich über Zutraulichkeit Anderer zu sich freuet, der erfreuet auch gern Andere mit der seinigen.

Erhalte dich also in deiner zutraulichen Stimmung; — mus dich aber die Klugheit schon bei Offenheit leiten, wie vielmehr bei Zutraulichkeit! Es sei dir nicht genug, daß der, dem du dein Zutrauen widmest, sich desselben durch schlechte Handlungen gegen dich selbst noch nicht unwürdig gemacht habe; er mus dir auch sehr genau bekannt, und zwar als ein Mensch von durchaus edlem Karakter, bekannt sein. Denke, wie es dir sonst gehen würde, wenn du bei ihm guten Rath suchtest, oder einen Handel mit ihm schlössest, oder ihm deinen höchsten Wunsch offenbartest, oder ihm deine Plane entdecktest, oder sonst ein Geheimnis in seinen Busen niderlegtest! Er würde dir einen Rath geben, dessen Befolgung für dich übel abliefe; er würde bei Abschlus des Handels dich sehr übervortheilen; er würde deinen Wunsch vereiteln; er würde deine Plane hinter deinem Rücken unausführbar machen; er würde dein ihm anvertrauetes Geheimnis nach Marktschreierart in das Publikum bringen.

4. Theilnehmung betreffend. Theilnehmung ist dem guten Herzen eigen. Es nimmt sie selbst so dankbar in Empfang; wie sollte es sie nicht auch willig leisten? Es nimmt Theil an guten und an bösen Lagen Anderer. Zu ienen wünscht

es innig Glück; diese bedauert es innig. Warlich, ein schöner Herzensschmuck — die Theilnehmung! Erhalte dich also ia bei ihr — aber doch auch als ein kluger Mann! Frag allemal erst, ob es gute oder böse Menschen sind, deren gute Lagen du erblickst oder erfärst; damit du sie nicht, wenn sie etwa böse Menschen wären, durch zu herzliches Glückwünschen in ienem falschen Wahne, dem sie so schon genug ergeben sind, als hätten sie ihre gute Lage verdient, noch mehr bestärkst, und sie noch übermüthiger machst, als sie so schon sind! Ebenso frag auch allemal erst, ob es gute oder böse Menschen sind, von deren bösen Lagen du Kentnis erhältst; du würdest sie sonst auch nur, wenn sie etwa böse Menschen wären, in dem gleichfals falschen Wahne, an dem sie so schon genug hangen, als hätten sie ihre böse Lage nicht verdient, durch dein zu herzliches Bedauern nur noch mehr befestigen, und sie zu noch lauteren Schmähern der Weltregirung machen, als sie so schon sind.

5. Dienstfertigkeit betreffend. — Dienstfertigkeit ist dem guten Herzen eigen. Wozu deine Kräfte, denkt der Gütherzige, und wozu die Gelegenheiten, sie für Andere zu gebrauchen, wenn

du sie nicht für selbige gebrauchen solltest? Bist du nicht auch um so mehr dazu verpflichtet, ie mehr Andere ihre Kräfte schon für dich in Bewegung setzten, und noch immer setzen? Er dient also gern, ertheilt gern Wolthaten, und hilft gern mitarbeiten; ia, dis ist das wahre Leben des Herzens für den Gutgesinnten. Erhalte dich also ia bei Dienstfertigkeit — betreibe sie aber auch nach den Regeln der Klugheit! Wenn du einem Anderen einen Dienst leisten wolltest, den er sich selbst leisten könnte, wenn er nicht zu faul dazu wäre — billigtest du nicht dadurch seine Faulheit? Wenn du Wohlthaten Leuten erzeigen, wohl gar fortgesetzt erzeigen wolltest, die offenbar alle Wohlthaten, wohl gar deine eigenen schon, niderträchtig verschwenden — verschüttetest du damit nicht dein Wohlthun blos? Wenn du dem arbeiten helfen wolltest, der dich zum Mithelfer beim Bösen, oder gar zum Werkzeuge desselben, gebrauchen zu wollen, das volle Ansehen hat — könntest du dich so von ihm misbrauchen lassen?

6. Dankbarkeit betreffend. — Dankbarkeit ist dem guten Herzen eigen, so eigen, wie Mitleid. Es kann nicht eher ruhen, bis es sie geäusert hat, und glaubt sie nicht stark genug äu-

sern zu können. Nichts ist ihm schändlicher, als Undank; weil er nicht nur an sich ein häsliches Laster ist, sondern auch zu noch mehreren häslichen Lastern geradezu führt. Man findet ia Dankbarkeit bei Thieren; wie wollte also der Mensch sie nicht hegen, und sich lieber noch unter die Thiere herabwürdigen? Erhalte dich also ia bei ihr — die Klugheit sei aber auch bei ihren Erweisungen deine Führerin! Sobald dein Wohlthäter die Wohlthätermaske ablegte, welche er nur annahm, um dein Verführer zu werden, versag ihm gleich allem Dank für seine Wohlthaten! Sobald er dreifach für das dir erzeigte Gute von dir nachher bezahlt sein will, kündige ihm alle Erkentlichkeit auf, und gib ihm sein Gutes zurück! Sobald er es darauf anlegt, dich gar zu seinem Sklaven machen zu wollen, nimm die Ketten, welche er dir anlegen will, und zerschlag sie zu seinen Füssen, und lache dann darüber, wenn er dich einen Undankbaren schilt.

7. Versöhnlichkeit betreffend. — Versöhnlichkeit ist dem guten Herzen eigen. Nie erlaubt es sich Rache; weil Rache die Feindschaften verlängert, oft verewigt, und nicht nur den noch verschlechtert, gegen den sie ausgeübt wird, son-

dern auch den schlecht macht, der sie ausübt. Es ist daher immer geneigt zur Grosmuth, zum Nach- und Vergeben und zu allen Ausübungen der Feindesliebe, die seiner Güte die Krone aufsetzt. Erhalte dich also ia bei Versöhnlichkeit — aber auch bei Klugheit! Gib, wenn du offenbar Recht hast, dem nicht nach, der blosse Rechthaberei treibt; du hast sonst verspielt bei ihm, und er verlangt es immer so. Begib dich zwar der Rache, aber der Selbstvertheidigung nicht; du machst sonst deinen Feind nur noch dreuster und kühner gegen dich. Vergib deinem Beleidiger nicht eher, bis er Reue bezeigt; er verdient nicht nur eher keine Vergebung von dir, sondern er würde es auch dafür annehmen, daß du selbst erklärtest, seine dir zugefügte Beleidigung habe nichts auf sich, und würde sie also öfter versuchen. Wiederholt er nach bezeigter Reue und nach erhaltener Vergebung die Beleidigung wieder, und wechselt er wohl immer damit ab, daß er dich bald beleidigt, bald um Vergebung bittet u. s. f. so las ihm weiter keine Vergebung zukommen; du machtest dich selbst mit deiner Humanität nur lächerlich vor der Welt, ia, lächerlich sogar in seinen eigenen Augen. Will er nur unter der Bedingung aufhören, dein Feind zu

sein, daß du deine Pflicht, ihn an seine Pflichten zu erinnern, vernachlässigtest, so las ihn deinen Feind bleiben! Ebenso mache es auch, wenn er die Aussöhnungsbedingung setzt, daß du einen Dienst, den dein treuer Freund von dir begehrt, und von dir wohl gar versprochen bekam, ihm leisten solltest! Hättest du dich aber mit irgend einem Andern auch wirklich ausgesöhnt, so brich doch genaueren Umgang mit ihm, wenn er sonst Statt fand, ab, sobald du siehest, daß du einen Menschen an ihm vor dir habest, mit dem kein Vertrag für dich ist, und dessen grosse Nähe dir immer neue Unruhen und Zänkereien verursachen würde! — —

So Klugheit und Herzensgüte in Verein! Schön, wunderschön ist dieser Verein, dieser Bund; denn er macht uns an und für uns selbst erst zu ganzen Menschen, und gibt uns auch erst die rechte Geschicklichkeit zum gesellschaftlichen Leben.

Wollte nun noch Jemand die Frage aufwerfen, was man, wenn schlechterdings zwischen Klugheit ohne Herzensgüte, und Herzensgüte ohne Klugheit, gewählt werden müste, von Beiden zu wählen hätte, so ist hier meine Antwort darauf — — „Stände es so mit einer schlechterdings nothwen-

digen Wahl unter Beiden, so müste man auch schlechterdings Herzensgüte ohne Klugheit wählen; denn es ist, wenn Eins von Beiden sein soll, am Ende doch wohl besser, sich von Andern überlisten, betrügen und verführen zu lassen, als Andere zu überlisten, zu betrügen und zu verführen. Es gibt aber so eine schlechterdings nothwendige Wahl unter Beiden nicht, sondern man kann Beide in Verein haben, sobald man nur will; warum nun aber nicht Beide zugleich haben wollen? Man kann, in der Bildersprache des grossen Mannes von Nazaret gesprochen, die Schlange und die Taube zugleich in sich haben. Nur mus auch ieder davon ihr rechter Platz angewiesen werden. Die Schlange gehört in den Kopf, und nicht ins Herz — die Taube gehört ins Herz, und nicht in den Kopf. Zischt die Schlange im Busen, und girrt die Taube im Gehirn — o wehe! Nein, die Taube girre im Busen, und die Schlange zische im Gehirn!

Funfzigste Stunde.

Deutsche Vorwelt.

Nicht in die Zeiten, welche Tacitus beschrieb, will ich mich iezt zurückversetzen — auch nicht in die Zeiten des Mittelalters — auch nicht einmal in die Zeiten der Reformation; nein, ich will die deutsche Vorwelt blos betrachten, wie ich sie noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei meinem Eintritte in sie im Ganzen vorfand.

Pietät traf ich da bei meinen Landsleuten an. — Mag es sein, daß sie auf blosse kirchliche Dogmen noch zu viel hielten; mag es sein, daß sie das Cerimonienwesen noch zu eifrig betrieben — sie hingen doch fest an Gott, und Atheisten fand man nur noch einzeln, und zwar blos unter den Gelehrten, allenfals auch unter den Grossen. Die Nation selbst glaubte herzlich an Gott, erkannte ihn für den Weltregirer, nahm Alles, was ihr widerfur, wie aus seinen Händen, an, hörte

in den sittlichen Geboten seine Stimme, und fand diese Gebote deshalb noch heiliger und ehrwürdiger, verehrte in ihm den Richter alles menschlichen Thuns und Lassens, und vertraute fest darauf, daß sein Richter- und Vergelteramt sich nicht blos bis an das Grab, sondern noch über das Grab hinaus, und in Ewigkeiten hin, erstrecke. — Ja, so war damals die religiöse Stimmung der Deutschen im Ganzen, und bei ihr lebte und starb man ruhig.

Reinheit von Wollustgreueln traf ich bei meinen Landsleuten an. — Daß dergleichen hier und da genossen und getrieben wurden, aber doch nur in den höheren Ständen, will ich nicht in Abrede sein; genug, die Nation im Ganzen hatte züchtigen Ekel vor ihnen, und viele derselben kannte sie kaum. Die Jugend wuste noch wenig von Onanie, und Päderastie war noch ein verfluchtes Wort, das der Tausendste nicht einmal verstand. Die Töchter hielten auf ihre Ehre, und die Mütter erzogen sie dazu. Nie würde eine Mutter es zugegeben haben, daß ihre erwachsene Tochter einsame Abendspatzirgänge gemacht hätte, oder, unbegleitet von ihr, in öffentlichen Gesellschaften erschienen wäre. Tanzten iunge Leute

beiderlei Geschlechts mit einander, so ward ehrbar von ihnen getanzt; vom unsittlichen und den Geschlechtstrieb offenbar reizenden Walzen und Lendern wuste man noch nichts. Ein Jüngling, dem es gelungen war, ein unschuldiges Mädgen zu verführen, ward verachtet, und konnte nur dadurch wieder zu Ehren gelangen, wenn er die von ihm Verführte zu seiner Gattin annahm. Ehebruch vollends ward für so strafbar gehalten, daß die Gesetze ihm, wie dem Morde, das Schwert zuerkannten. Bei dieser Reinheit von Wollustgreueln gab es blühende Jünglinge und Jungfrauen, starke Männer und Weiber, wenig Hipochondrische und Histerische in beiden Geschlechtern, und noch wenigere Selbstmörder. Man blieb lebenslustig bis ins hohe Alter, und fand auch dieses noch leidlich; man führte eine glückliche Ehe, und kam nicht oft auf Scheidungsgedanken, noch weniger als Mann auf den Gedanken, sein Weib an einen Andern zu verkaufen; man sas im ehrenden Silberhaare unter Enkeln und Urenkeln, und hinterlies an ihnen eine robuste und ihres Lebens sich freuende Nachkommenschaft.

Simplicität — im edleren Wortverstande — traf ich bei meinen Landsleuten an. — Man

ehrte die Kunst; aber man faselte nicht mit ihr. Man lebte in seiner Art auch recht wohl und hoch, wenn man konnte; man liebte aber doch das Einfache und Natürliche dabei. Man besuchte öfter die offenen Schauplätze der Natur, als die beschränkten Schauspielhäuser. Man hatte in Ansehung der Kleidung und Wohnung einen reelleren Geschmack, änderte die Moden dabei so oft nicht, und gab sich noch weniger dazu her, blos Affe der Ausländer darin zu sein. Luxus aller Art war noch selten. Der Baron wollte noch nicht leben, wie ein Fürst — der grosse Kaufmann noch nicht, wie ein Baron — der blosse Krämer noch nicht, wie ein grosser Kaufmann. In den unteren Ständen kam man vollends nicht auf den Einfall, über seinen Stand zu leben, sich zu putzen, und sich zu beehren. Es gab noch keine Bürgerfeten, die an Aufwand den Feten der Vornehmeren gleichen, und so konnte auch kein ärmerer Bürger die Tollheit begehen, seine Betten zu versetzen, um ihnen nur beiwohnen zu können. Kein Handwerksgeselle wollte schon eine Uhr tragen, da sein Meister kaum dergleichen hatte. Keine Hausmagd kleidete sich so, daß man sie von der Hausfrau, der sie diente, kaum unterscheiden könnte. Alle Bedienten waren

zufriden, daß man sie „Ihr" nannte, und kamen noch weniger auf die Fratze, sich unter einander selbst mit „Hören Sie" anzureden. Diese Simplicität auf allen Seiten war es dann auch, welche die Deutschen bei ihrem geraden Nationalkarakter erhielt, der sie den Ausländern ehrwürdig machte. Sie war es, die Wohlstand in allen Ständen schafte, und allgemeine Sittlichkeit in ieder Hinsicht beförderte.

Häuslichkeit traf ich bei meinen Landsleuten an. — Man betrieb mit Eifer seinen bürgerlichen Beruf, seine Handthierung und sein Gewerbe, um seine Familie gehörig versorgen zu können, und setzte damit nur aus an heiligen, der öffentlichen Gottesverehrung gewidmeten Tagen, oder zu seiner sonst nothwendigen Erholung. Diese Erholung fand man am liebsten im Hause selbst, wo man die Seinigen um sich her gern lustig werden sah. Höchstens lud man dazu nahe Verwandte, Nachbarn und andere Hausfreunde ein. Vergnügte man sich ia ausser dem Hause, so richtete man es entweder so ein, daß man die Seinigen dabei haben konnte, oder doch so, daß diesen kein beträchtlicher Nachtheil daraus erwuchs. Da kamen Eltern noch nicht leicht darauf, ihre Kinder dem Gesinde zu überlassen, blos, um sich nur

ausserhäuslich ergötzen zu können. Da fiel's den Männern noch nicht ein, all ihr Geld zusammenzupacken, und von Frau und Kindern zu gehen, um es in gesellschaftlichen Hazardspielen zu verspielen, während daß Frau und Kinder zu Hause darbten, oder höchstens Käse und Brodt, oder Kartoffeln, äßen. Da hatten auch die Weiber noch keine Spielgesellschaften unter sich, deren Stundenschlag sie kaum erwarten konnten. O — als es noch so löblich häuslich herging, da gab es auch noch häusliche Glückseligkeit; da war für die Nothdurft im Hause reichlich gesorgt; da entstand nicht leicht Disharmonie unter den Gatten; da konnte Kindererziehung gehörig betrieben werden.

Gerechtigkeit traf ich bei meinen Landsleuten an. — Bestand man auch ia etwa hart auf sein Recht gegen Andere, so war man doch eben so hart gegen sich selbst im Rechtleisten. Man schauderte vor dem Richter, der sich bestechen lies, und wollte sich nicht dazu ernidrigen, in eigenen Angelegenheiten Richterbestechung zu treiben. Gesetze wurden nicht blos gegeben; es wurde auch auf sie gehalten. Strafen wurden Verbrechern nicht blos gedrohet, sondern auch an ihnen vollzogen — ohne Ansehen der Person. „Jedem

das Seine!" war der Wahlspruch der deutschen Nation, den nicht nur die Kleinen, sondern auch die Grossen, nicht blos im Munde, sondern auch im Herzen, führten. Die Grossen befolgten ihn gegen sich selbst unter einander, und gaben dadurch den Völkern ein schönes Beispiel; sie befolgten ihn aber auch gegen die Kleinen, und der Unterthan konnte nicht nur gegen seinen eigenen Fürsten Klage führen, sondern sich auch getrösten, Recht gegen ihn zu erhalten, wenn seine Klage rechtsbegründet war. Man hatte auswärtige Urtheilssprüche; man hatte Reichsgerichte, und der grosse Souverain Friedrich der Zweite lies sich sogar vor seinem eigenen Kammergericht verklagen, und von selbigem in die Kosten verdammen. Die Antwort ist weltkundig, welche er auf die Frage, warum das Letztere so oft geschehe, von seinem freimüthigen Diener bekam. Da, da waren deutsche gute Zeiten.

Treue und Redlichkeit traf ich bei meinen Landsleuten an. — Wie man sprach, so meinte man's auch. Konnte man nicht so sprechen, wie man wollte, so heuchelte man wenigstens nicht. Konnte und durfte man aber so sprechen, wie man wollte, so sprach man bider und

stark, und falls nicht gleich darauf gehört ward, noch biderer und stärker. Hatte man nicht Lust, einen Dienst zu leisten, um den man angesprochen ward, so versprach man ihn auch nicht, und neckte und quälte die Ansprecher durch gemachte und am Ende getäuschte Hofnung nicht. Was man aber einmal versprach, das hielt man auch, sobald das Halten nicht durch eingetretene unvorhergesehene Umstände unmöglich gemacht ward. Wen man mit Recht beschuldigen konnte, daß er vorsätzlich Untreue, von welcher Art sie auch gewesen wäre, begangen habe, den traf allgemeine Verachtung. Wie heilig waren abgeschlossene Kontrakte! Wie ward auf Zurückzahlung erhaltener Darlehen von Grossen und Kleinen gehalten! Wie entehrend war ein selbstverschuldeter, wohl gar vorsätzlicher Bankerot! Zu Gerichtseiden kam es selten; noch galt das alte deutsche Motto — „ein Wort, ein Mann, Handschlag Schwur!" Geschah ia ein Gerichtseid, so ward vorher scharf admonirt, ihn nicht falsch abzulegen, und die Admonition fruchtete oft. Kam dessen ungeachtet Jemand in den Verdacht, falsch geschworen zu haben, so schämten sich seines Umgangs alle seine Freunde, und er selbst, wenn er fühlte, der Verdacht sei gegründet, wagte es

kaum, als Kommunikant den Altar wieder zu betreten. Da war Zutrauen der Mitbürger zu einander; da gab's Kredit im Auslande; da bestand das gemeine Wesen wohl.

Humanität traf ich bei meinen Landsleuten an. — Man gaukelte nicht mit Empfindelei, sondern war gehörig empfindsam. Man schmückte nicht Galgen und Räder mit Bluhmenkränzen, sondern bedauerte es blos, daß Menschen sich zu Galgen nnd Rad reif machen könnten. Man begrub zwar die Selbstmörder noch unehrlich; durch Handel und Leben im Lande sorgte man aber auch dafür, daß Niemand aus Noth auf Selbstmord verfiele. Man diente nicht blos hier und da, wo man dienen muste; man diente auch gern allerwärts, wo man dienen konnte. Der Fremde war ein willkommener Gast — ganz nach alter deutscher Sitte. Land mit Land, Volk mit Volk trieben freies Verkehr, und der Handel, von dem unmittelbar und mittelbar Millionen leben, und mit dem, sobald er stockt, oder liegt, Alles stockt und liegt, ward auch in Kriegszeiten nicht gestört. Der uralte deutsche Geist, öffentliche nützliche Anstalten zu errichten, oder dergleichen schon errichtete zu erhalten, und, wo möglich, noch zu ver=

vollkomnen, blieb der Nation getreu. Man vergrif sich an nichts, was, wie gesagt zu werden pflegt, zu einem gottseligen Gebrauch fundirt oder legirt war, zu seinem eigenen Privatnutzen, sondern machte, wenn dar alte gottselige Gebrauch dem Zeitgeiste nicht mehr angemessen war, wenigstens einen andern gottseligen Gebrauch davon, der diese Eigenschaft hatte. So übte man ächte Humanität aus, die der Nation zur Ehre gereichte, und bei der nicht leicht Jemand verlassen war, der sich nicht selbst verlies.

Tapferkeit traf ich bei meinen Landsleuten an. — Deutscher Patriotismus beseelte sie, und, durch frühe Wollüste nicht entnervt, durch Luxus nicht verweichlicht, hatten sie auch volle Kraft, im Nothfalle ihn thätigst zu beweisen. Wer kennt nicht die Wunderthaten, welche die oft kleinen Heere des grossen Friedrichs verrichteten? — Durch solche Tapferkeit behauptete Deutschland seine Freiheit, und blieb seinen Nachbarn furchtbar.

So die deutsche Vorwelt noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als ich in sie eintrat . . .

Ein und funfzigste Stunde.

Tiefe Verehrung eines über Alles erhabenen Weltregirers.

Es ist eine schöne Seelenstimmung, neben dem Gange der Begebenheiten seines Lebens, und der Schicksale der Menschheit überhaupt, eine unsichtbare Oberhand anzunehmen, die ihn leitet. Freilich gesellte sich im Alterthum oft Aberglaube dazu. Man glaubte an unmittelbare Eingriffe der Gottheit in den Lauf der Dinge, und an wirkliche Wunder; man übersah oft den natürlichen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, und lies wohl gar den höchsten Weltregirer durch gute und böse höhere Untergeister regiren. Beides lässt sich aber recht wohl trennen. Man kann fromm sein, ohne abergläubisch zu sein; man kann aufhören, abergläubisch zu sein, und doch fromm bleiben. Die Aufklärung späterer Zeiten vertrieb nach und nach den Aberglauben, und das war schön; denn

er erzeugt doch weiter nichts, als Dummheit. Bei seiner Vertreibung mus es dann aber auch blos gelassen, und in der Sache nicht weiter gegangen werden. Die Ueberaufklärung noch späterer Zeiten will auch den frommen Sinn vertreiben, geht auf Wegdrang des Glaubens an eine allwaltende und unsichtbare Oberhand aus; dis ist schrecklich, und würde, wenn's ihr gelänge, die Menschheit sich selbst verächtlich machen.

Mir ist schon, als zöge mich etwas in meinem Inneren nach Gott hin, und gewis ists auch so. Mit unsichtbaren Seilen ist der Menschengeist an den obersten Geist geknüpft, und kommt zum Gefühle seines Schäpfers, sobald er in den Stand der Kultur eintritt. Aber auch nur dann, wenn ich einen allerhöchsten Weltregirer verehre, ist mir erst, als wäre ich wirklich Mensch, und bekomme ich erst Achtung für mich selbst, und für die ganze Menschheit. Darum kann ich auch den nicht schätzen, der solcher Verehrung nicht zugethan ist. Wenn nun vollends Jemand seine Ehre hierin sucht, wohl gar den — wie er sich ausdrückt — sogenannten Weltregirer lästert, und den Stof zu seinen Lästerungen aus einstweilig verkehrtem Gange der Dinge hernimmt, auf anderen Seiten aber wieder

höchst abergläubisch ist, und z. B. an Zeichendeuterei, Chiromantie, Punktirkunst, Wahrsagungen, Ahnungen und Träume glaubt — wie äuserstverächtlich ist mir so ein Mensch!

Nur bei inniger, tiefer Verehrung eines über Alles erhabenen Weltregirers können wir glauben, daß es mit uns, mit unserem Dasein und mit der ganzen Menschheit etwas zu bedeuten habe, und daß es damit zu etwas Gewissen und Grossen hinaus wolle — kürz, daß ein schöner Plan da sei für uns und für unser Geschlecht. Wer oder was sollte denn überhaupt einen Plan über uns und über die ganze Menschheit sonst gemacht haben? Der Plan sich selbst etwa? Dis ist ia zu unsinnig. Ein Ohngefär, ein blinder Zufall etwa? Dis ist fast eben so unsinnig. Der Gang der Dinge etwa? Dieser ist ia oft erst blos Erfolg des schon gemachten Plans. Wir etwa selbst? Ehe wir waren, konnten wir keinen Plan für uns machen, und, als wir endlich da waren, war's zu spät, ihn erst noch zu machen. Und — welcher Mensch hätte denn wohl den Plan für die Menschheit im Ganzen gemacht? Oder hat's etwa einen Reichstag der Menschheit gegeben, auf dem man über ihn übereingekommen wäre? Ueberein-

kunft hätte doch sein müssen. Nein, ein ewiger allerhöchster Geist, der, als solcher, auch Weltregirer ist, eignet sich zum Planmacher für Individuen und für das ganze Menschengeschlecht. Möchten doch dis Alle bedenken, die sich zum Atheismus neigen! Ist ein Plan denkbar ohne Planmacher? Oder bedarf es in ihren Augen gar keines Plans für sie selbst und für ihr Geschlecht? Nun freilich, dann bedürfte es auch keines Planmachers. Aber — welch ein Gedanke, daß für mich kein Plan entworfen wäre! Was wäre alsdann mein Leben? was wäre mein Beruf zur Tugend? Und — welch ein Gedanke, daß für die ganze Menschheit kein Plan entworfen wäre! Was wäre alsdann ihr Anblick? Ein Treiben für und gegen einander ohne Zweck — ein stetes Gewirr zu nichts — ein ewiges Einerleischauspiel, das eine Generation nach der anderen aufführte — Seifenblase, Gaukelei wäre Alles mit ihr. So halte ich's mit dem Glauben an einen über Alles erhabenen Weltregirer. Dieser Glaube überzeugt mich, daß nicht nur für mich und für mein ganzes Geschlecht ein Plan überhaupt gemacht sei, und zu etwas Gewissem führe, sondern daß auch der gemachte Plan zu etwas Grossem führe, und daß er nicht nur nach

Zwecken, sondern auch nach erhabenen Zwecken angelegt sei. Wie wichtig wird mir nun mein eigenes einzelnes Leben und sein Gang! Wie ehrwürdig wird mir der Gang der Sache der Menschheit! Alles gewinnt nun eine grössere Ansicht, eine höhere Gestalt — es mag mich, oder das Ganze, betreffen. Hier ist nun kein blosses Schauspiel, das ein Ende hat, wenn der Vorhang niderfällt; hier sind nun keine blosse vorübergehende Erscheinungen; Alles, Alles deutet auf etwas Wesentlicheres hin.

Bei inniger, tiefer Verehrung eines über Alles erhabenen Weltregirers kann man aber auch fest glauben, daß es mit dem, wohinaus es mit uns soll, seine Gewisheit habe, und daß es mit uns auch zuverlässig dahin kommen werde. Eine zweifache vollgültige Bürgschaft ist nun da — die eine dafür, daß ein schöner Plan für uns und für unser Geschlecht gemacht sei, und die andere dafür, daß dieser Plan auf das vollkommenste ausgeführt werden werde; denn er ist das Werk eines allmächtigen Weisen. Hier, hier hebt sich das Herz erst recht hoch, und so ists ausgemacht, daß man durch Verehrung eines allerhöchsten Weltregirers erst Achtung für sich selbst und für die Menschheit bekomme. Ach —

wozu bin ich, wozu ist mein Geschlecht bestimmt! und wie unwandelbar ist diese meine und seine erhabene Bestimmung! Die Beschaffenheit meines Wesens, das zugleich das allgemeine menschliche Wesen ist, gibt mir deutliche Winke genug über ihre eigentliche Beschaffenheit. Der Plan ist auf hohes Heil angelegt, das durch und bei Weisheit und Tugend erreicht, und noch immer mehr erreicht werden soll. — Was für Eindrücke machen diese Vorstellungen auf mich?

Nun verwarte ich mit Eifer meine höhere Natur, und befolge nur emsig den Beruf zur Sittlichkeit, welchen sie mir gibt, nicht weiter bekümmert um die Begebenheiten meines Lebens, als es auch die Sittlichkeit erfordert; ist doch eine unsichtbare Oberhand da, die sie regirt und leitet. Verbreche, verschulde ich nur nichts gegen mich selbst, so wird mein Schicksal immer so ausfallen, daß es mir, wenn nicht auf der Stelle, oder auch nicht bald, doch einst, preiswürdig erscheint. Ich kann unter allen Arten von Lebensvorgängen weiser und besser werden; ia, ie verworrener mein Schicksal wird, desto besser kann ich unter ihm werden. Ich will dis werden; weiter braucht es nichts, als diesen herzlichen Vorsatz und ausdauernde

Treue gegen ihn — mein Heil ist dann vom Weltregirer besorgt.

Nun trage ich auch emsig und eifrig zum Besten der Welt bei; denn ich betrachte mich als ein Werkzeug des Weltregirers, der seinen schönen Plan — Weltheil betreffend — ausführen will. Ich lasse mich dabei ebenfals durch die sonderbaren Gänge der Sache der Menschheit nicht irre machen, sondern vertraue auf des Weltregirers Erhabenheit über Alles. Mag diese grosse Sache immerhin von ieher bald vorwärts, bald rückwärts, gegangen sein — mag sie auch, wenn sie einmal rasch vorwärts ging, bald nachher noch rascher wieder rückwärts gegangen sein — — am Ende mus sie doch gedeihen, fest gedeihen, und dann von da an noch immer vollkommener gedeihen. Ein allmächtiger Weiser, der über sie waltet, bürgt auf das höchste dafür. So beruhige ich mich über die blutigsten Kriege, über die würgendsten Pesten, über die Alles verwüstendsten Erdbeben, ia, selbst über allgemeine Erdrevolutionen. Es mus mit der Menschheit dahin kommen, wohin es mit ihr kommen soll; hat doch am Ende der Weltregirer mehr als einen Stern für sie. Wenn also auch die Erde ganz verginge — der Weltregirer bliebe

doch, und so auch sein Plan über mein Geschlecht. In seiner Hand ist die Sache der Menschheit unverlohren, und über alle Weltentrümmer hinaus noch bestehend. So wirke ich fort für das Beste der Welt so lange ich kann, und so lange Tag dazu für mich ist; weil ich auf den Glauben lebe und sterbe, daß ich damit nicht blos ins Blaue und in die Luft hin wirke.

Möchten doch Alle, die Einflus auf Viele haben, in dem gegenwärtigen Zeitalter, das sich immer mehr zur Impietät neigt, in dem Masse gleichsam neigt, in welchem es bei Pietät nur noch einigermassen frisch und frei athmen kann, den Glauben an einen über Alles erhabenen Weltregirer das Wort reden! Es wird allmählich Entsetzen erregend, wie weit der entgegengesetzte Glaube um sich greift. Nicht blos unter Philosophen, die ihre Spekulation irre führte — nicht blos unter solchen Vornehmeren, die sich gern ein philosophisches Ansehen geben möchten — — auch unter Bürgern und Handwerkern reisst die Sucht ein, die elende Rolle des Atheisten zu spielen. Wie weit kommt man denn, wenn man diese Rolle übernimmt? Warlich nicht so weit, als wenn man sie nicht übernimmt! Und — wohin führt endlich solch Rollen-

spiel? Auf der einen Seite zur äusersten Immoralität, und auf der anderen zur Verzweiflung. Mag es auch sein, daß der gegenwärtige Gang der Dinge den Nichtglauben an einen über Alles erhabenen Weltregirer in den Augen Vieler zu begünstigen scheint; der Glaube an ihn lässt sich ia doch dessen ungeachtet vollkommen vertheidigen.

Wäre ich so ein Mensch, der Einflus auf Viele hat, ietzt würde ich hintreten, und überlaut ausrufen — — „„Zeitgenossen! auf welch einen Irrweg gerathet ihr! Wie? die Begebenheiten unserer Tage sollten euch vom Glauben an einen höchsten Weltregirer abwendig machen können? Eignen sie sich nicht vielmehr ganz dazu, euch in ihm zu stärken? Ich will euch, wenn ihr sie euch drückend fändet, nicht einmal daran erinnern, daß es dem Weltregirer auch gebüre zu strafen — ganze Völker, wie einzelne Personen, zu strafen, daß er, so oft er Völker strafe, stark beweise, daß er sei, und daß die Völker, wenn sie leiden, in sich gehen, und Nachsprache bei sich selbst darüber, ob sie etwa als von ihm Gestrafte litten, anstellen, und, wenn sie die Sache so fänden, durch die Strafe sich bessern lassen sollten. Daß ich diese Erinnerungen bei euch nicht fortsetze, ge-

schieht nicht darum, als fürchtete ich mich vor dem Geiste des Zeitalters, der von Strafen Gottes nichts mehr wissen will, sondern darum, weil ich keinen Beruf in mir fühle, euch zu verdammen, und es also lieber eurem eigenen Gewissen überlasse, darüber zu urtheilen, ob ihr, wenn ihr ietzt leidet, euer Leiden verdient, oder nicht verdient haben möchtet. Abgesehen also hiervon — sind denn aber die Begebenheiten unserer Tage nicht zu gros, als daß man sie für ein blosses Menschenmachwerk ausgeben könnte? Durchblättert die ganze Weltgeschichte; ihr findet dergleichen nicht. Erwägt sie an sich selbst in stillen euch zum gesetzteren Nachdenken stimmenden Stunden; ihr werdet sie ohne eine unsichtbare höhere Mitwirkung unbegreiflich finden. Ach, solche Erwägungen stellet doch recht oft an! Erwäget — erwäget, was ein einzelner Mann gethan hat, dessen Ruf ietzt über den ganzen Erdball hin ertönt. „Gott war mit ihm — ohne Weltregirerbeistand konnte er nicht thun, was er that." Zeitgenossen! müstet ihr nicht eure Vernunft verleugnen, wenn ihr diesen Gedanken nicht als einen der allervernünftigsten fändet? So werdet doch durch das, was vor eu-

ren Augen geschah, nicht abgewendet von Gott, sondern vielmehr iezt schon, und auf der Stelle gleich, noch mehr an ihn hingewendet! Nun noch ein Wort, aus der Zukunft, die sich euch freilich nur im dicken Nebel zeigt, gesprochen — — „Wartet ab, was aus den grossen Begebenheiten unserer Tage erfolge! Ich wünsche euch, daß Ihr es erleben möget. Erlebet Ihr es aber nicht, eure Nachkommen werden's erleben. Im Falle eures Erlebens werdet Ihr euch noch iedes gehegten Zweifels an einen höchsten Weltregirer schämen; eure Nachkommen aber werden es gewis wieder recht herzlich mit dem Glauben an ihn halten." Weg also mit aller Atheisterei! Zeitgenossen, lasset uns uns absondern von den Kindern des Unglaubens, die meistentheils auch der Bosheit Kinder sind! Nichtswürdig sei uns ieder Spötter einer höheren Weltregirung! Für ein Pesthaus müsse iedes Haus, es sei ein öffentliches- oder Privathaus, von uns erklärt werden, worin gespielt, gezecht und — blasphemirt wird! Öffentliche Häuser, vor denen das Aushängeschild gleichsam schwebt — „Hier wird Bier, Brantewein, Wein geschenkt, geknöchelt und Farao gespielt, und — stracklich eines obersten Weltregirers

gespottet" — müsse die Obrigkeit, wenn ihre wiederholten Warnungen nicht fruchten, so demoliren, daß kein Stein davon auf dem andern bleibe! — Bessere Zeitgenossen! kommet und fallet mit mir immer inniger und tiefer vor dem Ewigen nider, der die Welt regirt! Gros und schön ist der Plan, welchen er über uns und unser Geschlecht entwarf, und gewis wird er ihn ausführen. Mögen die Berge in sich zusammensinken; sein Plan für uns steht fest, wie er selbst. Nicht wahr — bei diesem Glauben ist Ruhe, **menschliche** Ruhe, **ewige Menschenruhe**?

Zwei und funfzigste Stunde.

Was ein Tag nicht thun kann?!

Ging ich nicht heute bei Sonnenaufgang unter meinen Pflanzungen noch mit den schönsten Erwartungen vieler Früchte von den edelsten Arten umher? Wie wird mir iezt noch vor Sonnenuntergang bei ihrem Wiederbesehen? Ein schweres Gewitter, begleitet mit Orkan, Wolkenbruchsartigem Platzregen und Hagelschlag hat unterdessen meine schönen Erwartungen gänzlich zerstört. Bin ich nun zwar mit dergleichen Unfällen im Gartenwesen als ein alter Gärtner nicht unbekannt, sondern vielmehr so vertraut, daß ich mich iährlich auf sie gefasst halte — fand ich daher auch heute bald über das mir von der Natur Geschehene meine Beruhigung bei den Vorstellungen, daß ich über sie nicht zu gebieten habe, daß von meiner Seite aber Alles geschehen sei, um eine gnädigere Behandlung von ihr zu verdienen — — so stand

doch auch der Gedanke „was ein Tag nicht thun kann?!" wieder einmal so veranschaulicht vor mir da, daß ich mich ihm weiter überlassen muste.

Ja, Mutter Natur, du hast's in der Art, daß du oft weit schneller, zuweilen unendlich schneller, zerstörst, als du bauest, oder bauen hilfst. Deine Elemente und Kräfte eignen sich mehr zum schnellen Zerstören, als zum schnellen Bauen und Bauenhelfen; wenn also einmal Zerstören bei dir zur Sprache kommt, so geht's so her, wie's heute herging. Der Mensch kann dann weiter nichts thun, als staunen, und staunend denken — „was ein Tag nicht thun kann?!" Ich erhebe mich nun vom Kleinen zum Grossen. Natur, du machst es im Grossen nicht anders, als im Kleinen. Meine edleren Gartenfrüchte hast du heute zerstört, an denen ich drei Monate lang gebauet hatte; zerstörst du nicht auch oft ganze Felderndten weit und breit, an denen ein ganzes Jahr lang gebauet worden war, an einem Tage? Legst du nicht öfters ganze Dörfer und halbe Städte, an denen Jahrhunderte lang gebauet worden war, an einem Tage in die Asche? Zerwälzest du nicht oft ganze Länder, an denen du selbst Jahrtausende lang ge-

bauet hattest, an einem Tage? Dann stehen die armen Felderndtegetäuschten staunend da, und seufzen — „was ein Tag nicht thun kann?!“ Dann irren die armen abgebrannten Bauern und Bürger ohne Obdach umher, und iammern mit gefalteten Händen — „was ein Tag nicht thun kann?!“ Dann liegen die einzelnen dem Erdbeben keuchend Entronnenen in einem fernen Gefilde, wo die Erde ruhiger blieb, und können kaum noch röcheln — „was ein Tag nicht thun kann?!

Ich entferne mich einstweilig von der Handlungsweise der Natur, und gehe zur Handlungsweise des Schicksals über. — Schicksal, machst du es anders, wie die Natur? Hast du's nicht auch in der Art, oft weit schneller zu zerstören, als du baueteſt, oder bauen halfst? Zwingst du nicht auch oft zu der Klage hin — „was ein Tag nicht thun kann?!“ Im Grossen will ich das Wesen, welches du treibest, zuerst, iedoch nur auf einen Moment, betrachten . . . Ich denke nehmlich an den Tag der Schlacht bei Jena . . . Wie du's im Grossen hältst, so hältst du's auch im Kleinen. Kommen nicht Viele, die sich Gönner durch fortgesetzte Rechtschaffenheit erwarben, durch plötzlich eintretende Ohnmacht der-

selben, um Alles, was sie durch sie hatten und waren? Werden nicht ganze zahlreiche Familien, die im aufblühendsten Wohlstande sich befanden, durch unerwartetes frühes Absterben des Hausvaters zu Grunde gerichtet? Müssen sich nicht grosse Handelsgesellschaften oft nach einem im fernen Auslande erfolgten ungeheueren Bankerot, oder nach einem einzigen gegebenen Verbote des Verkehrs über das Meer hin, für insolvent erklären? „Ach, was ein Tag nicht thun kann?!“ ist da die Stimme der durch dich, Schicksal, Leidenden.

Die vernünftigste Meinung über dergleichen Alles zerstörende einzelne Tage, welche Natur und Schicksal anordnen, ist doch wohl diese — daß man sie, wenn man durch sie betroffen wird, mit so männlichem Muthe, als möglich, über sich ergehen lasse. Wenn die Natur, wenn das Schicksal recht ernstlich ansetzt, ist gegen Beide selten etwas, gröstentheils gar nichts, zu schaffen. Wozu also die Kräfte, welche man noch hat, zum blossen unnützen Widerstande gegen sie gebrauchen? Warum sie nicht lieber dazu anwenden, daß man den Kopf dabei oben behalte, und ein Mann bleibe?

Wer sollte aber auch wohl den Gedanken — „was ein Tag nicht thun kann?!“ — den-

ken, ohne sich das Gehörige dabei selbst zu sagen? Leichtsinnige, fanget doch an, diesen Gedanken recht andächtig zu denken! Die Natur und das Schicksal behandeln euch oft schon unbarmherzig genug; behandelt euch doch selbst nicht noch unbarmherziger! Epidemieen z. B. können euch leicht um Gesundheit und Leben bringen; bringt euch doch nicht noch auch durch wildes Reuten und Tanzen um sie! Wie schimpflich wär's sonst für euch, denken zu müssen — „was ein Tag nicht thun kann?!" — ! Bankerote Fremder, mit denen ihr euch verwickelt hattet, können euch leicht arm machen; machet euch doch nicht noch auch arm am Faraotische! Mit Abscheu vor euch selbst würdet ihr sonst in der Folge eures Lebens millionenmal seufzen müssen — „was ein Tag nicht thun kann?!" Ein Freund nach dem andern kann euch durch Bosheit eines Dritten leicht entzogen werden; begehet doch nicht noch auch eine That, die alle eure Freunde auf einmal von euch scheucht! So oft sie euch hernach, wenn ihr ihnen begegnetet, auswichen, würdet ihr mit Verwünschung iener bösen That euch zurufen müssen — „was ein Tag nicht thun kann?!" Es geht uns mit uns selbst, wie mit der Natur und mit dem Schick-

sale; niderreissen wird uns leichter, als bauen.

Sollte sich's denn aber gar nicht ereignen, daß man auch einmal mit Freuden sprechen könne — „was ein Tag nicht thun kann?!“ — ? O doch! Die Natur sogar, welche es doch in der Art hat, schneller zu zerstören, als zu bauen, setzt uns zuweilen in den Stand dazu. Habe ich denn nicht auch schon die Erfarung gemacht, daß nach allen vergeblichen Versuchen, meine Kohlanlagen von den Raupen zu befreien, ein einziger Tag, der an Blitzen reich war, sie davon befreiete? Habe ich's nicht auch schon erlebt, daß nach einer anhaltenden Dürre, als man schon alle Feldfrucht verlohren gab, ein einziger Landregentag noch die ganze Erndte rettete? — Das Schicksal schafft zuweilen auch so einen Tag, dessen man hernach lebenslang dankbar gedenkt. Machte nicht Mancher schon in der Folge die glänzendste Karriere blos dadurch, daß er das Glück hatte, eine einzige Unterredung mit einem Mächtigen zu halten, der ihn auf der Stelle liebgewann, und von da an ihn hub, und immer höher hub? Wem's so ging, der rief gewis oft mit Freuden aus — „was ein Tag nicht thun kann?!“ Gelang es nicht mancher guten Menschentochter schon, auf einer blossen Tags-

reise ins Ausland das Herz eines Edlen an sich zu fesseln, in dessen Armen sie bald das schönste Glück des Lebens fand? O die, der es so ging, dachte gewis nachher zehentausendmal — „was ein Tag nicht thun kann?!“ Betrachte ich vollends das Schicksal im Grossen — wie müste ich in Undankbarkeit ganz versunken sein, wenn ich nicht zugestände, daß es Tage gebe, bei deren Anerinnerung ganze Völker, ich möchte sagen, die halbe Menschheit, ausrufen mus — „was ein Tag nicht thun kann?!“ Jeder Tag, an welchem nicht die Kronprinzessin, sondern der Kron prinz, geboren ward, der Prinz, welcher, als er den geerbten Thron wirklich bestieg, ein wahrer Vater des Vaterlandes ward, ist so ein in der Vaterlandsgeschichte ewig schönunvergeslicher Tag. Mit iedem Tage, an welchem nach einem blutigen Kriege, der Alles verwüstete, ein Friede, der Alles wieder aufbauete, geschlossen ward, kam für mehrere leidende Völker auch so ein preiswürdiger Tag. Gäb's nun gar so einen Tag, an welchem die Liebe nach schon abgeschlossenen Frieden zwei mit einander streitende grosse Mächte noch fester vereinigte — wer sollte ihn nicht segnen? wer sollte nicht freudig und allerfreudigst ausrufen — was ein Tag nicht thun kann?!

Jetzt verlasse ich das Staatswesen, und gehe zum Kirchenwesen über. Mag es da immerhin auch unglückliche Tage gegeben haben, bei deren Erinnerung man schaudernd sprechen mus — „was ein Tag nicht thhn kann?!" — es gibt auch solche einzelne Kirchentage, an die man sich nicht zurückerinnern kann, ohne dankbar die Hände zu falten, und dankbar die Kniee zu beugen, und im höchsten Freudengefühle den Ausspruch zu thun — „was ein Tag nicht thun kann?!"

Protestanten! ich erinnere euch herzenshochaufgehaben an den Tag, an welchem Luther gegen den heillosen Ablaskrämer Tetzel mit seinen angeschlagenen Sätzen öffentlich auftrat. Luther selbst wuste an diesem Tage nicht, wie viel er thäte; den Erfolg seines Anschlags ahnete er nicht, auch seine Freunde ahneten ihn nicht. Wir geniessen diesen Erfolg, freuen uns auf das innigste über ihn, und rufen aus — „was ein Tag nicht thun kann?!" Bald kommt dieser Tag, nach Jahrhunderten berechnet, zum dritten male wieder — — Protestanten, wer wäret ihr, wenn ihr ihn nicht feierlicher beginget, als eure Voreltern zum ersten und zum zweiten male? Die Staatsbegebenheiten der Zeit werden euch gewis nicht da-

bei stören; ihr kennet die Meinung des gegenwärtigen sichtbaren Regirers derselben, hinter dem der unsichtbare Regirer steht, über euch — so handelt, wenn der grosse Reformationstag zum drittenmale erscheint, auch dreimal vernünftigdankbar und heiligdankbar an ihm! Rufet alsdann aus — „was ein Tag nicht thun kann?!"

Christen insgesamt! ich erinnere euch noch weit herzenshochaufgehabener an den Tag, an welchem euer eigentlicher Herr und Meister am Kreutze starb. Legte dieser Tag nicht erst recht den Grund zu eurem Glauben und zu eurer Kirche? So seid doch dankbar, und haltet den Charfreitag auf das höchste in Ehren, und denket, sprechet, höret sprechen, und singet an ihm — „was ein Tag nicht thun kann?!"

So einen Tag, von dem man mit Freuden sagen kann — „was ein Tag nicht thun kann?!" — sich selbst verschaffen, ist freilich das Höchste; man kann aber auch dis zuweilen, sobald man nur will. Mensch, handle so, wie du als Mensch handeln sollst; irgend so ein Tag erscheint gewis für dich. Lerne das Deinige — thu das Deinige — er erscheint, und — wohl dir dann an ihm!

Drei und funfzigste Stunde.

Allerächteste Sittenlehre.

Ich kenne einen Weisen und Edlen — und wer sollte ihn nicht kennen, wie ich? — der sich um die Sittenlehre so hoch verdient gemacht hat, wie um die Glaubenslehre. Aller Wahrscheinlichkeit nach war er in den Verdacht gerathen, als wenn er eine noch laxere und schlaffere Moral einführen wollte, als die war, welche er bei seiner Nation vorfand. So deute ich mir wenigstens seine feierliche Erklärung, daß er aufgetreten wäre, nicht, um das, was er von Sittenlehre antraf, auch noch abzuschaffen, sondern vielmehr, es erst noch recht zu vervollständigen. Er hat Wort gehalten — sowohl über die Tugend an sich, als auch über die Beweggründe zu ihr, und mir ist in beiden Hinsichten keine ächtere Moral bekannt, als die seinige. Hier ist sie — — —

„Nicht genug, daß man sich keine erzgrobe Ausbrüche der Leidenschaften zu Schulden kommen lässt; man soll sich auch keine weniger grobe zu Schulden kommen lassen.“

Zeigen denn nicht oft viel weniger grobe Ausbrüche einen noch weit unmoralischeren Menschen an, als ein einziger erzgrober? Wer ist schlechter — der, welcher in der höchsten Aufgebrachtheit einen wirklichen Mord begeht, dessentwegen er, wenn er zum Besinnen zurückkommt, sich selbst ermorden möchte, oder der, welcher bei kaltem Blute einen Andern hinter dem Rücken verfolgt, und die Verfolgung unaufhörlich fortsetzt? Wer ist schlechter — der, welcher aus Noth einmal wirklich stiehlt, und in dem Augenblick sich selbst sagt, daß er Unrecht ausübe, oder der, welcher Betrügerei und Wucher immerdar treibt, ohne sich's auch nur einfallen zu lassen, daß er damit Unrecht thue?

Gehört nicht auch zu vielen groben Ausbrüchen der Leidenschaften ein zu unmenschliches Herz, oder doch ein zu heftiges Temperament? Wer also noch nicht ganz verwildert ist, wer von Natur weniger heftig gestimmt ward, der ist solcher gar nicht fähig. Desto fähiger aber ist er vielleicht feinerer

Ausbrüche derselben Leidenschaften; wie könnte sich die wahre Sittenlehre daran begnügen, daß er sich blos ienen nicht überlasse? Mus sie ihn nicht ebenfals verurtheilen, wenn er sich diesen überlässt?

Grobe Ausbrüche der Leidenschaften straft die Obrigkeit in der Regel. Kann es also nicht blos Furcht vor obrigkeitlichen Strafen sein, welche macht, daß man sich ihrer enthält? Angenommen aber auch, die Obrigkeit könnte oder wollte ihr Strafamt nicht verwalten; übernimmt es nicht auf der Stelle die bürgerliche Geselschaft? Straft die Geselschaft nicht den mit öffentlicher Schande, der sich grob vergeht? Kann es also nicht blos Furcht vor Schande sein, welche die groben leidenschaftlichen Ausbrüche zurückhält?

Auch die Folgen einer erhaltenen guten Erziehung kommen hier in Betracht. Wer eine gute Erziehung erhielt, den ekelt und mus lebenslang ekeln vor solchen Ausbrüchen; ist er darum aber wahrhaftig ein moralischguter Mensch? Welch ein weites Feld öfnet sich ihm, wenn er sonst will, für die feinere Befridigung seiner Leidenschaften, und wie kann er sich nicht auf diesem Felde herumtummeln!?!

Wahr also, ausgemachtwahr, daß es nicht genug sei, daß man sich keine erzgrobe Ausbrüche der Leidenschaften zu Schulden kommen lasse, sondern daß man sich auch keine weniger grobe, keine feinere, zu Schulden kommen lassen müsse. Aber — auch hiermit ist die allerächteste Sittenlehre noch nicht zufriden. Sie spricht ferner also — —

„Nicht genug, daß man sich weder grobe, noch feine Ausbrüche der Leidenschaft erlaubt; auch die Leidenschaft selbst soll aufgegeben werden."

Kann es eine vernünftigere und natürlichere Forderung der Sittenlehre geben, als diese ist? Sobald von ihr verlangt wird — wie mit Recht von ihr verlangt wird — daß man sich weder erzgrobe, noch weniger grobe, Ausbrüche der Leidenschaften zu Schulden kommen lassen solle, mus sie auch verlangen, daß man den Leidenschaften selbst entsage. Ist eine Leidenschaft gar nicht da — wie könnte sie auf irgend eine Weise ausbrechen? Das Herz sei heilig, so ist das Leben gewis auch heilig.

Mit Entzücken erinnere ich mich hier mehrerer goldenen Aussprüche des Sittenlehrers aller Sittenlehrer, dessen ich vorhin mit Ehrfurcht gedachte.

So ein goldner Ausspruch war es z. B., wenn er sprach — „Pharisäer, reinige nur erst das Inwendige; so wird das Auswendige auch rein sein!“ Ebenso waren es auch goldne Aussprüche, wenn er ausrief — „Wessen das Herz voll ist, davon geht der Mund über“ — „Aus dem Herzen kommen die argen Gedanken, welche zu Mord, Diebstahl, Ehebruch, Verleumdung u. s. w. führen“ — „Jeder nimmt aus seinem Herzensschatze Gutes und Böses hervor, wie es sich darin befindet.“ Auch noch ein goldner Ausspruch von ihm war's, wenn er die Menschen mit Bäumen verglich, und hinzusetzte — „ieder gute Baum bringt gute Früchte.“ Keine blosse moralische Palliatifkur, sondern eine moralische Radikalkur, beabsichtigte er am Menschen, und — dafür werde ihm von Menschen auch ewig gedankt!

Die Leidenschaft selbst mus aufgegeben werden — bei diesem Grundsatze beharrt die ächte Sittenlehre mit Recht. Nicht nur, wenn kein Has da ist, kann auch keine Verfolgungssucht entstehen, die am Ende wohl in wirklichen Mord übergeht — nicht nur, wenn kein Neid da ist, wird man sich auch nicht auf arglistigen Betrug einlassen, der zulezt zum wirklichen Raube führt — nicht nur,

wenn kein hämischer Verdacht da ist, treibt man auch nicht Verleumdung, die endlich zu falschen Zeugnissen in Gerichten geschickt macht — — sondern Has ist auch schon Mord, im Herzen begangen, Neid schon Raub, im Herzen begangen, hämischer Verdacht schon falsches Gerichtszeugnis, im Herzen begangen. Der höchste Richter urtheilt über uns nicht nach dem, was vor Augen ist, oder nach unseren wirklich ausgeführten Handlungen, sondern er sieht das Herz an, und urtheilt über uns nach unserem Wollen, das wir ausgeführt haben würden, wenn wir gekonnt oder gedurft hätten. — —

So belehrt die alleráchteste Sittenlehre über die Tugend an sich selbst; wie belehrt sie über die Gründe zur Tugend?

Sie verwirft keineswegs den Glückseligkeitstrieb ganz, sondern lässt ihm, wenn derselbe nur bei und durch Rechtschaffenheit seine Befridigung sucht, alle Gerechtigkeit widerfaren; weil sie sonst zu einer übermenschlichen Moral werden würde. Der Glückseligkeitstrieb wird dann erst entehrend für Menschen, wenn er sich über Recht und Unrecht wegsetzt, und auch schlechte Handlungen begeht, sobald er seinen Vortheil dabei sieht. Warum sollte

dem Menschen der Beweggrund zur Tugend nicht gelassen werden, welchen er auf das unschuldigste und vernünftigste von Beförderung seines äuserlichen Wohls hernimmt? Jener grosse Sittenlehrer aller Sittenlehrer lies diesen Geund auch stehen, und zeigte sich dadurch als Menschenkenner und als Menschenfreund zugleich. Ein Anderes wär's, wenn er für den einzigen, oder doch für den höchsten Beweggrund zur Tugend erklärt werden sollte, und da würde man es weder mit der Tugend selbst, noch auch mit dem Menschen, gut meinen, wenn man dazu beistimmte. Was wäre das, wenn wir nur tugendhaft sein wollten, weil wir uns dadurch sicher vor äuserlichen Verlusten stellten, oder äuserliche Gewinne dadurch machten? Auf solche Weise hätten wir nicht nur keine eigentliche Liebe zur Tugend selbst, sondern es wäre auch wohl gar zu fürchten, daß wir lasterhaft handeln könnten, um vor äuserlichen Verlusten dadurch uns zu sichern, oder äuserlichen Gewinn dadurch zu erhalten.

Nein, die ächte Sittenlehre hat höhere Gründe zur Tugend, als der ist, welcher von Befridigung des Glückseligkeitstriebes und von Beförderung

des äuserlichen Wohls durch sie hergenommen wird.

Die Würde deiner höheren Natur, spricht sie, erforderts, daß du dich der Tugend heiligst. Du bist Mehr, als alle andere Wesen um dich her; ein sittliches Wesen bist du, und, als solches, ein freies Wesen, das seine Ehre darin suchen mus, sich zu seinem Thun und Lassen selbst bestimmen zu können. Wolltest du dich nun nach den Aussprüchen irgend einer Begierde dabei bestimmen — wie entwürdigtest du dich! Stände es alsdann um dich besser und höher, als um die Thiere? Es wäre ja auch nicht einmal wahr, daß du dich selbst bestimmtest; ist denn deine Begierde Du? Nein, die Vernunft ist Du; bestimme dich also auch immer nur nach ihren Aussprüchen! Dann bestimmst du dich nicht nur wirklich selbst, sondern wirst dich auch immer schön bestimmen; denn die Aussprüche der Vernunft sind immer, wie für das Wahre, so auch für das Gute. Sobald also ein Begierdenausspruch mit einem Vernunftausspruche streitet, befolge diesen, und willige nie in Befolgung eines Begierdenausspruchs eher ein, als ihn die Vernunft gebilligt hat. So dich selbst bestimmend, und dich zum Guten und schön bestimmend, behauptest du

dich ganz in der Würde deiner höheren Natur, und bist wirklich Mehr, als Alles um dich her, wie der grösseste Sittenlehrer sprach.

Du erhebst dich, spricht die ächte Moral ferner, durch Tugend zur vollkommeneren Aehnlichkeit mit Gott; darum heilige dich ihr! Du bist von Natur schon Gott ähnlich — denn du gehörst zu einer übersinnlichen Wesenwelt, in der er der Erste ist; zu dieser Aehnlichkeit hast du aber nichts beigetragen, sondern sie ist blosses Allschäpferwerk. Sie ists iedoch, die dir den Beruf gibt, selbst nach einer noch höheren Aehnlichkeit mit Gott zu streben, die auch dann dein eigenes Werk wird. Dis ist die Aehnlichkeit mit ihm in moralischer Hinsicht. Er ist die Heiligkeit selbst; nimm also auch einen heiligen Sinn an! Dann, nur dann bist du erst im erhabeneren Verstande mit ihm verwandt. — Dieses Motif zur Tugend gebrauchte der Meister im moralischen Unterrichte und im eigenen Leben und Wandel mit grossem Nachdruck für Andere und für sich selbst. Nach göttlicher Vollkommenheit lehrte er streben, und die Ausübung der schwersten Tugenden empfohl er durch die Vorstellung, daß man durch sie ein ächtes Kind des Vaters im Himmel würde. Welch ein erhabener Gedanke ists auch,

dem immer hochähnlicher zu werden, der das Urbild aller Schönheit und Grösse ist! Menschen! habt doch Sinn für diese Alles überwiegende Ehre! So werdet ihr auch Sinn für die Tugend haben!

Du trittst, spricht die allerächteste Moral noch ferner, durch Tugend auch in das dich beseligendste Verhältnis mit Gott ein. Er, der allheilige Weltregirer, erscheint dir, wenn du dich auch heiligest, blos in seiner sanfteren Maiestät; lauter erfreuliche Vorstellungen kannst du von ihm fassen, kannst dergleichen fassen von seiner Macht, wie von seiner Weisheit, von seiner Gerechtigkeit sogar, wie von seiner Barmherzigkeit. Ohne Furcht kannst du ihn als bei dir gegenwärtig denken; mit Herzlichkeit kannst du ihn anbeten, und anbetend dich zu ihm erheben. Alles Gute kannst du mit kindlicher Dankbarkeit aus seiner dich segnenden Vaterhand nehmen; ieder Zukunft kannst du getrost entgegensehen, und sie abwarten, ohne von ängstigenden Besorgnissen nidergeschlagen zu werden. Kann es eine glücklichere Verfassung des Gemüths geben, als diese ist? Der grösseste Sittenlehrer drückte sie mit dem Bilde des Schauens Gottes aus, und verhies diese Seligkeit Jedem, der reines Herzens wäre.

Die ächte Moral nimmt endlich das erhabenste Motif zur Tugend aus der Bestimmung des Menschen zu ewigen Fortschritten in ihr her. Deinem Heiligwerden, spricht sie, ist nirgends ein Ziel gesetzt — gesetzt weder gar durch das Grab am Rande dieser Welt schon, noch auch nur irgendwo in künftigen Welten. Ewig wirst du fortsein, und ewig kannst du heiliger werden. Wie willst du aber iene heiligen Fortschritte thun, wenn du hier nicht schon mit Eifer heilig vorgeschritten bist? Geschah aber dis von dir, so wirst du auf das glücklichste in der Tugend immerwährend wachsen, und Alles wird dir in ienen unabsehlichen Tiefen der Ewigkeiten dazu behülflich sein — Alles von der Einrichtung deines künftigen Körpers an bis auf die Einrichtung der künftigen Welt. So, wie nun deine Heiligkeit ewig zunehmen wird, wird auch deine Seligkeit ewig zunehmen. Du wirst dich an der sich immer mehr ausbildenden Würde deiner höheren Natur auch immer mehr ergötzen, wirst dich zu noch immer vollkommenerer Aehnlichkeit mit Gott erheben, und wirst in noch immer innigerem Verein mit Gott leben. Auf also, und widme dich der Tugend!

Vier und funfzigste Stunde.

Der Mann über Sechzig hinaus.

Es geht nun merklich mit mir bergab, und die besten Jahre meines Lebens sind dahin; aber — das schadet nichts. Wohl mir, daß ich auf meiner Laufbahn so weit bin, als ich bin, und, wenn ich sie heute noch einmal von neuem antreten könnte — ich würde es von mir ablehnen. Lieber eine andere her, die überall zum Höheren führt, ohne davon wieder zurückzuführen, und die für den, dessen Herz für Wahrheit, Recht und Menschenheil schlägt, befridigender und anmuthiger ist. Ich habe das Erdenwesen lange mitangesehen, und, ie länger ich es mitansah, desto mehr fiel auch mein Urtheil darüber dahin aus, daß es unmöglich damit blos abgethan sein könne, und daß, wenn dis der unglückliche Fall sein sollte, es nicht der Mühe werth gewesen wäre, sich so lange darin herumzutreiben. So ists aber nach meinem

Glauben der Fall nicht; dis söhnt mich also mit dem kleinlichen und doch oft so stürmischen Erdenwesen wieder aus. Auch gibts eine Weisheit für das Leben darin, die man bei Zeiten lernen mus, um ruhiger, und am Ende noch wohlbehaltener hindurchzukommen, und ich wollte, daß sie Jeder als Jüngling schon mit auf den Weg durch dasselbe nähme.

„Beschränke dich in deinen Wünschen — die Mehresten davon schlagen doch fehl; hast du also wenigere Wünsche überhaupt, so können dir auch wenigere fehlschlagen. Vielleicht lohnt dich auch das Schicksal für deine Genügsamkeit dadurch, daß dir die, welche du hast, weil du an ihnen nur solche hast, die du mit Recht haben darfst, gewährt werden. Mit Zuversicht rechne aber auf die Erfüllung keines einzigen Wunsches, weil im ungestümen Erdenwesen Alles auf Drang der Umstände ankommt, der oft plötzlich eintritt, oder sich, wie das Wetter durch eine blosse Windwende, gänzlich verändert, und so alle Berechnungen, auch die allergenauesten, falsch macht. Handelst du so in Ansehung deiner Wünsche, so wirst du dich vor vielen unzufridenen Stunden bewahren, welche das Fehl-

schlagen der Wünsche, besonders der zuversichtlich gehegten, anzurichten pflegt."

„Beschränke dich auch in deiner Freude über Güter, welche du im Erdenwesen wirklich schon hast, und in deiner Anhänglichkeit daran. Wie der zuversichtlichste Wunsch dir fehlschlagen kann, so kann sich auch der Besitz wieder in Verlust verwandeln. Alles ist verliehrbar, und geht oft urplötzlich verlohren. Wie würde dir also sein, wenn du etwas, woran du dich ganz gefesselt hättest, einbüsstest, wohl gar schnell einbüsstest? Wie würde dir sein, wenn dir etwas, woran du zu übermässige Freude, oder gar Alleinfreude, hättest, geraubt würde? Mässige also deine Anhänglichkeit an alles Irdische — mässige deine Freude daran; mässige beide bei Zeiten durch die Vorstellung — wer weis, wie bald der Verlust davon eintritt? Tritt dieser dann wirklich ein, so bist du nicht ganz unvorbereitet auf ihn, und er trift dich nicht wie ein Blitz aus einer unbemerkten Wolke, der dich zu Boden schmetterte. Gesetzter wirst du dich über ihn fassen, und nicht verstimmt sein, an andere Güter, die du noch hast, und die dir auch lieb sind, dich zu halten, und auch an ihnen noch Erdenfreude zu haben."

„In deiner Thätigkeit zum Guten auf der Erde aber beschränke dich nicht, sondern las dich blos entgegenwirkende Umstände in ihr beschränken. Sie macht dein wahres Leben aus; zu ihr bist du in dem sonderbaren, oft verkehrten Erdenwesen angestellt, und das Beste, was dir dasselbe verschaft, und nie wieder nehmen kann, ist ia doch nur dein Bewustsein, mitten in seinem Wirwar sehr nützlich zu werden. Arbeite also mit höchster Anstrengung aller deiner Kräfte für menschliches Wohl und gegen menschliches Weh! Las dich davon nicht die Furcht abhalten, daß du dir selbst einen deiner rechtlichsten Wünsche dadurch vereiteln, oder dich selbst in den Verlust eines deiner dir liebsten Güter versetzen könntest, und erhebe dich, wenn die Furcht eintrift, über den vereitelten Wunsch und über den erlittenen Verlust! So wirst du als wirkender Mann den Durchgang durch das Erdenwesen geehrt von besseren Zeitgenossen, und mit der Ueberzeugung, halten, daß du dich geschickt machst, des Eingangs in ein geordneteres Weltwesen zu seiner Zeit gewürdigt werden zu können. Als Greis wirst du dich darüber, daß deine besten Lebensiahre vorüber sind, mit dem Gedanken trösten, daß du sie doch auf das beste verwendet habest, und —

als hoher Greis wirst du dich an den Gesamtüberblick deines geführten edelthätigen Lebens mit einer Freudigkeit halten, die dich schon vor dem Grabe noch zu einem Seligen macht."

So kommt man durch das Leben im kleinlichen, und doch oft stürmischen Erdenwesen ruhiger und am Ende auch wohlbehaltener, hindurch. Uebrigens aber darf auch der Greis, sobald er ein edler Mann ist, sich nicht darüber beschweren, daß das für ihn allmählich schon zu Grunde gehende Erdenwesen keine Freudenquellen weiter für ihn habe. Er thut auch dis gewis nicht, sondern öfnet sie, ohne sich erst auf sie hinweisen zu lassen, sich selbst. Er führe sich nun auch selbst redend darüber ein, wie er dabei zu Werke gehe!

„Mag es immerhin wahr sein, daß ich für Spiel, Tanz, Schmaus, Jagd, Schauspiel und andere Belustigungen wie abgestorben sei; habe ich denn nicht noch die Natur, die Kunst, und die Lektüre? Kann ich für diese nicht noch lebendig sein? O — so will ich's auch sein. Die schöne Natur war mir immer eine köstliche Freudenquelle; wie wohl mir nun, daß sie es war! Nun will ich mich noch erst recht an sie halten. Freilich kann ich keine Berge mehr besteigen, um die himmlischen Aus-

sichten auf die Erdgefilde von da herab zu geniessen; habe ich aber nicht noch die Aussichten in den unendlichen Himmel selbst aus der Tiefe herauf? Freilich kann ich auch nicht einmal kleine Lustreisen in liebliche Landgegenden mehr thun; ist mir aber nicht mein von mir selbst zum Nutzen und Vergnügen angelegter Garten noch besuchbar? Sehesinn, bleib du mir nur treu! Doch, auch auf den Fall, daß du mich verliessest, würde die Natur noch reitzend fur die übrigen Sinne durch ihre Singvögel, Wohlgeruch duftenden Bluhmen, aromatischen edleren Früchte, und die Gefühlsnerven erquickenden Lüfte sein. — Auch war mir die schöne Kunst immer eine köstliche Freudenquelle; wie wohl mir nun, daß sie es war! Nun will ich mich auch noch erst recht an sie halten. Kann ich auch nicht mehr nach entfernteren Kunstwerken mich aufmachen — kann ich auch nicht mehr fremde Kunstsäle und Kunstkabinete in ihren gehabten Vermehrungen wieder besehen; Mitbürger und Reisende, die nach ienen sich aufmachten, und diese wieder besahen, erzählen mir von ihnen, und ich bin dabei auf das angenehmste ganz Ohr. Mancher Freund, zu dem ich noch kommen kann, hat auch wohl wieder neue Kunstsachen erhalten, und lässt sie mich gern bei

sich sehen, oder zeigt sie mir, wenn mir das Kommen zu ihm zu beschwrrlich wird, in meinem eigenen Hause. Bin ich vollends selbst nicht arm an schönen Gemälden z. B., an schönen Kupferstichen, Büsten u. s. w. wie könnte ich mich an ihnen satt sehen? Wie sollte ich sie nicht, wenn ich sie auch schon neun und neunzigmal betrachtet hätte, zum hundertstenmale noch mit Vergnügen betrachten? Sehesinn, bleib du mir nur treu! Doch, auch auf den Fall, daß du mich verliessest, würde die Kunst durch solche Beschreibungen und Relationen von ihr, die sich zur Erregung freudiger Bewunderung eigneten, freudige Bewunderung in mir erregen. — Auch war mir die schöne Lektüre immer eine köstliche Freudenquelle; wie wohl mir nun, daß sie es war! Nun will ich mich noch erst recht an sie halten. Wann hatte ich denn auch mehr freie Zeit zu ihr, als iezt? Was für Schriften ich für lesenswerthe zu halten hätte, darüber war ich als iunger Mann schon mit mir einverstanden; was für neue Schriften solcher Art aber iezt herauskommen, kann ich ia leicht erfaren. Selbst sie zu kaufen habe ich ia auch nicht nöthig; ich kann sie für eine Kleinigkeit geliehen erhalten. Also — recht lesen will ich, um dadurch

immer neue Nahrung für meinen Geist und für mein Herz zu erhalten. Sehesinn, bleib du mir nur treu! Doch, auch auf den Fall, daß du mich verliessest, oder daß mir auch nur das Lesen beschwerlich würde, will ich mir vorlesen lassen; das Vorleseramt bei mir zu verwalten — dazu findet sich gewis bald Dieser, bald Jener."

„Mag es immerhin wahr sein, daß gemischte Geselschaften von Hunderten für mich unzugänglich geworden sind, und daß der eigentliche grosse Haufe für mich ganz aufgehört habe, zu sein — fand ich denn auch wohl iemals das Geringste unter dem grossen Haufen? befand ich mich iemals wahrhaftigfroh in gemischten Geselschaften von Hunderten? Unter wenigen wahren Freunden, ia, bei einem einzelnen derselben, befand ich mich allein herrlich. Wie gut ists nun für mich, daß ich in dieser Stimmung Greis ward. Zwar sind viele meiner älteren Freunde vor mir hingestorben; doch leben noch einige davon, und auf sie kann ich bauen, daß sie mich nicht allein lassen werden — das gleiche Zeitalter, in dem wir uns verbanden, kettet uns auf immer an einander. Die Rückerinnerungen an die grösseren Vorgänge desselben, der Geist, der Geschmack, die Sitten, welche wir

zusammen aus ihm mitnahmen, bürgen dafür. Ich habe aber auch neuere wahre Freunde erhalten, die an die Stelle der abgegangenen traten, darum gern traten, weil ich von ihnen nicht verlangte, daß sie sich ganz nach mir Alten ummodeln sollten. Bei dieser allervernünftigsten Toleranz, die sie mit Recht von mir begehren können, darf ich nur beharren, so beharren sie auch bei mir. Wie ich mich nun immer herrlich unter ienen älteren und diesen neueren Freunden befand, so werde ich mich auch, so lange Bewustsein und Gefühl für mich fortdauern, bei und neben ihnen herrlich befinden. Was fehlt mir denn bei und neben ihnen? Die Welt! Was fehlt mir denn aber, wenn mir diese fehlt? Im Grunde — gar nichts. Bin ich nun vollends so glücklich, eigene Familie zu haben, und bin ich ein wackerer Hausvater für sie gewesen, wie könnte ich als Greis — ich will nicht sagen, über Verlassenwerden klagen — sondern in ihrem steten Ummichsein, oder doch in ihren öfteren Versamlungen um mich her, nicht den hundertfältigsten Ersatz für alle meine Abgeschidenheit von der Welt finden? Für den Edlen kann es keine höhere Geselschaftswonne geben, als im ehrenden Silberhaare im Kreise der Seinigen, seiner Kinder, En-

kel und Urenkel, zu sitzen, von ihnen sich geehrt zu sehen, sie durch Herzlichkeit noch mehr an sich zu ziehen, und, wenn sie aus einander gehen, ihnen so nachzusegnen, als wenn er ihnen so eben den letzten Segen ertheilte."

„Mag es immerhin wahr sein, daß mein Wirken zum Guten ein Ende habe; was bewies ich damit, daß ich's so lange betrieb, als ich's betreiben konnte? Meine Liebe zum Guten! Nun, diese kann ich noch immer beweisen, wenn ich mich über das Gute, das Andere leisten, freue. Diese Freude werde ich mir aber gewis gewähren, wenn es mir mit meinem eigenen Gutesleisten ein Ernst war; denn ob das Gute, sobald ich's nicht mehr leisten kann, von Anderen, oder von mir, geleistet werde — daran kann mir doch wohl alsdann nichts weiter liegen? Liegen mus mir Alles nur daran, daß es geleistet werde; so mus meine Freude darüber, daß es Andere wenigstens leisten, wenigstens auch so gros sein, als wenn ich's selbst geleistet hätte. Kann ich denn nicht auch als Greis Andere noch zum Guten, das ich nicht mehr zu thun vermag, ermuntern? Wenn sie dann den Ermunterungen Gehör geben, und sich edelthätig bezeigen — wie ruhig kann ich deshalb sein, daß mein ei=

genes Wirken ein Ende habe! Und wie — wenn mein früheres Beispiel, das sie gesehen oder gehört hätten, ihnen die höchste Ermunterung zur Thätigkeit für das Gute gewesen wäre? Könnte ich dann nicht auf das höchste darüber ruhig sein, daß es um meine nützliche Thätigkeit gänzlich geschehen sei? Ich wäre ja dann in ihnen noch immer hochthätig."

So öfnet sich der gebildete und edle Greis selbst die Freudenquellen, welche das allmählich schon für ihn zu Grunde gehende Erdenwesen ihm noch darbietet. Man lasse mich in seinem Nahmen noch hinzusetzen — —

„Der Eintritt des wirklichen totalen Vergangs des Erdenwesens sogar wird mir zur schönsten aller Freudenquellen, welche dieses so bedrängte Weltwesen in sich enthält. Je näher er kommt, desto näher rücke ich an ein vollkommeneres Weltwesen, und, wenn er wirklich erfolgt, gehe ich in dasselbe über. So glaubte ich als Mann schon; je mehr ich mich dem Greisesalter näherte, desto inniger glaubte ich so. Schön, schön, daß mit dem Alter auch dieser Glaube steigt! Kann es aber auch wohl anders sein? Mus der, welcher das Nachdenken über sich selbst eifrig trieb, nicht, je

näher ihm die letzten Stunden seines Aufenthalts im Erdenwesen kommen, sobald er noch bei Geistesgegenwart ist, auch den Gedanken in desto höherer Klarheit und Deutlichkeit denken, daß es mit diesem Erdenwesen für ihn nicht abgethan sein könne? — Komm mir also recht nahe, du mein Todestag! Ich segne dich ietzt schon, weil ich es nun immer gewisser glaube, daß ich dich ewig segnen werde."

Fünf und funfzigste Stunde.

Eindrücke, die es auf uns machen soll, wenn uns ganz unerwartet grosses Gutes oder Böses begegnet.

Wo ist ein Menschenleben — und wenn es auch der geringsten eins wäre — in welchem nicht ganz unvermuthete gute und böse Vorgänge von Wichtigkeit sich ereigneten? Sie sind es dann aber auch, die vor allen andern die rechten Eindrücke auf uns machen müssen.

Was ist gewöhnlicher, als daß dieienigen, welchen ganz unvermuthet grosses Gutes begegnet, stolz und übermüthig dadurch werden, und gleich nach der Vorstellung greifen, daß sie das Schicksal selbst damit öffentlich und feierlich für die verdienstvollesten Menschen erkläre? Sie brüsten sich dann gegen Andere, denen es nicht so geht, und am meisten gegen dieienigen, welchen unerwartet grosses Böses begegnet, und erklären diese ohne

Weiteres für Gestrafte, wie sich für Belohnte. Nicht so will ich in dergleichen begünstigenden Fällen handeln. Der erste Eindruck vielmehr, welchen grosses Gutes, das mir unerwartet begegnet, auf mich macht, soll darin bestehen, daß ich Nachfrage im Stillen und recht ernstlich bei meinem Gewissen darüber halte, ob ich desselben auch werth sei. Dis gleich als ausgemacht vorauszusetzen, darauf lasse ich mich nicht ein. Warum sollte ich denn nicht auch gern die Bestätigung davon von meinem Gewissen hören wollen? Ich thäte mir ia selbst dadurch den offenbarsten Schaden, und brächte mich um herzlichen Genus des erhaltenen Guten, der alsdann nur Statt finden kann, wenn ich gewis überzeugt bin, daß ich es verdiente. Wie aber, wenn ich desselben nicht werth wäre, aber doch mir einbildete, es zu sein? Würde ich da die geringste Anstalt machen, es noch nachzuverdienen zu suchen, und wäre die Nachlässigkeit hierin nicht für meine Moralität höchst verderblich? Die Entdeckung einer solchen Unwürdigkeit kann mir aber nur mein Gewissen machen, und so halte ich auf ieden Fall erst iene grosse Nachfrage bei ihm. Spricht dann das Gewissen — „ia, du bist des Guten werth" — so will ich es mit

menschlichster Zufridenheit geniessen; spricht es aber — „du bist des Guten nicht werth" — so will ich Alles thun, um meine Moralität zu retten, und mir eifrigst angelegen sein lassen, desselben noch werth zu werden. Jene Nachfrage ist also in ieder Hinsicht für mich von höchster Wichtigkeit, und darum will ich sie so scharf anstellen, wie ich nur eine Untersuchung über fremde Würdigkeit anstellen könnte. —

Bin ich denn aber auch etwa so unbekannt mit dem menschlichen Leben, daß ich nicht wissen sollte, daß auch Wechsel in Ansehung des Unerwarteten darin Statt finde? Nein, ich weis mehr, als zu gut, daß auf unvermuthetes grosses Gutes auch wieder unvermuthetes grosses Böses folge, und zwar oft sehr bald. Der zweite Eindruck, welchen erhaltenes Gutes der Art auf mich macht, soll also dis sein, daß ich mich an diesen Wechsel lebhaft erinnere. Die blosse Erinnerung an ihn wird schon den Nutzen für mich haben, daß ich das Gute nicht übergeniesse; es soll aber an ihr auch nicht genug sein, sondern sie soll in den Vorsatz übergehen, einst, wenn grosses Böses unvermuthet über mich kommt, auf das grosse Gute, das unerwartet über mich kam, dankbar abzurech-

nen, und zu denken, daß ich, wenn das Schicksal einmal ausserordentlich mir wohl wollte, und ich nicht unzufriden darüber ward, auch nicht unzufriden darüber werden müsse, wenn das Schicksal einmal wieder ausserordentlich mir übel will, sondern den Wechsel gutmüthig zu ertragen habe. Diesen Vorsatz will ich mit einer solchen Wärme fassen, daß ich mich auf meine Treue gegen ihn zu seiner Zeit fest verlassen könne. —

Dergleichen Gutes, wovon hier die Rede ist, ist ausserordentliches und überraschendes Gutes, das ich dem Schicksale selbst nicht wiedervergelten kann, das ich doch aber wiedervergelten mus. Widerfährt mir also ein solches, so soll es auch noch den Eindruck auf mich machen, daß ich mich zu ausserordentlichem Guten gegen Andere bestimme. An gewöhnlichen Hülfsleistungen und Segenstiftungen will ich dann nicht genug haben, sondern, so weit ich kann, noch über die Grenzen derselben hinausgehen. Auch will ich's dabei halten, wie es das Schicksal mit mir hielt; ich will die, denen ich ausserordentliches Gutes erzeige, auch damit überraschen. Dem mich liebenden Freunde will ich einen Dienst von Belang, welchen er von mir zu begehren zu bescheiden war,

leisten, ohne vorher ein Wort davon gegen ihn fallen zu lassen. Dem blossen Mitbürger, mit dem ich in keinen näheren Verbindungen stehe, will ich die wesentliche Hülfe, deren er bedarf, erzeigen; er wird sich durch sie recht überrascht finden. Dem Feinde will ich hochnützlich werden, er wird sich damit noch überraschter finden. In der That, wenn ich auch selbst das grosse Gute, womit mich das Schicksal überraschte, unverdienterweise erhalten hätte, wie könnte ich vollkommenere Wiedervergeltung leisten, als so? — —

Dies sind die rechten Eindrücke, welche ganz unvermuthete gute Vorgänge von Wichtigkeit für uns auf uns machen sollen; welche Eindrücke sollen nun böse Vorgänge der Art in unserem Leben auf uns machen?

Was ist gewöhnlicher, frage ich mit Recht hier wieder, als daß diejenigen, welchen ganz unerwartetes grosses Böses begegnet, ungestüm und wild dadurch werden, und gleich nach der Vorstellung greifen, daß das Schicksal damit die grösseste Ungerechtigkeit an ihnen begangen habe? Sie beneiden dann Andere, denen es nicht so geht, und am meisten diejenigen, welchen unerwartet grosses Gutes begegnet, und erklären diese ohne Weiteres

für Kinder, die das Schicksal blos verzieht, wie sich für Kinder, die das Schicksal blos ausmerzt. Nicht so will ich in dergleichen ungünstigen Fällen handeln. Der erste Eindruck vielmehr, welchen grosses Böses, das mir unerwartet begegnet, auf mich macht, soll darin bestehen, daß ich Nachfrage im Stillen und recht ernstlich bei meinem Gewissen darüber halte, ob ich dasselbe nicht verdient habe. Dis gleich als ausgemacht anzunehmen — darauf lasse ich mich ebenfals nicht ein. Warum sollte ich denn nicht auch gern die Widerlegung davon von meinem Gewissen hören wollen? Ich thäte mir ia selbst dadurch den offenbarsten Schaden, und brächte mich um männlichen Gleichmuth und Anstand bei dem erhaltenen Bösen, der alsdann nur Statt finden kann, wenn ich gewis überzeugt bin, daß ich es nicht verdiente. Wie aber, wenn ich desselben werth wäre, aber doch mir einbildete, es nicht zu sein? Würde ich die geringste Anstalt machen, mich von der Verdientheit zu entledigen zu suchen, und würde die Nachlässigkeit hierin meine Moralität nicht noch tiefer senken, als sie schon gesunken wäre? Die Entdeckung einer solchen häslichen Würdigkeit kann mir aber nur mein Gewissen machen, und so thue ich auf ieden Fall erst ie-

ne grosse Nachfrage bei ihm. Spricht alsdann das Gewissen — „du bist des Bösen n i c h t würdig" — so will ich es auf das unbefangenste so weit über mich ergehen lassen, als es soll; spricht es aber — „i a, du bist des Bösen würdig" — so will ich Alles thun, um mich zu bessern, und dadurch die häsliche Würdigkeit wieder von mir zu entfernen. Jene Nachfrage ist also in ieder Hinsicht für mich von höchster Wichtigkeit, und ich will sie so streng anstellen, wie ich nur eine Untersuchung über f r e m d e Verdientheit anstellen könnte. Besonders soll die Nachfrage sich darauf richten, wie ich grosses Gutes, das mir schon unerwartet begegnete, aufgenommen und angewendet habe. Hätte ich's stolz aufgenommen und schlecht angewendet, so müste ich das grosse Böse, das mir nun begegnete, als verdiente Strafe betrachten, und unter Schamröthe noch den letzen Versuch des Schicksals, mich zu bessern, darin erblicken. Hätte ich's aber mit gebürender Bescheidenheit aufgenommen und gebürend angewendet, so könnte ich um so herzlichunbefangener das mir nun unerwartet begegnende grosse Böse über mich ergehen lassen. —

Ich bin, wie gesagt, mit dem menschlichen Leben bekannt genug, um zu wissen, daß auch in

Ansehung des Unerwarteten Wechsel in ihm Statt finde, und daß auf unvermuthetes grosses Böses auch wieder unvermuthetes grosses Gutes folge, und zwar oft sehr bald. Der zweite Eindruck, welchen erhaltenes Böses der Art auf mich macht, soll also dis sein, daß ich mich auch an diesen Wechsel lebhaft erinnere. Die blosse Erinnerung an ihn wird schon den Nutzen für mich haben, daß ich am Arme der Hofnung dem Bösen nicht untersinke; es soll aber auch an ihr nicht genug sein, sondern sie soll in den Vorsatz übergehen, einst, wenn grosses Gutes unerwartet mir zu Theile wird, des grossen Bösen, das unerwartet mir geschah, dankbar zu vergessen, und zu denken, daß ich, wenn das Schicksal einmal ausserordentlich mir übel wollte, und ich ihm Vorwürfe darüber machte, dann wenigstens, wenn das Schicksal einmal wieder ausserordentlich mir wohl will, iene Vorwürfe nicht mehr zu rechtfertigen suchen dürfe, sondern den Wechsel als wackeren Ersatz anzusehen habe. Diesen Vorsatz will ich ebenfals mit einer solchen Wärme fassen, daß ich mich auf meine Treue gegen ihn zu seiner Zeit fest verlassen könne. —

Dergleichen Böses, wovon hier die Rede ist, ist ausserordentliches und überraschendes Böses, wofür man sich, weil man sich am Schicksale selbst nicht rächen kann, sich aber doch dafür rächen zu müssen glaubt, an Andern zu rächen pflegt. Man hält sich durch selbiges für berechtigt, nicht nur von ausserordentlichem Guten abzulassen, sondern auch seine heiligsten Pflichten zu übertreten, und also sogar ausserordentliches Böses zu thun, womit die, welche es trift, sich schrecklich überrascht finden müssen. Gewis der verabscheuungswürdigste Eindruck, welchen unerwartetes grosses Böses auf menschliche Gemüther machen kann! Auf mich soll solch Böses, das mir begegnet, vielmehr den Eindruck machen, daß ich, statt auf irgend eine Art von Rache zu denken, vielmehr auf Aussöhnung des Schicksals mit mir denke, und so handle, daß ich wenigstens die rechtmässigsten Ansprüche auf sie machen dürfe. Rache ist überhaupt entehrend; Rache aber an unschuldigen Gegenständen vollends ist höchstentehrend. Was können denn die, welchen ich ausserordentliches Gutes erzeigte, oder noch erzeigen könnte, dafür, daß mir durch eine Art von Zufall ausserordentliches Böses geschah? Ich will also ienes fortsetzen, und dieses doch an-

fangen, sobald ich Kräfte dazu behalte. Und — wie könnte ich vollends wirkliche Pflichten übertreten, darum übertreten wollen, weil mir solch Böses widerfuhr? Wäre es nicht, als suchte ich zu verdienen, daß mir nächstens wieder dergleichen widerführe? Nein, Niemand soll durch meine Schuld dabei leiden, daß ich leide; hätte es aber Mancher schon befürchtet, daß er dabei leiden würde, so soll er sich durch die erfarne Vergeblichkeit seiner Furcht so angenehm überrascht finden, als ich mich unangenehm überrascht fand, da mich das grosse Böse unerwartet begegnete. — —

Dis sind die rechten Eindrücke, welche ganz unvermuthete böse Vorgänge von Wichtigkeit für uns auf uns machen sollen . . .

Man hilft seinem Herzen dabei sehr auf, daß es sich in allen unerwarteten grossen Ereignissen, sie mögen begünstigend, oder ungünstig sein, den rechten Eindrücken öfne, wenn man sie nicht nur, wie alle andere Ereignisse, in Abhängigkeit von einem höchsten Weltregirer überhaupt, sondern auch noch in ganz besonderer Abhängigkeit von ihm, sich denkt. Die Ehrfurcht für ihn versetzt alsdann gewis in die dazu gehörige Gemüthsverfassung. Sollten wir denn aber nicht durch Nachdenken zu

dem Glauben an diese ihre ganz besondere Abhängigkeit von ihm leicht kommen können? Nicht das, was wir vorhersehen, und dessen Zusammenhang wir auch in voraus schon anzugeben wissen, sondern gerade das, was wir Zufall nennen, beweiset sein Sein und sein Wirken, und mus am meisten unter ihm stehen. Bei Allem, was in das erstere Fach einschlägt, wirken wir Viel mit, und so scheint's nicht nur, als regirten wir mit, sondern es verhält sich auch wirklich so; sobald aber etwas in das Fach des sogenannten Zufalls einschlägt, wobei wir nicht mitwirken, also auch nicht mitregiren — wer regirt da? Der Zufall etwa? also der Zufall über sich selbst? Mir ist der Glaube unendlichvernünftiger, daß er regirt werde. Von wem aber anders, als von dem, der über Alles das Oberregiment führt? und zwar — von ihm ganz allein.

Sechs und funfzigste Stunde.

Ganzer und halber Kölerglaube.

Der Ursprung des Ausdrucks „Kölerglaube" ist mir bekannt genug. Vermöge desselben würde es freilich nur Kölerglaube sein, wenn man glaubte, was die Kirche glaubt, ohne einmal zu wissen, was sie glaube — so, daß man im Grunde gar nichts glaubte; ich will dis aber blos den ganzen Kölerglauben nennen. Es gibt nehmlich ausserdem auch noch einen halben, der darin besteht, daß man zwar wisse, was die Kirche glaubt, aber es auch darum nur glaube, weil es die Kirche glaubt, und glauben lehrt.

Man würde sehr irren, wenn man wähnte, daß der ganze Kölerglaube seit Luthers Zeiten verschwunden sei. In seiner völligen alten Form existirt er noch häufig in den nidrigsten Ständen, in welchen man die Leute zu Tausenden fragen kann, was sie glaubten, ohne darauf eine bessere

Antwort zu erhalten, als die war, welche Luther vom Köler erhielt. Gehabte Abhaltung vom Religionsunterrichte in der Jugend, und eine daher entstandene und hernach durch eine bedrängte äuserliche Lage, in der man nur immer unaufhörlich für körperliche Fortdauer sorgen muste, noch vermehrte Indolenz gegen alles Ubersinnliche erklären diese in unsern Zeiten, die die Zeiten der Aufklärung heissen, auffallende Erscheinung zur Genüge. Jedoch — auch hieran ists nicht genug; in einer neuen Form zeigt sich der ganze Kölerglaube iezt auch sogar in den höheren Ständen. Zu irgend einer Kirche wenigstens sich äuserlich zu bekennen, rechnet man noch unter die Dinge, welche zur Konvenienz gehören — gleichviel aber, zu welcher, wenn man nur seinen Hang zur Sinnlichkeit befridigen kann — und so bekennt man sich nach Umständen zu dieser oder iener Kirche, ohne weiter Notiz davon zu nehmen, was sie glaube. Diese Art von ganzem Kölerglauben ist weit verächtlicher, als die ursprüngliche, welche doch wenigstens die Treuherzigkeit noch zur Seite hatte.

Wär's denn aber auch wohl in unsern Zeiten genug, wenn es keinen ganzen Kölerglauben mehr gäbe? Sollt's nicht auch keinen halben

mehr geben? Wie wacker traten die neueren Schulreformatoren in die Fusstapfen der älteren Kirchenreformatoren ein, und lehrten nicht nur das Was, sondern auch das Warum des Glaubens, und zwar letzteres auf eine für vernünftige Wesen anständigere Weise! Sie setzten nehmlich nicht bei iedem Lehrsatze, welchen sie vortrugen, das ewige Einerlei hinzu — „so müsset ihr darum glauben, weil die Kirche so glaubt, oder — welches dasselbe ist — weil's geschrieben steht" — sondern bewiesen ieden besondern Satz auch aus den besondern Wahrheitsgründen, welche die Vernunft für ihn hatte. Auf solche Weise ward auch der halbe Kölerglaube seiner Herrschaft verlustig, und ein vernünftiger Glaube — dieser einzigrechte Glaube — hub an, an seiner Stelle zu herrschen. Jetzt fängt man an, ihm wieder das Wort zu reden, und möchte ihn gern wiedereingeführt sehen; es ist aber dem Geiste des Zeitalters zuzutrauen, daß alle dahin abzweckende Machinationen fruchtlos bleiben werden.

Die Gründe, aus welchen man ihm das Wort redet, sind — die Kirche wäre durch die Einführung des Vernunftglaubens um ihr Ansehen gekommen, und aus dem Glauben wäre Unglauben ge-

worden . . . Mir scheint's, als schöbe man die Kirche nur vor, und als wollte man eigentlich sagen, die Lehrer wären um ihr Ansehen gekommen. Wenn hiermit das despotische Ansehen gemeint ist, das sie sich anmaßten, wenn sie im Nahmen der Kirche zu glauben befohlen, so hat die Sache ihre völlige Richtigkeit; gebührte ihnen denn aber so ein Ansehen, und ist es nicht schön, daß sie endlich um selbiges gekommen sind? Hätten sie sich nicht mit Lehrerbescheidenheit daran erinnern sollen, daß selbst in ihren heiligen Urkunden ihnen verboten worden sei, über die Gewissen zu herrschen? Hätten sie es nicht beherzigen sollen, daß selbst in diesen Urkunden die Vernunft nicht an die Kirche, sondern die Kirche an die Vernunft, gewiesen werde? Wäre aber das edlere Ansehen gemeint, so ist die Behauptung falsch, und der Vernunftglaube hat dieses nicht ernidrigt, sondern vielmehr erhöhet. In welcher Ehrwürdigkeit erscheint ein Lehrer, wenn er nichts, als vernunftmässige Lehren, vorträgt, und sie mit Wahrheitsgründen so zu beweisen weis, daß ihm seine Schüler und Zuhörer mit ihrem Glauben daran gleich freiwillig entgegenkommen! Mehr Arbeit hat er freilich dabei, als wenn er halben Kölerglauben betriebe; aber auch dadurch, daß er

diese Arbeit gern übernimmt und eifrig besorgt, bekommt er ia ebenfals noch ein schönes Ansehen . . .

Was den andern Vorwurf betrift, daß durch Einführung des Vernunftglaubens aus dem Glauben Unglauben geworden wäre, so hat er auch seine völlige Richtigkeit, wenn man unter dem Unglauben den Unglauben an gewisse Kirchendogmen versteht, die die Vernunft nicht für sich, sondern wider sich, haben. Ja, das ist wahr — diese wurden aufgegeben; ists denn aber nicht auch schön, daß sie aufgegeben wurden? Wer hatte sie denn in die Kirche gebracht? Unwissende, der Schrift unkundige, mit der Vernunft unversöhnliche, streitsüchtige und in die dürre Scholastik verliebte Männer! Sollte die Kirche nicht späteren gelehrteren, in der Schrift erfarneren, mit der Vernunft im Bunde stehenden, friedliebenden und der Scholastik abgestorbenen Männern Dank dafür zollen, daß sie selbige aus ihr wieder herausbrachten? Waren es denn nicht von ieher nur diese Dogmen, welche ihr Spott und Lästerung von aussenher zu Wege brachten? Verstände man aber unter Unglauben, der aus dem Glauben geworden wäre, Unglauben überhaupt, so ist die Behauptung ebenfals falsch. Herrschte ietzt in der That

wirklicher Unglaube, so wäre die Ursache davon ganz anderswo zu suchen, nehmlich — in dem Ueberhand nehmenden Hange zu blosser Sinnlichkeit, bei dem man sich aus dem Uebersinnlichen nichts macht, und in der Zügellosigkeit der Sitten, bei der man nur durch Aufgabe alles Glaubens sich wohl befinden kann. Ich will aber nicht darüber absprechen, ob wirklicher Unglaube iezt herrsche; im ganzen Ernst aber spreche ich darüber ab, daß, wenn der Unglaube noch nicht herrschte, die Wiedereinführung des halben Kölerglaubens ihn gewis erst herrschend, und, wenn er schon herrschte, ihn gewis noch herrschender machen würde.

Gar kein Kölerglaube — rufe ich aus — weder ganzer, noch halber! Auch der halbe ist entehrend. Ein Vernunftwesen soll nichts glauben, als was sich ihm durch Vernunftgründe als glaubwürdig empfiehlt; richtet es sich nicht nach dieser natürlichen Vorschrift, so verleugnet es seine hohe Würde. Welch ein sündlicher Plan also wär's, die Menschheit im Grossen durch Wiedereinführung des halben Kölerglaubens dahin bringen zu wollen, daß sie zu so einer heillosen Verleugnung hinsänke! Will man nicht etwa auch gar den ganzen Kölerglauben wiedereinführen? Wie kann man wohl es

vor sich selbst verantworten, auf solche Weise den vorhandenen Segen einer Kirchenreformation sogar zerstören zu wollen, deren Anfänger vielmehr wollten, daß sie noch immer fortschreiten möchte?

Der halbe Kölerglaube war aber auch nie gefärlicher, als iezt. Wer ihm ergeben ist, der mus iezt stets auf seiner Hut sein, daß er nicht unter Leute gerathe, die sich von ihm losgemacht haben, und — wie will er dis verhindern, da die Zahl derselben iezt so gros ist? Sobald er aber unter sie geräth, spotten sie seines Kölerglaubens, und machen's ihm handgreiflich, daß ihr Spott gegründet sei. Fühlt er den Spott nicht — o wehe ihm! dann schickte er sich in der That zum ganzen Köler. Fühlt er ihn aber, und wohl gar tief — was wird geschehen? Der Spott, welcher doch nur seinen Kölerglauben trift, wird ihm vorkommen, als beträfe er Glauben überhaupt, und, da er einsehen mus, daß er irgend etwas Unerweisliches geglaubt habe, so wird er alles Uebrige, was er glaubt, weil es ihm nie erwiesen war, auch für unerweislich halten, und gleichgültig dagegen werden. Das Unheil aber, welches die Wiedereinführung des halben Kölerglaubens iezt für die Menschheit im Grossen anrichten dürfte, ist kaum zu über-

sehen. Die Vernunft hat sich nun einmal vom Gängelbande des Kölerglaubens los gemacht, und dürfte sich schwerlich wieder an dasselbe begeben; auch hat sie sich überhaupt schon zu weit ausgebildet, als daß ein Glaube ohne Beweise aus ihr selbst für sie passte — was würde also auch geschehen? Mit so einem Kölerglauben könnte es die Menschheit nicht wieder halten, und sollte es doch mit ihm halten; so würde sie es für das Räthlichste finden, sich lieber um gar keinen Glauben weiter zu bekümmern, und Kirche Kirche sein zu lassen.

Der halbe Kölerglaube macht so intolerant, wie der ganze. Bei ihm weis man zwar, was die Kirche glaubt, man glaubt es aber nur darum mit, weil's die Kirche glaubt; man hält sie also in allen ihren Dogmen für untrüglich. Dieser Irthum erzeugt auf der Stelle einen anderen, nehmlich den, daß Jeder schlechterdings so glauben müsse, wie die untrügliche Kirche zu glauben gebietet. Nun ist die Intoleranz da. Man erklärt die, welche sich den Aussprüchen der Kirche nicht schlechthin unterwerfen wollen, für Abtrünnige; man glaubt, Zwangsmittel gegen sie gebrauchen zu dürfen, daß sie sich unterwerfen; man sagt ih-

nen, wenn Alles nichts hilft, Liebe und Freundschaft, wohl gar die ersten Pflichten der Menschlichkeit, auf. O wie froh waren doch Alle, die es mit der Menschheit gut meinten, als die Zeiten der kirchlichen Intoleranz vorüber waren, die so viele Greuel angerichtet hatten! Wie? und diese Zeiten sollten zurückkehren? Gewis aber würden sie es, wenn der halbe Kölerglaube wiedereingeführt würde. Mit ihm zugleich entwichen sie; mit ihm zugleich würden sie wiedereintreten. Wohin denken also die, welche ihm iezt wieder das Wort reden?

Doch, man kann sich auf der einen Seite, wie gesagt, auf den Geist des Zeitalters, und auf der anderen auf den Genius des Glaubens, verlassen, daß alle neuere Schuz- und Lobreden und Schuz- und Lobschriften für ihn und auf ihn nichts fruchten werden. Alles, was etwa bewirkt werden könnte, würde dis sein, daß sich die Leute in den nidrigsten Ständen, welche iezt sogar noch dem ganzen Kölerglauben in seiner völligen alten Form ergeben sind, sich zur Annahme des halben bereitwillig zeigten; auf die Gebildeteren in allen Ständen aber mache man ia keine Rechnung dabei! Diese würden immer dafür sorgen, daß ihre

Kinder einen solchen vernunftmässigen Glaubensunterricht erhielten, wie der war, den sie erhielten, und würden sich für ihre Personen immer so viel, als möglich, von solchen Lehrvorträgen zu entfernen suchen, die im Geiste des neuen halben Kölerglaubens gehalten würden. Auch würde es noch immer wackere Lehrer in Kirchen und Schulen geben, die in den neuen Kölerglaubenston einzustimmen sich nicht bequemten, und die dadurch die Zierde ihres Standes blieben.

Man rühme es immerhin dem halben Kölerglauben nach, daß, so lange man ihm zugethan gewesen wäre, die Zeiten auch gut gewesen wären; er verdient diesen Ruhm nicht. Waren die Zeiten, in welchen er herrschte, wirklich gut, so waren sie's nicht durch ihn, sondern aus ganz andern Ursachen; Liebe und Treue, Rechtschaffenheit und Menschlichkeit, einfachere Lebensweise und Genügsamkeit bei Betriebsamkeit, schufen sie. Inzwischen hat es auch, während daß er herrschte, schlimme Zeiten genug gegeben. Wenn es wahr ist, wie es wahr ist, daß Krieg allein schon böse Zeiten mache — wer kennt nicht den dreissigiährigen Krieg und die schrecklichbösen Zeiten in ihm? Ebenso hat es auch, nachdem iener Glaube sein Regiment hatte nider-

legen müssen, gute Zeiten gegeben; wer erinnert sich nicht mit Freuden an die Jahrzehende nach dem siebenjährigen Kriege? Ich bin lebendig überzeugt, daß, wenn Liebe und Treue, Rechtschaffenheit und Menschlichkeit, einfachere Lebensweise und Genügsamkeit bei Betriebsamkeit aus der Vorwelt zu uns zurückkehrten, und — dann sich statt des Kölerglaubens Vernunftglaube an sie schlösse, die Zeiten so gut werden würden, wie sie noch nie gewesen wären. Gesorgt wäre dann wenigstens auf allen Seiten für die Menschheit — sowohl für ihr äuserliches, als auch für ihr ihr inneres Heil — und ihr grosser unsichtbarer Vorsteher würde diese Fürsorge gewis nicht blos seines Beifalls, sondern auch seines Segens, würdigen.

Sieben und funfzigste Stunde.

Leidensgrösse.

Es zeigt eine grosse Seele an, wenn man als Leidender keines fremden Trostes bedarf, sondern sich selbst zu trösten weis. Als Glücklicher keines Glückwünschens Anderer bedürfen, ist nichts dagegen; ia, man könnte schier sagen, daß es eine schlechte Seele anzeigte. Wenn dir nicht daran liegt, daß Andere dir dein Glück gönnen, und dich davon überzeugen, daß sie dir es gönnen, so bist du des Glücks kaum werth. Das bidere Gratuliren guter Menschen, besonders deiner Freunde, mus dir seinen Genus erst recht erhöhen. Aber — im Leiden keines fremden Trostes bedürfen — dis ist etwas von Belang, von schönem Belang. Alles alsdann in sich selbst zureichend finden, was nöthig ist, um bei frommen Duldersinn und bei Muth zu bleiben — ia, dis, ach dis verkündigt den grossen Mann.

Noch eine grössere Seele zeigt es an, wenn man als Leidender, der keines fremden Trostes bedarf, auch noch andere Leidende trösten kann. Als Glücklicher sich auch über das Glück Anderer freuen, was gehört dazu weiter, als blosser Hang zur Jovialität? Ja, man kann mit Recht sagen, daß es eine schlechte Seele verrathe, wenn man sich hierzu nicht geneigt zeigte. Willst du denn etwa allein glücklich sein? Willst du, da du keinen Neid auszuüben nöthig hast, doch wenigstens Misgunst ausüben? Das Glücklichsein unter anderen Glücklichen sollte dich ia doch erst wahrhaftig-glücklich machen. Aber — in eigenen Leiden auch sogar noch andere Leidende trösten können — dis ist etwas von sehr grossem, von sehr schönem Belange. Nicht daran denken alsdann, daß man selbst in Noth sei, sondern nur Andere in ihrer Noth vor Augen haben, und auf ihre Beruhigung eifrig bedacht sein — ia, dis, ach dis verkündigt den noch grösseren Mann.

Die allergrösseste Seele zeigt es an, wenn man als Leidender, der keines fremden Trostes bedarf, sogar dieienigen über seine Leiden trösten kann, von denen man eigentlich über sie getröstet werden sollte, die aber selbst über sie untröstlich sind. In einer

solchen Lage ists gleichsam, als müste sich Alles vereinigen, um den Muth völlig zu Boden zu strecken. Wer da den Muth aufrecht erhält, so aufrecht erhält, daß er denen, von welchen er nehmen sollte, und die auch gern gäben, wenn sie hätten, noch geben, aus sich selbst geben kann, was sie brauchen, um nicht zu verzagen — der, der ist der Allergrössesten Einer. Dergleichen Herrlichgrosse fand man immer, und auch noch — freilich nicht haufenweise, aber doch einzeln. Die Geschichte der Freundschaft dokumentirt diese Behauptung — die Familiengeschichte noch mehr. Welch ein Mann von erster Grösse ist ein frühsterbender Vater, der überaus gern bei Frau und Kindern noch bliebe, der aber alle seine Thränen darüber, daß er schon von ihnen müsse, in sich zurückpresst, und sich's angelegen sein lässt, die Thränen, welche Frau und Kinder um ihn her vergiessen, zu stillen! Dis ist Leidensgrösse in ihrem höchsten Grade. — —

Wer aber auch nur in dem ersten der drei angeführten Grade sie an sich aufzeigen können will, der sorge vor allen Dingen dafür, daß er, wenn er iemals in grosse Leiden geriethe, alsdann nicht zu sich sagen müsse, daß ihm durch sie Recht ge-

schehe! Sonst gäbe es nicht einmal wahren fremden Trost für ihn; wie sollte er aber vollends Trost aus sich selbst nehmen können? Auf die Weise etwa, daß sich doch nun kein Anderer rühmen dürfe, ihn unglücklich gemacht, und so Superiorität über ihn bewiesen zu haben? O wie würde er dann Anderen diesen häslichen Ruhm lieber gönnen, als sich! Wie würde er wünschen, daß er seinen Freunden, die ihn warnten, Superiorität über sich eingeräumt, und ihren Warnungen Gehör gegeben haben möchte! Statt also aus sich Trost zu schöpfen, würde er Selbstverdammung schöpfen, die ihm sein Leiden erst noch recht überschwer machen würde. Wird es aber der Fall sein, daß er einst als Leidender erscheint, der zwar sich selbst in seinen unglücklichen Zustand versetzte, der sich aber freiwillig in ihn versetzte, um grosses Gutes zu stiften, oder doch, weil er sonst kein rechtschaffener Mann bleiben konnte — o wie wird er dann herrlichen Trost aus sich selbst schöpfen! Er hat seiner höheren Bestimmung gemäs gehandelt; er hat sein Bestes, seine Tugend, wie aus dem Feuer, gerettet.

Wer Leidensgrösse auch nur in dem ersten der drei angeführten Grade an sich aufzeigen können

will, der suche sich auch bei Zeiten an Submission gegen das Unabänderliche im Menschenleben zu gewöhnen! Es gibt ia in der That viel dergleichen Unabänderliches; was für ein Benehmen dagegen rathet uns die Vernunft? „Wenn du offenbar gleich einsiehest, daß etwas unabänderlich sei, so mache auch nicht einmal einen Versuch, es abändern zu wollen; du must nichts thun, was geradezu ganz vergeblich ist. Siehst du aber nicht offenbar gleich ein, daß etwas unabänderlich sei, so mache Versuche, wenn dergleichen in deiner Gewalt sind, es abzuändern; sobald du aber Alles, was du, ohne dein Gewissen zu verletzen, thun kanust, unnützerweise gethan hast, so gib alle weitere Versuche auf; du must nichts fortsetzen, was sich dir durch Erfarung wenigstens als ganz vergeblich darstellt. Im ersteren Falle submittire dich dem Unabänderlichen gleich — im letzteren doch noch zu rechter Zeit!" Wer diesen Rath der Vernunft frühzeitig zu befolgen anfängt, und sich so an Submission gegen das Unabänderliche gewöhnt, der wird sich auch in grossen Leidenslagen selbst zu trösten wissen. Niemand darf ihn erst auf die Vorstellungen leiten, daß er gar nichts gegen sie thun könne, oder Alles, was er gegen sie thun konnte, gegen sie ge-

than habe; er selbst stellt sich dis gleich vor. Niemand darf ihn erst bitten, sich in sein trauriges Schicksal zu fügen; er selbst fügt sich gleich darein. „Gut so, denkt er, weil's einmal so sein soll — vielleicht wird's noch ohne all mein Zuthun anders; geschieht dis nicht, nun, dann auch gut — so ertrage ich's ferner als Mann, der sich unter das Schicksal zu submittiren gelernt hat, wie ich's als solcher ietzt ertrage. Abänderungskraft habe immerhin mein Arm nicht — besitzt doch Tragkräfte mein Herz; durch Uebung werden diese sich stärken, und mein Leiden mir immer mehr erleichtern."

Wer Leidensgrösse auch nur in dem ersten der drei angeführten Grade an sich aufzeigen können will, der mus auch ferner alles Aeuserliche nicht höher würdigen, als es eigentlich nur zu würdigen ist. „Das Aeuserliche ist für das Innere da — nicht umgekehrt. Das Innere ist das Hauptsächliche, und ist zugleich von der Einrichtung, daß es sich durch iede Beschaffenheit des Aeuserlichen vervollkomnen könne" — so mus man denken. Wer sich diese Denkart eigen macht, der weis sich auch als Leidender bald selbst zu trösten. „Was habe ich denn verlohren? spricht er, ists nicht et=

was Aeuserliches? Also — nichts Wesentliches habe ich verlohren. Ich freuete mich zwar, als ich's hatte; sollte ich mich aber darüber ängstigen, daß ich's nicht mehr habe? Sein Besitzstand muste mir doch nur darum vorzüglich werth sein, daß ich ihn zu meiner inneren Vervollkomnung anwenden könnte; kann ich denn aber nun nicht seinen Verlustſtand auch dazu anwenden? Das Innere kann bei äuserlichem Gewinn und Verlust gewinnen, sobald man nur will: ia, bei äuserlichem Verlust kann es noch Mehr gewinnen, als bei äuserlichem Gewinn. So kommt es ia also nur auf mich an, daß ich diesen grösseren Gewinn von meinen Leiden ziehen wolle; ich will ihn aber ziehen. Und nun — sei mir sogar willkommen, Leiden, das mich iezt trift! Bald, bald werde ich dir Viel zu danken haben."

Wer Leidensgrösse auch nur in dem ersten der drei angeführten Grade an sich aufzeigen können will, der widme sich als Jüngling schon dem Glauben an eine höhere Leitung aller Welt- und Lebensbegebenheiten, und bleibe ihm als Mann getreu! Wenn es schon sehr heilsam ist, sich bei Zeiten zur Submission gegen das Unabänderliche im Menschenleben zu gewöhnen, wie noch weit heilsamer

mus es sein, diese Submission in Submission gegen einen unsichtbaren Bestimmer alles Unabänderlichen zu verwandeln! Gewis, weis man sich als Leidender schon bei iener selbst zu trösten — wie vielmehr bei dieser! „Es ist also nicht genug, ruft man sich dann zu, daß es für dich so kommen sollte, wie es kam; du fragst auch gewis, warum sollte es so kommen? Hier ist die Antwort aller Antworten darauf — weil Gott es wollte! Er, Er ist weise und gut; las ihn mit dir thun, wie er will, und sei versichert, du werdest in deinen Leiden nicht von ihm verlassen sein! Sahest du nicht schon ein, daß dein Inneres sich bei äuserlichem Verlust noch mehr vervollkomnen könne? Nun, so glaube auch, daß er dich in den erlittenen äuserlichen Verlust ausdrücklich dazu versetzte, daß dir diese noch höhere innere Vervollkomnung zu Theile werden möchte! Betrachte demnach deine Leiden als Wohlthat, die er dir erzeigte, und danke ihm für sie! Sie sind es ietzt schon, wenn du willst, und sie zu deiner moralischen Ausbildung anwendest — wende sie also dazu an! sie werden es aber, wenn du sie so angewendet hast, noch weit mehr werden; denn man hat dich nicht zu einer Existenz vor dem Tode blos, sondern auch zur Fortexistenz

nach dem Tode, nicht zu einem Sein von funfzig, oder hundert Jahren, sondern zu einem Sein ohne Aufhören, bestimmt."

Wer Leidensgrösse auch nur in dem ersten der drei angeführten Grade an sich aufzeigen können will, der mache also endlich zu seinem Wahlspruche — „es kommt erst!" Er bleibe so wenig, als bei Beherzigung der grossen Sache der Menschheit, bei Beherzigung seiner eigenen blos individuellen Sache an den Grenzen dieser Welt stehen, sondern schweife mit seinen Gedanken weit über sie hinaus, und ins Unendliche hin! Er betrachte Alles, was hier mit ihm vorgeht, nur als eine Anlage, die im Kurzen gemacht ward, auf der aber ewig fortgebauet werden soll, und übe sich in dem Erkennen und Gestehen, daß er den Fortbau zwar nicht ermessen könne, daß die Anlage aber doch schon von der Art sei, daß sie ihm etwas Hochherrliches verkündige! Sterblicher! schlage diesen Weg ein! Als Leidender bedarfst du dann gar keines fermden Trostes, sondern tröstest dich selbst auf das höchste. Dein Leiden wird dir dann auch als eine blosse Anlage vorkommen, welche zu deinem Heile gemacht ward, in einer Art von Sumpf zwar, aber doch mit so starken Seitenmauern, daß

du dir ein künftiges Prachthochgebäude darauf versprechen könnest. „Sei Alles stockfinstere Nacht um mich her, wirst du sprechen; ich sehe im Geiste die Morgenröthe schon, welche mir einen lieblichen Tag verkündigt. Gebe sich ein trauriges Lebensräthsel über das andere zur Lösung mir auf; wenn ich Armer sie auch nicht zu lösen vermag, sie werden ienseits gelöset werden, mir zur Wonne gelöset werden." — —

So mus man sich geschickt machen, einst als Leidender keines fremden Trostes zu bedürfen, sondern sich selbst trösten zu können . . . Freilich sind aller Leidensgrösse Temperament, Leibeskonstitution, Erziehung und Lebensweise häufig im Wege. Der Heftige möchte sich lieber durch Thun gros zeigen, als durch Leiden. Der Nervenschwache vermag wenig zu ertragen. Der Verzärtelte pflegt iedes Leiden zu hassen, und der, der stets in Genüssen lebte, findet es wohl unbegreiflich, daß das Schicksal ihm zumuthen könne, Verzicht auf sie zu thun. Alle diese Arten von Menschen gewähren einen sehr kleinlichen Anblick, wenn die Reihe zu leiden an sie kommt. Desto rühmlicher aber auch dann für Jeden von ihnen, der über Temperament, Leibeskonstitution, Erziehung und

Lebensweise siegt, und mit Standhaftigkeit Dulder werden kann. Er leistet durch Leidensgrösse weit Mehr, als dieienigen durch sie leisten, welche von Natur sanftmüthiger sind, oder ein starkes Nervensistem haben, oder von Kindheit auf abgehärtet wurden, oder von ieher arm an Genüssen waren. Bringe es Jeder, wie im Thun, so auch im Leiden, so weit, als er kann! Sehr nützlich wird es auch Jedem dabei sein, wenn er die gegebenen Rathe befolgt . . . Leidensgrosser, wer du auch sein magst, erquicke dich recht an der Vorstellung, daß du der Welt, wenn du auch nichts mehr für sie thun kannst, doch noch nützlicher seist, als der für sie thätigste Mann! Dein schönes Beispiel ist hocherbaulich, und stiftet Nachahmungssegen um so mehr, ie seltener es ist.

Acht und funfzigste Stunde.

Mittelstrasse.

Der Hang zu den Extremen ist sehr gemein, wird auch wohl hier und da von Philosophen vertheidigt, empfängt aber von dem gesunden Menschenverstande seine Abfertigung, der den goldenen Rath gibt, daß man, um richtig zu gehen, sich zwischen beiden Extremen in der Mitte halten müsse. Ich will heute mit der Induktion zu thun haben, um mir diese weise Mittelstrasse recht deutlich vorzustellen. — —

Mancher glaubt in Religionssachen Alles, ohne sich um irgend einen Beweis davon zu bekümmern; Mancher will schlechterdings in solchen Sachen nichts eher glauben, bis es ihm streng bewiesen ist. Jener verwirft sich offenbar, indem er sich der höchsten Gerechtsame eines vernünftigen Wesens begibt, und läuft Gefar, den tollsten religiösen Unsinn zu glauben. Dieser erhebt sich zu

sehr, vergisst, daß Glaubenssachen aufhören würden, Glaubenssachen zu sein, wenn sie streng bewiesen werden könnten, und ist auf dem Wege, ein völliger Ungläubiger zu werden. Vernünftiger Glaube ist da die Mittelstrasse, und worin besteht dieser? Darin, daß man etwas nicht eher glaubt, als bis es weit höhere Wahrscheinlichkeit hat, als das Gegentheil davon, daß man aber auch sofort es glaubt, sobald es bis zu dieser gebracht ist.

Mancher hat das übertriebenste Vertrauen auf Gott, und erwartet von ihm wohl übernatürlichen Beistand und Segen; Mancher zweifelt überall an göttlicher Mitwirkung, und glaubt sich ganz dem Gange der Dinge und der Verbindung der Umstände überlassen. Jener schaft sich eine Ruhe, deren Falschheit er bald einsehen wird, wenn die Wunder aussenbleiben, und er ohne wackere Arbeit keinen Segen, und ohne eigene Rüstigkeit in Gefaren keinen Beistand erhält. Dieser bringt sich um alle Ruhe, stört sich im Arbeitseifer, wenn derselbe nicht gleich genug einträgt, und ist in grossen Leiden nicht sicher vor Verzweiflung. Gemässigtes Vertrauen ist da die Mittelstrasse, und dis besteht darin, daß man ohne wackere Arbeit nicht auf göttlichen Segen, und ohne eigene Rüstigkeit in Ge=

faren nicht auf göttlichen Beistand, rechne, bei wackerer Arbeit aber auf solchen Segen, und bei eigener Rüstigkeit in Gefaren auf solchen Beistand mit Herzlichkeit rechne — iedoch nur auf natürliche Weise.

Mancher ist der Cerimoniensucht kindisch ergeben, und glaubt durch pünktliche Beobachtung vieler heiligen Gebräuche seine ganze Gottesverehrung abthun zu können; Mancher dünkt sich dann erst recht als Mann, wenn er mit gar keiner Cerimonie etwas zu thun haben mag. Jener ist um nichts besser, als ein blosser Götzendiener, behandelt den obersten Geist wie ein sinnliches Wesen, und setzt seine Moralität sehr aufs Spiel. Dieser vergisst, daß er nicht blos von geistiger, sondern auch von sinnlicher Natur sei, verkennt den oft wohlthätigen Einflus der letzteren auf die erstere, und verliehrt dabei manche gute Gemüthsstimmung. Die Mittelstrasse ist hier, daß man weder für viele, noch gegen alle Cerimonien sei, und daß man es zwar nur mit solchen, aber auch mit diesen gern, halte, welche die Sinne nicht betäuben, sondern einfach, und dabei von grosser bekannter Bedeutung, sind, so, daß man bei ihnen an etwas Wichtiges für Geist

und Herz nicht nur zu denken habe, sondern auch ruhig denken könne.

Mancher ist Freund der Mönchsmoral, und thut Forderungen an sich, die die unbilligsten von der Welt sind; Mancher ist Feind aller Moral, und will auch die gerechtesten Forderungen, welche sein Gewissen an ihn thut, nicht für gültig anerkennen. Jener ist ein alberner Sonderling, der sich ohne Noth kasteiet, manche schöne Stärkung im Guten sich raubt, und immer gewärtig sein mus, daß die Sinnlichkeit, welche er an sich nicht ausrotten kann, für die unnatürliche Despotie, welche er über sie ausübt, über lang, oder kurz — ganz nach Mönchsweise — an ihm ekelerregend Rache nehmen werde. Dieser ist ein verworfener Wüstling, der nur darum von keinen sittlichen ihn bindenden Vorschriften etwas wissen will, damit er sich den gröbsten Ausbrüchen seiner Leidenschaften frech überlassen, so lange überlassen könne, als er Kraft dazu besitzt. Die Vernunft weiset in die Mittelstrasse, und spricht — „Träume dir keine Pflichten, wo keine sind; die aber, welche da sind, behandle nicht als einen blossen Traum, sondern erfülle sie auf das gewissenhafteste!"

Mancher ist gleichsam aus lauter Hofnung zusammengesetzt, und so, wie die Sonne für ihn aus dicken Wolken blickt, weissagt er sich einen wunderschönen Tag; Mancher ist gleichsam aus lauter Furcht zusammengesetzt, und so, wie die Sonne sich für ihn hinter dem kleinsten Wölklein verbirgt, verkündigt er sich ein schweres Gewitter. Es kann nicht anders sein, als daß sich Beide oft täuschen. Die gegründeteste Hofnung, oder Furcht, wird nicht selten durch die Folgezeit für ungegründet erklärt; wie sollt's nicht vollends denen gehen, welche Schlösser in der Luft bauen, oder die ein rauschendes Blat zu veriagen vermag? Kann es auch wohl anders sein, als daß die Ersteren fast täglich sich über sich selbst ärgern, und die Letzteren fast täglich über sich selbst lachen müssen? Hoffen und fürchten zu rechter Zeit, nie zu viel, oder zu wenig, hoffen und fürchten, der Zuverlässigkeit beim Hoffen und Fürchten entsagen — dis ist die Mittelstrasse, in der man vor sich selbst, und bei seinen Freunden in Ehren bleibt, gehörige Thätigkeit ausübt, und wahren Lebensgenus hat.

Mancher arbeitet ohne Unterlas, gönnt sich keine freiwillige Erholung, und hat sogar Greuel an den Stunden, welche ihm die Natur durch

Schlaf mit Gewalt nimmt; Mancher ruhet ohne Unterlas, erholt sich unaufhörlich vom Nichtsthun, und möchte auch gern die Geschäfte für sich von Andern verrichten lassen, die kein Anderer, als er selbst, verrichten kann. Auf was für unzubilligenden Abwegen befindet sich der Eine, wie der Andere! Wird der, der immer arbeiten will, viel Vollkommenes fertigen? wird er sein Leben hoch bringen? wird er sich um das, was in der Geselschaft vorgeht, bekümmern? Wird der, der immer ruhen will, nicht dadurch zum unnützesten Menschen? verdirbt er sich nicht das süsse Gefühl der Ruhe, welches nur nach vorhergegangener Arbeit Statt findet? hat er nicht oft die unerträglichste Langeweile? Theile deine Zeit auf eine vernünftige Weise in Arbeit und Ruhe ein; arbeite mehr, als du ruhest, wenn's deine äuserliche Lage auch nicht erforderte; gewähre dir aber auch Ruhe, wenn du wakker das Deinige gethan hast; — so bleibst du in der Mittelstrasse, und wirst ein wahrer Mensch und zugleich ein froher Mensch sein.

Mancher sorgt ängstlich und peinlich für seine Gesundheit, und thut, als wäre sie gar nicht zu erhalten; Mancher sorgt gar nicht für sie, und thut, als wenn sie sich selbst erhalten mü-

ste. Was springt aus beiden Extremitäten hervor? Der ängstliche Gesundheitsfürsorger wird ein eingebildeter Kranker, medicinirt unaufhörlich, verzärtelt sich immer mehr, und wird immer unfähiger, wie zu grosser Wirksamkeit, so auch zu herzlichen Lebensgenüssen. Der Vernachlässiger aller Gesundheitsfürsorge überschreitet eine regelmässige Diät auf allen Seiten, übergeniesst die sinnlichen Vergnügungen, wird nach Umständen ein Wagehals, gebraucht auch in wirklichen Krankheiten keine Medicin, und stirbt vor der Zeit, welche ihm die Natur gesetzt hatte. Man findet alsdann die Mittelstrasse zwischen Beiden, wenn man die Gesundheit zwar als ein unschätzbares Gut behandelt, aber doch auch nicht gleich zittert, wenn sie wankt — wenn man zwar eine gute Lebensweise beobachtet, aber doch auch nicht iede kleine Abweichung von ihr für mörderisch hält — wenn man sich zwar nicht leichtsinnigerweise in grosse körperliche Gefaren begibt, aber doch auch, sobald es sein mus, dergleichen geringere Gefaren nicht achtet — wenn man zwar nicht immer, oder bei iedem kleinen unbehaglichen Leibeszustande Arznei gebraucht, sie dann doch aber gewis gebraucht, wenn man in der That sich krank fühlt, oder der Arzt aus Pflicht dazu rathet.

Mancher kann nicht leben ohne Geselschaft, und ist sich, sobald er allein ist, selbst zur Last; Mancher macht gar nichts aus Geselschaft, und isolirt sich für immer. Die Folge davon für den Ersteren ist, daß er bei der immerwährenden Zerstreuung, welche er sich macht, gar nicht zu sich selbst kommt, und so auch nur oberflächlich an seiner sittlichen Ausbildung arbeiten kann, daß er für die Welt wenig weiter leistet, als daß er sie vergnügt, indem sie ihn vergnügt, und daß er sich das höchste Verlassensein auf die Tage, welche doch für ihn kommen, zubereitet, an denen er fast weiter nichts haben wird, als sich — sich, woran er auf keine Stunde Genüge fand. Die Folge für den Letzteren aus seiner Lebensweise ist, daß er ein Isegrimm wird, sich für Theilnahme an fremden Freuden und Leiden abstumpft, und in den gröbsten Egoismus verfällt. Wer zwischen Beiden in der Mittelstrasse gehen will, der sei ia nicht ungesellig; er sei aber auch nicht zu gesellig! Geselligkeit ist der natürliche Karakter der Menschheit; wer könnte ihn ablegen, und sich dann noch zur Menschheit zählen wollen? Man soll aber auch seine weltlichen Amts- und Berufsgeschäfte gehörig betreiben, und zuweilen zu seiner moralischen Besichtigung sich selbst

leben; weder das Eine, noch das Andere, kann man, wenn man in Gesellschaftssucht versinkt. Man mässige also seinen Geselligkeitstrieb, ohne ihn zu ersticken! Man befridige ihn nur dann, wenn dazu geschäftsleere Zeit ist, und behalte sich das Recht über ihn vor, auch selbst alsdann, wenn's dergleichen Zeit gibt, ihm zu gebieten, daß er dem stillen Selbstbeschauen Platz mache! So wird man bei ihm nützlich für die Welt, und auch wohlthätig im höheren Verstande für sich selbst.

Mancher findet's lächerlich, ob er gelobt, oder getadelt werde, und setzt sich über alle fremde Urtheile über sich weg; Mancher ärgert sich, wenn er nicht von Jedermann gelobt wird, und will schlechterdings allgemeinen Beifall haben, weil er ihn verdiene. An welche von beiden Parteien soll Anschlus geschehen? An keine! Bei der ersteren sänke man bis zur Niderträchtigkeit herab, und würde sich Alles, auch das Verworfenste, erlauben; bei der letzteren lernte man Stolz athmen, der aller Erlangung wahrer Vollkommenheit geradezu im Wege ist, und, statt allgemeingeehrt zu machen, am Ende wohl gar allgemeinlächerlich macht. Also — die Mittelstrasse zwischen beiden! Sprich nicht — alle Leute mögen von mir reden, was sie

wollen, ich gehe meinen Gang fort — sondern sprich — ich will meinen Gang so einrichten, daß die Weisen und Edlen gut von mir reden! Strebe nicht nach dem Beifalle des grossen Haufens; strebe aber ia nach dem Beifalle seiner ehrwürdigen Vormünder! Erwirb dir wahre Verdienste, und setze dann deinen erworbenen Verdiensten durch Bescheidenheit die Krone auf!

Mancher sieht Geld und Gut für gar nichts an, oder betrachtet es als Pfeifenstiele und Papierschniebsel, die man ohne Weiteres zum Fenster hinauswerfen könne; Mancher setzt einen so grossen Werth darauf, als wenn es ihn disseits des Grabes schon selig machte, und ienseits des Grabes erst recht selig machen würde. Daher kommt's, daß Jener schwelgt, am Ende wohl arm dabei wird, und zur Wohlthätigkeit weder geschickt, noch aufgelegt, ist; daher kommt's aber auch, daß Dieser sich dem höchsten Geitze ergiebt, als ein Narr mitten in seinem Ueberflusse darbt, und, statt menschenfreundlich zu geben, lieber diebisch nimmt, betrügt und wuchert, wie er nur kann. Ich will, spricht der Vernünftigere, nicht verschwenden, was ich habe; ich will aber auch nicht kargen und gieren nach dem, was ich noch nicht habe. Zusam-

menhalten will ich mein Eigenthum, und es auch zu vergrössern suchen, aber nur auf eine rechtmässige Weise, und nicht blos, um selbst zu geniessen, sondern auch, um Andere mitgeniessen zu lassen. So wandle ich auf der Mittelstrasse, die da heisst die Richtige.

Mancher übt Undank im höchsten Grade aus, und ist im Stande, seinen Wohlthätern wohl mit dem Guten zu schaden, das sie ihm reichten; Mancher ist bis zum Kriechen dankbar, und kriecht wohl so für Gutes, das ihm gebürte, oder das doch nur eine Kleinigkeit war. Zeigt sich Jener nicht als ein Mensch, der zu allem Bösen, auch zu dem ärgsten Bösen, fähig ist? Wie wird er es mit denen halten, die ihm keine Wohlthaten erzeigten? Wie wird er es vollends mit seinen Feinden halten? Erscheint er nicht noch schlechter, als Hausthiere, denen liebreiche Pflege geschieht, und die dafür auf ihre Weise ihre Erkenntlichkeit bezeugen? Wie stehts aber um Diesen, oder um den, der bis zum Kriechen dankbar ist? Er ist ein Mensch ohne Ehrgefühl; er verschlechtert seinen Wohlthäter, wenn dieser von der Art ist, daß er sich durch ihn verschlechtern lässt; er ist auch, wie der Undankbare, zu allem Bösen fähig, und lässt sich von

seinen Wohlthätern, sobald sie ihn dazu misbrauchen wollen, wirklich dazu misbrauchen. Herzlich das Gute erkennen, welches uns von Andern geschieht, und sich darnach sehnen, daß man es ihnen auf irgend eine Weise wiedervergelten könne, aber auch immer seiner Würdigkeit dabei eingedenk bleiben, und nie Wohlthaten zu irgend einer Art von Ketten für sich werden lassen — dis ist hier die Mittelstrasse; auf ihr wandle Jeder, dem Gutes geschieht!

Mancher ist ganz unbarmherzig, wenn er auch im Ueberflusse lebt, und zugleich die Wahl unter Nothleidenden bei Unterstützungen hat; Mancher ist überbarmherzig, thut Gutes über seine Kräfte, und thut's dem Ersten, der ihm vorkommt. Für einen Barbarn wird iener Unbarmherzige mit Recht erklärt, und vor ihm scheue sich die ganze bürgerliche Geselschaft, in der er lebt! Jeder seiner nicht hülfsbedürftigen Mitbürger habe immer ein wachsames Auge auf ihn, daß er nicht von ihm auf irgend eine Weise beraubt werde! Für einen Thoren wird aber auch dieser Ueberbarmherzige mit Recht erklärt, und man thut genug, wenn man ihm sein Mitleid darüber bezeigt, daß er die Pflichten gegen sich selbst und die Seinigen vergas, und

auch nicht einmal die Menschenkunde bei seiner Barmherzigkeitsübertreibung zur Hand nahm. Sei barmherzig, spricht die Vernunft, so viel du kannst; mache aber Barmherzigkeit gegen Andere nicht zur Unbarmherzigkeit gegen die Deinigen, und — sobald es nicht die ersten Pflichten der Menschlichkeit betrift, die durchaus keine Ausnahme leiden — wähle nur solche Unglückliche zu deinen Gegenständen, die es verdienen zu werden!

Nun habe ich die Induktion, um die Mittelstrasse mir recht deutlich vorzustellen, zwölfmal. Es sei genug für mich daran! Nun weis ich vollkommen, was Mittelstrasse sei, und in sie will ich mich überall begeben. Mittelstrasse, mich hast du zum steten Fusgänger auf dir!

Neun und funfzigste Stunde.

Menschenerkentnis von Seiten des Herzens

Da man nicht nur, wenn man auch keinen Schaden davon weiter hätte, daß man sich an Menschen, mit denen man sich einlies, täuschte, doch über sich selbst unwillig deshalb wird, daß man sich von ihnen täuschen lies; sondern da man auch grösstentheils dergleichen Täuschungen theuer bezahlen mus: so gehört es zur ersten Weisheit des Lebens, daß man sich auf richtige Menschenerkentnis von Seiten des Herzens verstehe. Eine Frage aller Fragen also — wie erkenne ich das Herz, den Sinn, das Gemüth Anderer? Die Antwort hierauf kann keine andere sein, als — durch ihr Aeuserliches! Ins Innere Anderer selbst können wir nicht unmittelbar blicken, sondern nur mittelbar, indem wir von ihrem Aeuserlichen, wodurch es sich ausdrückt, darauf blos schliessen.

Ihr Anblick, ihre Reden, ihre Handlungen lehren sie uns in moralischer Hinsicht kennen.

Wie? ihr blosser Anblick schon? O gewis! Man kann dis zuförderst von ihrer ganzen Gestalt verstehen. In einem schönen Körper müsse auch eine schöne Seele wohnen — sprach schon ein Mann in grauer Vorwelt; die Erfarung soll ihn aber oft widerlegt haben, und man spricht viel von Teufelsseelen, die in den schönsten Körpern, besonders in weiblichen Engelsgestalten, wohnten. Doch, hiervon abgesehen — ist es nicht wahr, daß man den Stolzen von dem Bescheidenen, den Leichtsinnigen von dem Gesetzten. den Geitzigen von dem Menschenfreunde leicht unterscheiden könne, sobald man ihn nur daherkommen sieht? Wie hochtrabend tritt der Stolze heran! wie möchte der Leichtsinnige gern über uns wegfliegen! wie schleicht der Geitzige neben uns vorbei!

Aber — das Gesicht, das Antlitz, das Angesicht ist für den Anblick des Menschenprüfers das Hauptsächlichere. Die Sprache selbst mit ihrem Ausdruck „A n g e s i c h t" weiset darauf gleich hin, daß man, wenn man wissen wolle, wie das Herz eines Menschen beschaffen sei, ihm ins Angesicht sehen müsse, worin man ihm Alles a n s e h e n kön-

ne. Ich halte es wenigstens lieber mit der Gesichtslehre, als mit der Schädellehre, die mir überhaupt sehr sonderbar vorkommt. Gesetzt aber aber auch, daß sie zu den ehrwürdigsten Lehren gehörte; in Ansehung der schnellen Beförderung der Menschenerkentnis müste sie doch der Angesichtslehre den Vorrang zugestehen. Schon einzelne Gesichtszüge offenbaren das Herz. Jeder Affekt drückt sich im Gesicht durch besondere Züge aus; man nehme nur die Freude, den Kummer, den Zorn, den Neid — so unterschreibt man die Wahrheit hiervon. Wenn man nun dergleichen Gesichtszüge, welche dieser oder iener Affekt auf der Stelle zu schaffen pflegt, an einem Menschen immer findet, so darf man den Schlus machen, daß er einem solchen Affekt sehr ergeben sei. Er hat diese Züge in seinem Gesicht so oft hervorgebracht, daß sie sich endlich darauf fixirt haben. Man hat wohl die Frage aufgeworfen, ob der Affekt die Gesichtszüge, oder die Gesichtszüge den Affekt, schaffen, und hat wohl gar das Letztere angenommen; ich mus aber gestehen, daß mir kaum etwas Lächerlicheres vorgekommen sei, als dis. Nehmet doch nur ein gesundes noch ganz kleines Kind auf den Arm, und betrachtet es! Von keinem Affekt noch

etwas wissend, hat es auch ein ganz unbedeutendes Gesicht. Sollten die Gesichtszüge den Affekt hervorbringen, so müste es auch schon die Züge haben, welche der Affekt, dem es einst besonders ergeben werden wird, im Gesicht eigenthümlich hat.

Wenn sich so schon in einzelnen Gesichtszügen das Herz offenbart — wie vielmehr im Gesichtsganzen! Wer spricht nicht oft, wenn er einen Fremden zum erstenmale erblickt — dieser Mensch hat ein sehr offenes Gesicht, oder, er hat ein sehr verschlossenes Gesicht — dieser Mensch hat ein grundehrliches Gesicht, oder, er hat ein erzfalsches Gesicht — dieser Mensch hat ein muthvolles Gesicht, oder, er hat ein scheuendes Gesicht — — wer spricht nicht oft auf der Stelle so bei dem ersten Anblick Anderer? Sollten vollends die Menschenblattern ausgerottet werden, welche bisher noch viele Gesichter so verstellten, daß man gar nichts darin lesen konnte, so wird die Phisiognomik zu der Höhe wirklich steigen, auf der sie Lavater — ehrwürdigen Angedenkens — sich dachte.

Immer aber bleibt, wie in der ganzen Menschengestalt, so auch im menschlichen Antlitz, das Auge bei der Menschenerkentnis das Vorzüglich-

ste. Welch ein Unterschied zwischen einem und demselben Menschen, wenn man ihn erst bei zugeschlossenen Augen sah, und er die Augen dann öfnet! Ists nicht gleich, als würde das todte Gesicht wieder lebendig? Wer, wenn man mit ihm spricht, die Augen kaum heben kann, oder seitwärts mit ihnen wegschielt, oder unaufhörlich sie blinzen lässt, möchte es schwerlich verdienen, daß man Zutrauen auf ihn setzte. Das Auge ist der Spiegel der Seele; durch' Auge sieht man Andern recht ins Herz. Wer unterscheidet nicht das Auge des ehrlichen Mannes bald vom Auge des Betrügers, wie das Auge des Weisen vom Auge des Blödsinnigen? Wer unterscheidet nicht das Auge des Sanftmüthigen vom Auge des Jagdzornigen, das Auge des Ruhigentschlossenen vom Auge des Tollkühnen, das Auge des Versöhnlichen vom Auge des Rachsüchtigen, das Auge des Keuschen vom Auge des Buhlers? Es gibt Augen, deren Blicke auf der Stelle Ehrfurcht abzwingen; von dieser Art waren die Augen des grossen Brennenkönigs Friedrich, und — wem gebürte auch wohl mehr Ehrfurcht, als ihm? Man wendet wohl gegen die Menschenerkentnis aus den Augen ein, daß der ausgelernte Heuchler, wie seine Minen, so auch

seine Blicke, in seiner Gewalt haben könne; wär's aber auch wirklich so, wie bald kann man ihn um diese Gewalt bringen! Nur Auge auf Auge ihm gesetzt, fest und durchbohrend gesetzt, so ist er entlarvt; wer dis nicht ertragen kann, der ist kein guter Mensch.

So lehrt uns Andere ihr blosser Anblick schon von Seiten des Herzens kennen, und wer auf ihn recht auslernt, der wird selten sein Urtheil, das er in dieser Hinsicht über Menschen, als er sie zum ersten male sah, fällte, in der Folge zurückzuneh- Ursache haben. Uebung thut allerdings auch hier, wie überall, das Meiste; man mus viel unter Menschen sein, und sich mit ihrer Anblickung ernstlich beschäftigen. Es gibt aber auch einen natürlichen Scharfblick ins Gesicht Anderer, der fast untrüglich ist; man findet ihn, wie den Scharfblick in die Wahrheit, bei allen grossen Männern.

Auf den Anblick, welchen Menschen reichen, folgen die Reden, welche sie führen, wenn man sie von Seiten ihres Herzens erkennen will; ich habe aber über diesen Punkt meine eigene Meinung, und glaube, daß sie die richtige sei. Daß man, wenn man s c h l e c h t e Reden hört, ein schlechtes Herz sprechen höre, davon bin ich ganz überzeugt; denn,

wie sollte ein Mensch, der gut ist, auf den Einfall kommen, durch schlechte Reden sich so verstellen zu wollen, als wäre er nicht gut? Ist denn Schlechtsein etwa eine Ehre? Ich glaube also hier etwas Unsinniges vor mir zu haben. Sollten aber die schlechten Reden etwa blos geführt werden, um sich Andern, angesehenen, mächtigen und reichen Andern, gefällig zu machen, und sich ihre Gunst zu verschaffen — nun, so ist der, welcher sich hierzu hergeben kann, auch an sich kein wahrhaftigguter Mensch. Was also die schlechten Reden anbetrift, so gebe ich gern zu, daß man das Herz des Menschen aus seinen Reden erkennen könne; wie ists aber mit den guten Reden? Wenn ich da so schliessen wollte — wer gut spricht, der ist auch gut — wie widerspräche ich aller Erfarung, und wie würde ich mich bei meinen genaueren Einlassungen mit Menschen äuserst aufs Schlüpfrige stellen! Eine der ersten Regeln, welche Lebensklugheit gibt, ist — „traue nicht gleich auf schöne und edle Worte und Reden!" Tugend ist oft auf der Zunge, und Laster im Herzen; Gottesfurcht ist oft auf der Zunge, und Gotteslästerung im Herzen; Ehrlichkeit ist oft auf der Zunge, und Falschheit im Herzen; Menschenliebe ist oft

auf der Zunge, und Menschenhas im Herzen. Diese Erscheinung ist leicht zu erklären; welcher schlechte Mensch möchte nicht gern für gut gelten? Daß er sich also verstellt, dabei ist etwas für ihn zu verdienen, und, wio kann er den Verdienst wohlfeiler haben, als wenn er ihm nichts weiter kostet, als blosse gute Reden? Nur dann, wenn die guten Reden auch mit den Handlungen harmoniren, ist auf sie Verlas zu nehmen, und von ihnen auf ein gutes Herz zu schliessen. Nur, wenn man mit Wahrheit von einem Menschen sagen kann — „er thut, wie er spricht" — kann man auch ihm nachsagen — „er spricht, wie er denkt."

Hier ist der natürliche Uebergang zu der richtigen Behauptung, daß das Handeln Anderer sie uns von Seiten ihres Herzens am sichersten kennen lehre. Jedoch auch hier mus wohl bemerkt werden, daß es nicht eine Handlung, oder auch wohl einige Handlungen, sein müssen, wornach man sie in moralischer Hinsicht zu beurtheilen unternehme. Auch der schlechteste Mensch verrichtet zuweilen eine gute Handlung, und zwar recht absichtlich. So schickt der ärgste Wucherer wohl einige Klafter Holz, oder einige Säcke Mehl, ins

Armenhaus, um für einen Barmherzigen zu gelten; so übt der grimmigste Verfolger wohl eine glänzende Feindesliebe aus, um Andere, denen er Tod und Verderben gedrohet hat, desto sicherer und hutloser vor ihm zu machen; so lässt sich der aufgeblasenste Stolze wohl dann und wann wider alle seine Gewohnheit sehr herab, um irgend einen Plan auszuführen, oder sich darauf berufen zu können, wenn man ihm Hochmuth vorwirft. Auf gleiche Weise kann man auch nicht in Abrede sein, daß der beste Mensch zuweilen eine schlechte Handlung verrichte — freilich aber blos aus Uebereilung, und so, daß er sie gewis bald wieder gut macht. Wäre nun diese schlechte Handlung die erste, welche man von ihm erfüre, und beurtheilte mnn ihn gleich nach ihr, wie ungerecht betrüge man sich gegen ihn! Wäre aber auch iene gute Handlung, welche ein schlechter Mensch ausübt, die erste, welche man von ihm in Erfarung brächte, und wollte man ihn gleich nach ihr beurtheilen, welche unverdiente Ehre würde man ihm dadurch anthun!

Es müssen also ganze Reihen von Handlungen sein, nach welchen man Andere in sittlicher Hinsicht beurtheilt; das Leben im Grossen und im Gan=

zen drückt das Herz nur vollkommen ab. Hier ist der Mensch nicht mit dem Baume zu vergleichen, der als Holzapfelbaum nie einen Borstorfer Apfel, und als Borstorfer Apfelbaum nie einen Holzapfel tragen kann; wollte man ia den Baumvergleich mit ihm anstellen, so müst's nur so gemeint sein, daß der brandbeschädigte Baum doch noch manche wohlausgewachsene Frucht unter vielen Zwergfrüchten, und der ganz gesunde Baum auch unter vielen ausgewachsenen Früchten wohl manche Zwergfrucht liefere. So wäre zwar der Vergleich richtig; wer würde aber wohl, wenn er den Anblick eines ganzen Baums mit allen seinen Früchten vor sich hat, den Baum, welcher unter sehr vielen Zwergfrüchten einige ausgewachsene hat, dieser wegen für ganz gesund, oder den Baum, welcher unter sehr vielen ausgewachsenen Früchten einige Zwergfrüchte aufzeigt, dieser wegen für brandbeschädigt, erklären? Wie man nun so Gerechtigkeit gegen Bäume ausübt, so mus man auch Gerechtigkeit gegen Menschen ausüben. Die Schlusweise, durch welche man diese ausübt, lautet z. B. also — —

„Wer fast bei ieder Gelegenheit eigennützig handelt, der ist ein Eigennütziger; wer fast bei ie-

der Gelegenheit uneigennützig handelt, der ist ein Uneigennütziger."

„Wer fast bei ieder Gelegenheit hadert, der ist ein Haderliebender; wer fast bei ieder Gelegenheit friedlich zu Werke geht, der ist ein Friedfertiger."

„Wer fast bei ieder Gelegenheit für das Recht schweigt, wenn er doch dafür reden könnte, der hat keinen Sinn für Recht; wer fast bei ieder Gelegenheit für das Recht spricht, sobald er dafür sprechen kann, der hat wackeres Rechtsgefühl."

„Wer fast bei ieder Gelegenheit in seinen Lebensgenüssen auschweift, der ist ein Unmässiger; wer fast bei ieder Gelegenheit seine Genüsse, die ihm Niemand beschränken könnte, selbst beschränkt, der ist ein Mässiger."

Solche Schlüsse sind gewis richtig, und, wenn man sich an sie hält, ists ausgemachtwahr, daß das Handeln Anderer sie uns von Seiten ihres Herzens am sichersten kennen lehre.

Nun habe ich's mir deutlich genug gesagt, wie die Menschen von mir in sittlicher Hinsicht zu erkennen sind; ganz so will ich mich auch in dieser ihrer Erkentnis üben, und fortüben. Auge und Leben! Blicke recht in's Auge; blicke recht

auf's Leben!!! Wer sich mir durch Auge und Leben bewährt, mit dem will ich, wenn Zeit und Umstände es erfordern, mich näher einlassen, mich genauer verbinden. Wie wohlgerathen wird mir dadurch sein in ieder Hinsicht — in Hinsicht auf das Aeuserliche und auf das Innere — in Hinsicht auf das Vergängliche und auf das Unvergängliche!

Sechzigste Stunde.

Selige Rückerinnerungen.

Es ist der Seele eigen, daß sie, wenn die Gegenwart sie nicht beschäftigt, sich selbst mit der Vergangenheit zu beschäftigen sucht. Rückerinnerungen sind da ihre Sache — besonders in der Einsamkeit, und, hat sie dann schöne Rückerinnerungen, wie selig befindet sie sich dabei!

Eine solche Rückerinnerung ist z. B. die Erinnerung an Gutes von grossem Belange, das man geleistet hat. Da versetzt man sich ganz in die Lage wieder, in der man damals war, als man es leistete, und lebt gleichsam abermals in ihr. Die Veranlassung dazu steht vor den Augen wieder da, als würde sie erst gegeben, und es ist, als fühlte man die Eindrücke wieder, welche sie zu ihrer Zeit machte. Man ist sich der Gedankenreihe bewust, welche zum Vorsatze, das Gute zu leisten, bestimmte, reihet sie eben wieder so, und bestimmt

sich auch wieder so nach ihr. Man ist sich der Anstrengungen bewust, welche die Ausführung des guten Vorsatzes kostete, und leistet sie in Gedanken von neuem, und zwar eben so gern, wie ehemals. Man ist sich der Freude bewust, welche der glückliche Ausgang der gemachten Anstrengungen dem Herzen reichte, und geniesst diese Freude eben so herzlich wieder. Man sieht die Menschen, welchen das Gute geleistet ward, wieder in ihren Frohsinnsbezeugungen darüber; man hört ihren herzlichsten Dank dafür wieder. Man segnet sich selbst dafür, daß man Andere segnete, und geniesst königliche Zufridenheit bei der Rückerinnerung daran. Menschen! lernet euch doch recht auf das Heil eurer künftigen, besonders eurer späteren, Tage verstehen, und leistet, sobald ihr Kräfte dazu habt, grosses Gutes! Wenn dann die Gegenwart für euch freudenleer ist, wie wird euch die Vergangenheit für sie entschädigen! Wenn Alles um euch her schon dämmert und nachtdunkelt, wie wird das Licht des in der Vorzeit gestifteten Segens euch Dämmerung und Nachtdunkel zum neuen Lebensmittage umschaffen! Rückerinnerung, ach, Rückerinnerung an geleistetes Gutes von grossem Belange, wie viel bist du werth!

Eine selige Rückerinnerung ist z. B. ferner die Erinnerung an bewiesene edle Festigkeit. Himmlisch ist das Selbstgefühl, welches man in dem Augenblick hat, da man sie beweiset; aber für noch himmlischer ist das Andenken daran zu erklären, daß man sie bewies, und, ie später das Andenken verneuert wird, für desto noch himmlischer. Sie war der Grund, auf dem man seine Tugend bauete, die mit der Zeit immer vollkommener ward; ie länger es also her ist, daß man sie bewiesen hat, einen desto höheren Tugendgrad hat man auch erreicht, und desto seliger ist also auch das Angedenken an sie. Man stellt sich dabei iedesmal die ganze gehabte Versuchung zum Wanken lebhaft wieder so vor, wie sie wirklich war. Man hört die verführerischen Stimmen gleichsam wieder, welche zum Abfalle von edlen Grundsätzen, zum Handeln gegen Ueberzeugung und Gewissen, bewegen wollten. Man erinnert sich deutlich der zurückweisenden Antworten, welche man sofort darauf gab, und freuet sich ihrer; man freuet sich hoch darüber, daß man schon zu einer Zeit, wo Hofnung und Furcht auf das Herz noch so viel vermochten, über äuserlichen Gewinn und Verlust so wacker wegsah, und so reell dachte. Man vergegenwärtigt sich die

noch ungestümeren Anfälle auf das Gewissen, welche nachher, als die ersteren sanfteren den Verführern verunglückt waren, von ihnen geschahen, und empfindet zwar auf einen Augenblick auch die Aengstlichkeit wieder, welche man damals auf einen Augenblick empfand, entschliesst sich aber auch, wie damals, gleich wieder, für das Gewissen lieber zu leiden, führt den gefassten Entschlus in Gedanken abermals aus, und liebt sich für die Ausführung wieder, wie damals. Man hat seit der Zeit immer mehr eingesehen, wie brav man handelte, daß man auf seinen für richtig anerkannten moralischen Grundsätzen feststand; mit dieser zunehmenden Einsicht nimmt auch das innere Frohlocken darüber zu. Wehe dem, den Rückerinnerungen von entgegengesetzter Art bedrohen! Es wird ihm nichts helfen, daß er sie von sich zu entfernen sucht; er wird sich doch zuweilen ihnen überlassen müssen, und — wie wird ihm dann dabei zu Muthe sein? Je mehr er an Jahren zunimmt, und ie mehr also auch der Werth alles Aeuserlichen in seinen Augen abnehmen mus, desto mehr wird auch das Schämen vor sich selbst bei ihm darüber zunehmen, daß er Verheissungen und Drohungen, die doch blos das Aeuserliche betrafen, so zerstörerischen Einflus auf

seine Sittlichkeit verstattete. Wie er Rückerinnerungen, die sich ihm gelegentlich aufdringen, von sich abzuwehren sucht, so schaft sie sich der Festgestandene selbst; denn sie machen für ihn das Schönste seines Lebens aus.

Eine selige Rückerinnerung ist z. B. ferner die Erinnerung an herrlich überstandene schwere Leiden, welche blos das Schicksal auflegte. Dergleichen Leiden gibts genug, und wer bis heute noch keine Erfarung von ihnen gemacht hat, ist nicht sicher davor, daß er sie heute noch machen werde. Niemand vollendete seine irdische Laufbahn, ohne dergleichen Erfarungen gemacht zu haben. Oft endet freilich solche Leiden, die blos Leiden des Schicksals sind, der Tod erst; dann wird aber auch gewis das Leben nach dem Tode die seligste Rückerinnerung an sie gewähren, wenn man bis zum Tode wacker in ihnen ausharrte. Wie könnte man im Ernst an ein künftiges Leben glauben, ohne dis mitzuglauben? Oft aber schliessen sich dergleichen Leiden schon vor dem Tode, und wohl schon lange vor dem Tode. Wenn man sich da nach Jahren noch das Selbstzeugnis geben kann, daß man sie geduldig und standhaft überstanden habe — wie selig fühlt man sich dabei, und wie immer noch seliger, ie weiter man die Leiden hinter sich hat!

Bei ieder Rückerinnerung an sie ist man sich der Unschuld bewust, in welcher man von ihnen betroffen ward, und des Trostes zugleich, den das Unschuldsgefühl auf der Stelle gleich reichte. Man befindet sich zwar wie bei den Kämpfen wieder, welche damals die Sinnlichkeii und der Glückseligkeitstrieb mit dem Glauben an eine höhere Weltregirung führten; man ist aber auch wiederum kein blosser Zuschauer dabei, sondern schlägt sich ebenfals wieder, wie damals, auf die Seite dieses Glaubens, so, daß er über iene den Sieg wieder davon trägt. Man fühlt die Stärkungen von neuem, welche dieser Sieg einst dem Herzen in frommem Duldersinn reichte; — Stärkungen, die so weit gingen, daß man auch nicht einmal klagte, sondern sogar seine Freunde, die zu beklagen kamen, zur Ruhe damit verweisen, und, statt von ihnen Trost zu begehren, ihr Tröster werden konnte; — Stärkungen, die es allein möglich machten, daß man, aller Leiden ungeachtet, doch die Pflichten, welche man gegen Andere noch auf sich hatte, herzlich betrieb, und sogar noch wohlthätige Gesinnungen gegen Leidende um sich her nach seinen Kräften werkthätig äuserte. Man erinnert sich vorzüglich mancher äuserst schweren Stunde, die das-

selbe Schicksal, welches sie auflegte, von andern Seiten her ganz unerwartet wieder erleichterte, und blickt dafür wieder so freudig zum Himmel, wie vor Zeiten in dieser Stunde selbst. Man ruhet endlich ganz bei der geschehenen Wiederbefreiung von den Leiden aus, wie damals, als sie geschah, und führt die Leiden, wie damals, in stillem Herzenstriumf wieder auf. O scheuet doch Noth nicht, die das Schicksal euch macht; ihr könnet euer Herz durch sie herrlich veredeln. Traget sie nur gelassen und standhaft! Mit Entzücken werdet ihr einst, wenn sie längst überstanden ist, euch an sie zurückerinnern, und ihr die hohe Veredlung verdanken, welche euch durch sie auf immer zu Theile ward.

Eine selige Rückerinnerung ist z. B. ferner die Erinnerung an ehemals gehabte ausserordentlich schöne Naturgenüsse. Dergleichen gibts besonders auf weiten Reisen, die durch paradisische Gegenden und romantische Gebirge führen. Wer befand sich iemals auf einem hohen Berge, ohne daß ihm das Herz da nicht auch höher geschlagen hätte? Wer verlohr sich da nicht unter nie gehabten Wonnegefühlen in den unermeslichen Aussichten um sich her? Wer vergas da nicht alles Bösen, welches

die arme Menschheit in den Tiefen unter ihm drückte, und war nicht wie im Geiste schon in der Oberwelt? Wer zollte da nicht auf das freiwilligste und heiligste Anbetung dem grossen Urheber der Natur, der aller Schöne Meister ist? Unauslöschlich sind alle diese köstlichen Eindrücke, welche der Stand auf hohen Bergen macht, in der Seele, und sie sind gleich in ihrer ganzen ursprünglichen Fülle wieder da, sobald man sich an so einen gehabten Stand zurückerinnert. Diese Nachseligkeit kann man dann geniessen, so oft man will, und wer sollte sich ihren Genus nicht recht oft gönnen — besonders alsdann gönnen, wenn Alles um ihn her beschränkt, öde und traurig ist? Ehrwürdiger Brocke! auf dir war ich einst vor vielen Jahren, und rechne noch immer den Tag, welchen ich auf deinen Gipfeln verlebte, wo ich die Sonne zweimal auf- und untergehen sah, zu den allerschönsten Tagen meines Lebens. Ach, wie war mir da so wohl, als mir noch nie gewesen war! Welche Wonnen strömten da durch's Auge ins Herz, und welche erhabenen Gefühle arbeiteten sich da aus meinem Herzen hervor! Nie hatte ich meine Menschenwürde und meine Menschenbestimmung so geschätzt, als da; nie an dich, Gott, so innigst ge-

glaubt, als da. Ich wuste da von keinen Sorgen, hörte da keine Klagen; donnern hörte ich zwar, aber nicht, wie zu Hause, über meinem Haupte, sondern unter meinen Füssen — ein freier azurner Himmel war und blieb mein ganzer Horizont. So, wie ich in meine alte Unterwelt zurückkehrte, gingen auch meine alten Sorgen und die alten Menschenklagen um mich her wieder an. O, dacht' ich, könnte der Tag, den du auf dem Brocken hattest, zum ganzen Leben für dich werden! „Zu eigennützig von dir gewünscht, antwortete eine innere Stimme darauf; so ein Brockentag ist gut für dich — so ein Brockenleben aber nicht. Du must Sorgen haben, und Klagen hören, um dich sittlicher auszubilden, und der Geselschaft, zu der du gehörst, nützlich zu werden." Wohl — erwiederte ich; aber so soll mir doch der Brockentag einer der unvergeslichsten Tage meines Lebens sein. Hiermit habe ich nicht nur Wort gehalten, sondern ich erinnere mich auch oft auf das feierlichste an ihn zurück, und dann ist mir gleich ganz so, als wäre ich wirklich wieder auf dem Brocken. Sollte ich mir diese Seelenstimmung nicht gern gönnen — nicht besonders dann gönnen, wenn auf der platten Erde mich Alles zu verstimmen sucht?

Du, der du reisen kannst, reise weit in lachende Gefilde, und in gigantische Gebirgsgegenden! Wenn du dann von deinen Reisen, die dich so erhuben und beglückten, nach Hause zurückkehrst, und dich dem Bleiben zu Hause widmest, kannst du deine Reisen in Gedanken wiederholen, und dich bei ieder Wiederholung der Art so erhoben und beglückt wieder fühlen, als damals, da du sie wirklich machtest. Alle, die iemals dergleichen weite Reisen thaten, stimmen gewis hierbei mit mir überein. Kannst du aber keine weite Reisen thun, so besteige doch wenigstens bei guter Zeit den dir nächsten hohen Berg! — Dis kann dir nicht unmöglich sein, sobald du nicht sehr kränklich bist. Ist dis nicht, so befolge meinen Rath! Es wird dir dann gehen, wie mir, und nach vielen Jahren noch, ia, so lange du Bürger der Erde bist, die ihre Berge und Thäler hat, und deren Berge die eigentlichen Denkmähler sind, welche die Natur auf ihr ihrem Schöpfer errichtete, wird dir die Rückerinnerung an einen solchen Bergbesteigungstag eine sehr selige Rückerinnerung sein.

Eine selige Rückerinnerung ist z. B. ferner die Erinnerung an vormalige edle Freundschaften, welche der Tod zerstörte. Wer Sinn für das Gute

und Schöne hat, der sucht sich mit Andern genauer zu verbinden, die denselben Sinn haben, und, gelingt ihm die genauere Verbindung mit ihnen, so preiset er sich mit Recht hochglücklich; denn himmlisch sind die Seelenfreuden des sanften und edlen Simpathisirens, der gesellschaftlichen nützlichen Wirksamkeit und der gegenseitigen Veredlung im stillen Trautbeisammensein. Wie schön ists auch, in sein eignes reines Herz tief blicken zu lassen, und in ein anderes reines Herz wieder tief zu blicken! Wie schön ists, einander ganz unbefangen seine Meinung über Alles sagen zu können, und an einander immer den redlichsten Rathgeber und den herzlichsten Tröster zu finden! Wie schön ists, unschuldige Lebensfreuden in den Armen der Freundschaft und der Liebe zu geniessen! Doch — wie lange währt all dieses Heil? Der Tod zerstört's, und zerstört's oft früh, so daß ein Freund den andern wohl lange überlebt . . . Es darf nicht als allgemeine Regel vorgeschrieben werden, daß man sich diesen Vorstellungen bei Aufrichtung der Freundschaftsbunde sehr ernstlich überlasse; sonst dürften die, welche zum Trübsinn, oder gar zur Melancholie, geneigt sind, es wohl besser finden, dergleichen Bund lieber gar nicht einzugehen, son-

dern allen Freundschaftshang aufzugeben — als womit ihnen auch schlecht geholfen wäre. Wohlaber mus der allgemeine Rath gegeben werden, iene Vorstellungen ia nicht ganz auf die Seite zu legen, damit die einstige Trennung vom Freunde durch seinen Tod nicht schmetternde, und die mögliche baldige Trennung von ihm durch seinen frühen Tod, wenn sie sich ereignet, nicht zerschmetternde Eindrücke auf das Herz mache. O ihr meine Lieben und Freunde, die ich einst hatte, und nicht mehr habe, und von denen ich Manchen früh verlohr, wie gern hätte ich euch iezt noch! Da es aber nicht sein sollte, wie ersezt mir euren Verlust — euer künftiges Wiederhaben nicht einmal in Beschlag gebracht — die einsame herzliche Rückerinnerung an euch! So oft ich iezt an die Stunden zurückdenke, in welchen wir auf das allertrauteste beisammen waren — oder in welchen wir einander sehr erfreuliche Nachrichten brachten — oder in welchen wir sehr wichtigen guten Rath einander gaben — oder in welchen wir einander überschwenglich trösteten — oder in welchen wir gemeinschaftlich grosses Gutes bewirkten — oder in welchen wir Vergnügungen, die würdig waren, daß wir sie genössen, auf das allerherzlichste zu=

sammen genossen, u. s. w. u. s. w. — — ist mir ganz so, als wären diese Stunden von neuem wieder da. Heilig sei mir die Freundschaft, dreimal heilig die Liebe, bei allen Zerstörungen, welche die Zeit für sie anrichtete!

Eine selige Rückerinnerung ist z. B. endlich die Erinnerung an ein schönes Zeitalter für die Menschheit im Vaterlande, das man selbst mitverlebte. Auf den ersten Anblick könnte es scheinen, als wenn so eine Rückerinnerung gerade zu den unseligsten gehörte; man denke nur aber recht über die menschliche Hauptsache nach, so wird man bald anderer Meinung werden. Daß Alles, wie im Kleinen, so auch im Grossen, dem Wechsel der Zeiten unterworfen sei, lehrt die Geschichte, die Privat- und Familiengeschichte nicht nur, sondern auch die Völkergeschichte; was ist's also weiter, wenn man nach guten Vaterlandszeiten weniger gute erlebt, als höchstens ein Beweis davon, daß man ziemlich lange gelebt habe? Soll man deswegen seiner Lebenslänge gram werden, oder dem Schicksale fluchen, daß es so einen üblen Vaterlandszeitenwechsel veranstaltet? Nein, man rechne als ein Geschichtskundiger darauf, daß vermöge der Zeitenwechselsregel, welche das Schicksal

nun einmal beobachtet, und von ieher beobachtet hat, auch wieder bessere Vaterlandszeiten kommen werden — man möge sie erleben, oder nicht — und erquicke sich bis zu ihrer Ankunft, oder bis zu seinem Tode, durch dankbare Rückerinnerung an die mitverlebten schöneren Vaterlandszeiten! So will ich's halten, so lange ich irdisch existire. Ja, ich habe als Deutscher ein schönes Zeitalter für mein Vaterland mitverlebt — ein Zeitalter, in welchem Licht im Lande war, und Licht aus dem Lande in alle Nachbarländer hin leuchtete — ein Zeitalter, in welchem Recht gehandhabt ward, nicht nur für das Volk gegen das Volk, sondern auch für das Volk gegen seine Beherrscher — ein Zeitalter, in welchem die Freiheit bestand, durch Tapferkeit bestand, ia, durch eine solche Tapferkeit, die die Ausländer um sich her zum Zittern brachte! Dahin sind diese Zeiteu — leider, ach, leider! Sie waren aber doch da, und ich war in ihnen da; so versetze ich mich in sie zurück, und so bin ich wieder in ihnen. Ja, in diesem Augenblick bin ich wieder in ihnen, und fühle mich wieder so froh, wie ich mich fühlte, als sie wirklich da waren. Sterbend will ich noch wieder in ihnen sein, und

mich eben so froh fühlen, und — von meinem mir über Alles lieben Vaterlande mich mit dem Wunsche verabschieden, daß sie einst für dasi wirklich zurückkehren mögen. Die Erfüllung oder Nichterfüllung dieses Wunsches steht bei — — — Gott, und bei keinem Andern.

Ende des zweiten Theils.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Phil

Sentenis

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sintenis, Christian Friedrich,

Stunden des einsamen Nachdenkens im Schosse der schönen Natur

Bd.: 2

Leipzig (1810)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Phil 3518 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11273810-9